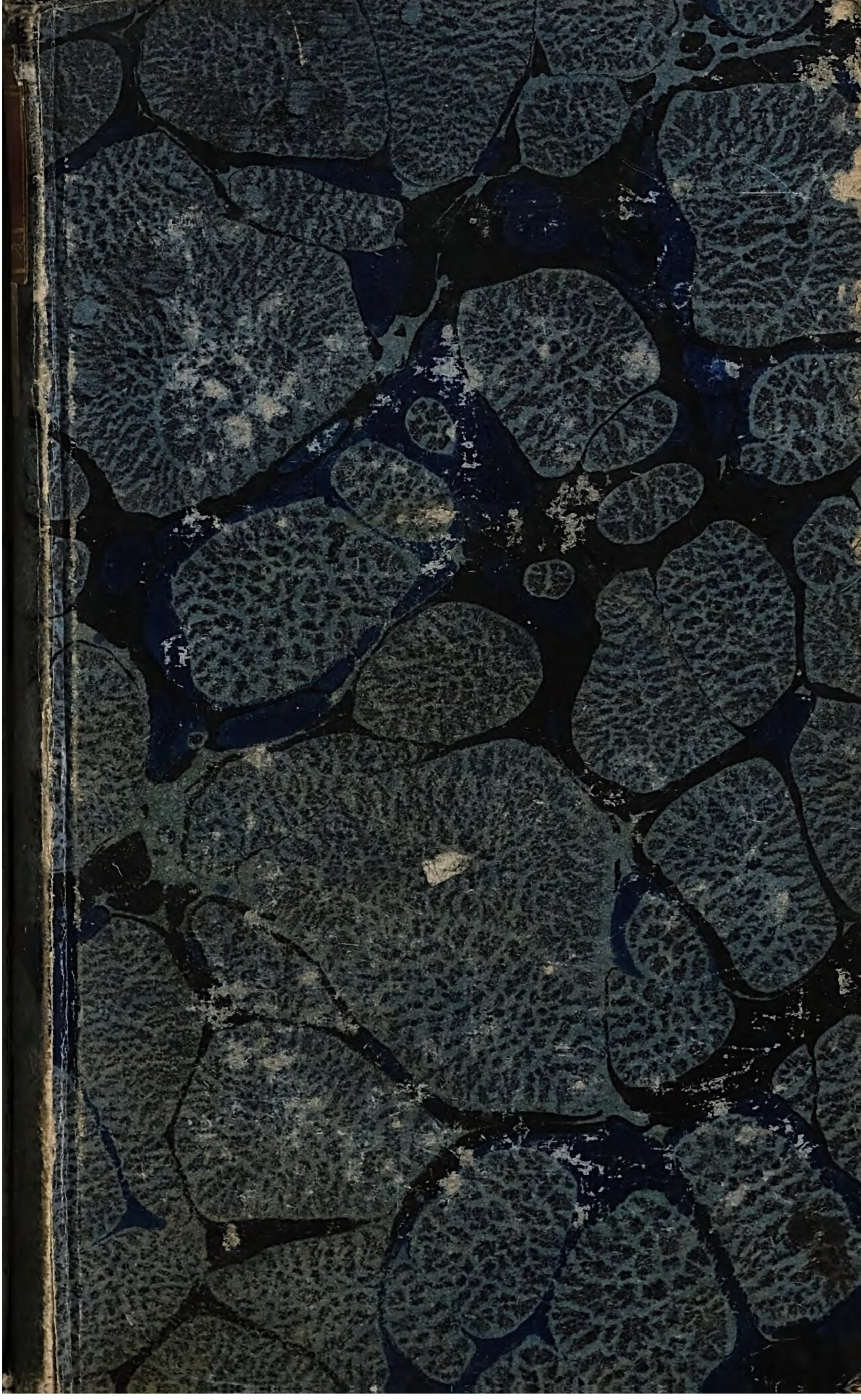

Gd. III. 431. b.

Coll. Zoit
o 26.
2.

Bekenntnisse

merkwürdiger Männer

von sich selbst.

Herausgegeben

von

Joh. Georg Müller.

Zweiter Band.

Homines — — curiosum genus ad cognoscendam vitam alienam; desidiosum ad corrigendam suam.

Augustinus

BIBLIOTHECA BASILIENSIS

Winterthur,

in der Steinerischen Buchhandlung,

1793.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Die günstige Aufnahme der von mir gesammelten Bekenntnisse merkwürdiger Männer, deren erster Theil an Ostern 1791 erschien, macht mir Muth, in dieser Arbeit fortzufahren, und ich hoffe es mit kürzern Unterbrechungen thun zu können, als die zwischen diesem und dem vorigen Theile war.

Zuerst

Zuerst kommen hier die Bekenntnisse des grossen und weitberühmten Mannes, der schon im ersten Bande als der weise Seelenrath Petrarka's erschien — des Augustinus. Die, welche seine Confessiones im lateinischen Original kennen, werden ganz wohl zufrieden seyn, daß ich blos einen fortgehenden Auszug aus denselben, doch nie anders als mit Augustins eignen Worten, liefere, wo nichts, das nur einigermaßen zur Kenntniß der Geschichte seines Herzens gehört, vermißt werden soll; indem ein grosser Theil dieses sonderbaren Buches aus Digressionen über philosophische und theologische Materien besteht, so wie z. B. die lezten drey Bücher nichts anders als eine allegorische Auslegung der Schöpfungsgeschichte Moses sind.

Da

Da ich überhaupt kein Liebhaber von Commentaren bin, so habe ich mich über das, was er selbst von sich sagt, einige historische Erläuterungen ausgenohmen, aller Anmerkungen enthalten, und überlasse diese denjenigen Lesern selbst zu machen, die nicht blos zum Zeitvertreib, sondern zu bessern Zwecken und mit Nachdenken zu lesen gewohnt sind. Freilich wird bisweilen durch eine gute Note eine schlafende Idee des Lesers erweckt, eben so oft aber eine solche dadurch erstickt, die vielleicht besser als die des Autors war.

Ebenfalls habe ich mich sorgfältig gehütet, nichts blos aus dem Grunde wegzulassen, weil ich es dem philosophischen oder religiosen Geschmack unsers Zeitalters nicht angemessen fand.

fand. Wer ihn nicht hören will, oder wem seine Gesinnungen zu fromm und zu theologisch sind, kann ihn ja weglegen. Wer hingegen nüchtern genug ist, zu glauben, daß in den Meinungen und Sitten des lezten Jahrzehends nicht gar alle Weisheit und Tugend wie auf einen Brennpunct sich gesammelt habe, oder vielleicht den Augustin dem Geschrei der Menge nach seither blos für einen streitbaren Theologen und sehr eingeschränkten Kopf hielt, der wird sich gewiß nicht ohne Vergnügen in seinem Urtheil betrogen finden, und an dessen statt an ihm einen vielerfahrnen Mann von der naivsten Offenherzigkeit, der zärtesten Gewissenhaftigkeit, dem feinsten Gefühl des Herzens und einem ungemeinen Scharfsinn finden.

Seine

Seine Lebensgeschichte hat das eigene, daß sie ein fortgehendes Gespräch mit der Gottheit ist. So unangenehm dieses für manche seyn dürfte, die ein blosses Andachtsbuch lesen zu müssen, fürchten möchten, so natürlich ist doch im Grunde diese Idee für einen so lebhaften Geist von so feurtger Phantasie, dem der Gedanke an die Allgegenwart Gottes, und seine innigste Verbindung und Abhänglichkeit mit und von Ihm der erste unter allen, und das einzige Principium war, worauf seine ganze Tugend, Aufrichtigkeit und Gemüthsruhe beruhte. Die kirchlich-theologische Sprache, worin er schreibt, wird keinen Verständigen irren, und ich lasse sie darum, wie sie ist. Man sieht wenigstens daraus, was religiose

gioſe Ideen, ſie mögen ausgedrückt wer-
den, wie ſie wollen, (denn jedes Zeitalter
giebt ihnen eine andere Farbe, über welche
aber der Verſtändige weg, und auf die
Sache ſieht;) auf ein ſo leidenſchaftliches,
reitzbares und verführbares Gemüth ver-
mochten. Der Ton, womit der angebetete
Rouſſeau, deſſen Talente ich billig ehre,
wenn mir auch ſeine Tugend verdächtig iſt,
ſeine Bekenntniſſe anhebt, füllt zwar die
Ohren beſſer, als das demüthige Lob, wo-
mit der Biſchof die ſeinigen; doch mag
letzterer auch hierin wohl eine Vergleichung
mit erſterm aushalten. Ueberhaupt giebt
eine Parallele zwiſchen den Jugendgeſchich-
ten dieſer beiden Confeſſoren, weniger in
Rückſicht auf ihre beiderſeitigen Fehler, als

da-

darauf, wie jeder im Alter davon dachte, die sonderbarsten Resultate, die den Kennern des Rousseauischen Buches zu oft auffallen werden, als daß ich nöthig hätte, sie jedesmal daran zu erinnern.

Allerdings verdienten nach diesem der finstere Grübler Acosta, der edle Dulder Junius, und der gutmüthige Comenius auch ihren Platz. Die gehörigen Nachrichten von ihnen finden sich in den Zusätzen zu ihren Schriften.

Zur Abwechslung folgt auf diese ein Auszug aus Holbergs munterer Lebensbeschreibung, aus welcher ich aber, um Raum zu ersparen, bei weitem nicht alles merkwürdige, sondern bloß das ausziehe,

was

was sich unmittelbar auf seine Person be-
zieht. Fast ein Drittheil derselben enthält die Beschreibung seiner Reisen, die voll vernünftiger witziger Bemerkungen, munterer Anecdoten und sehr lebhaft geschrieben ist; aber diese gehörte nicht hieher. Was er in der letzten Hälfte in drei zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Briefen von seiner eignen Person und Charakter sagt, habe ich in Eins zusammengezogen. Gewiß werden verständige Leser, denen etwa das Original in die Hand fallen dürfte, und die den Werth eines Buches nicht nach seiner Jahrzahl schätzen, es mit Vergnügen lesen und mancherlei vortrefliche Urtheile darin finden. Die am Ende beigefügte Abhandlung über den Nationalcharakter verschiedener

dener Europäischer Nationen ist ein Meisterstück ihrer Art.

So wenig der Nachrichten sind, die ich über Leibnitz auftreiben konnte, so hoffe ich doch, sie werden meinen Lesern nicht unangenehm seyn, weil alles lehrreich und merkwürdig ist, was von einem so grossen Geiste herkommt.

So sehr ich in dieser Sammlung Mannigfaltigkeit zu erhalten suche, so haben doch fast alle in diesem Bande beschriebene Männer das mit einander gemein, daß ihre Jugend sehr schwer und drückend war, und sie erst mit dem Alter die Wirksamkeit und Ruhe erreichten, die als ein ersehntes Ideal von Jugend auf in ihrer Seele gelegen hatte.

hatte. Mögen sie damit für viele, die sich in ähnlichen Lagen befinden, ein tröstliches Beispiel, und ein neuer Beweis der grossen Wahrheit seyn, die in dem bekannten Spruche des Jeremias liegt: „Es ist ein „köstlich Ding einem Manne, daß er „das Joch in seiner Jugend trage!“

Aure-

Aurelius Augustinus Bekenntnisse. (*)

Erstes Buch.

Groß bist du, o Herr, und sehr löblich! Groß ist deine Kraft und deine Weisheit unermeßlich! Und der Mensch will dich loben! der Mensch, ein so geringer Theil deiner Schöpfung! der Mensch, der seine Sterblichkeit mit sich herumträgt, und das Zeugniß seiner Sünde! das Zeugniß, daß du den Stolzen widerstehst; und doch will er dich loben! Er, dieses nichtige Wesen! Aber du erweckst ihn, daß er an deinem Lob seine Freude findet, denn du hast uns für dich erschaffen, und unser Herz hat keine Ruhe, bis es in dir ruhet. Ich wäre Nichts, wenn Du nicht in mir wärest.

(*) Geboren den 13 November des Jahrs 354, zu Tagaste, einer Landstadt in Numidien. Gestorben in seiner bischöflichen Stadt Hippo, am 28 August d. J. 430.

Aber was bist du, o mein Gott? was anders als mein Herr und mein Gott? der Höchste, Beßte, Mächtigste, Barmherzigste, Gerechteste, Verborgenste und Offenbarste, der Schönste, Stärkste, Unbegreiflichste; unverändert und alles verändernd; niemals neu und niemals alt; alles erneuernd, und lässest die Hochmüthigen veraltern, ohne daß sie es merken; immer thätig und immer ruhig; alles sammelnd und doch nicht bedürftig; tragend, erfüllend, schützend, schaffend, nährend, vollendend und suchend, obgleich dir nichts mangelt! Liebend, ohne Ungestüm; eifrig und doch furchtlos; reuend ohne Schmerz, zürnend mit Sanftmuth; ändernd deine Werke, aber nie deinen Rathschluß! was du findest, das nimmst du auf, und verlierst es nie wieder; bist niemals arm, und freust dich zu gewinnen; niemals karg, und foderst Wucher; lässest dir leihen und wirst zum Schuldner, obgleich keiner etwas hat, das nicht dein wäre; bezahlst die Schulden und bist niemand nichts schuldig; vergibst die Schulden, ohne ärmer zu werden — du, o mein Gott, mein Leben, mein süßester Gedanke! Weh denen, die von dir schweigen! denn so viel sie auch reden, sie reden nichts!

Wer giebt es mir, in dir ruhen zu können! dich in mein Herz zu fassen, all' meine Sünden

zu vergessen, und dich, o mein einziges Gut, zu umfangen! Was bist du mir alles! Thu mir die Barmherzigkeit, daß ich es aussprechen könne! Sage mir selbst, was du mir bist! Sage meiner Seele: Ich bin dein Heil — sag' es so, daß dich mein Herz vernehmen könne! ---

Ich glaube, darum rede ich, Herr, das weißt du! habe ich nicht vor dir alle meine Fehler bekannt, und du hast sie mir nachgelassen? Ich streite nicht mit dir, der du die Wahrheit bist. Ich will mich nicht selbst hintergehen, damit meine Ungerechtigkeit nicht ihr selbst lüge. So du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? Ich, Staub und Asche! ich rede vor deiner Barmherzigkeit, vor ihr, und nicht vor spottenden Menschen. Vielleicht wirst du meiner lächeln, aber bald wird sich dein Mitleiden meiner erbarmen!

Woher ich in dieses sterbliche Leben oder diesen lebendigen Tod gekommen bin? das weiß ich nicht. Aber Gott hat mich gebildet in Mutterleib, und sein Erbarmen mich umfangen. Die Milch meiner Mutter und Amme kam von dir; von dir, daß ich nicht mehr begehrte als du gabest, und sie mir gern gaben, was sie von dir empfingen.

Allmählich fieng ich an, mich zu erkennen und zu fühlen, wo ich wäre. Ich suchte den Meinigen meine Wünsche zu entdecken, und konnt' es nicht: denn jene waren ausser mir, diese aber in mir. Mit Gebärden und Stimme suchte ich ihnen also Zeichen zu geben, so gut ichs vermochte. Gehorchten sie mir nicht, weil sie mich nicht verstanden, oder etwas sie daran hinderte, so wurde ich unwillig über meine Obern, daß sie mir nicht unterthan, über Freie, daß sie nicht meine Knechte wären, und rächte mich durch Weinen an ihnen. So fand ich alle Kinder, die ich sah. Nun ist längst meine Kindheit gestorben, ich aber lebe noch. Damals lebte ich auch, und offenbarte durch Zeichen meinen innern Sinn. Habe ich mich selbst gemacht? oder kommt eine einzige Ader, wodurch das Leben in uns herumströmt, anders woher, als von dir, o Herr? — Wer nicht versteht, wie er gebildet ist, freue sich. Er freue sich mehr, im Nichtfinden dieses Geheimnisses dich zu finden, als dasselbe zu erfinden, und dich darüber zu verlieren.

War's Sünde oder Gutes, damals mir Thränen zu erflehen, was mir zu meinem Schaden gegeben wurde? zu ergrimmen, wenn ältere, grössere, vorgesetzte Personen oder meine Eltern

mir

mir nicht auf den Wink gehorchten, und ihnen dafür durch Schlagen, so weit ichs konnte, Schaden zu thun? Nur die kindlichen schwachen Glieder waren unschuldig, nicht der Wille des Kindes. Ich erinnere mich, keinen Knaben gesehen zu haben, der noch nicht sprechen konnte, und vor Neid erblaßte, wenn er einen andern neben sich an der Brust seiner Amme sah.

Bald war ich nicht mehr unmündiges Kind, sondern Knabe, und konnte sprechen. Wie ich dieses gelernt? sehe ich am Beispiel anderer Kinder. Man lehrte mich nicht, nach Regeln die Worte setzen. Erst suchte ich durch Thränen, Seufzer, Töne und Bewegungen der Glieder mein Verlangen auszudrücken und Gehorsam zu erzwingen, aber nicht immer gelang es mir, wie ich wollte.

Wenn aber einer gewisse Sachen so und so nannte, und der andere das that oder brachte, was jener wollte, so merkte ich mir die Worte, sammelte eine Menge derselben, zwang meine Lippen diese Töne zu bilden, und lernte — reden. So trat ich in die stürmische Gesellschaft der Menschen!

Aber was erfuhr ich da für Elend und Plagen! Ich wurde in die Schule geschickt, um

Wissen-

Wissenschaften zu lernen, deren Nutzen ich noch gar nicht kannte, und wenn ich deßhalb träge im Lernen war, wurde ich geschlagen! Viele Menschen vor uns haben diese ohne das kummervolle Wege noch mühseliger gemacht, und ihre Beschwerden verdoppelt.

Ich sah Menschen, die zu Gott beteten, und hielt Ihn für ein grosses Wesen, das, obgleich wir es nicht sähen, uns dennoch erhören und helfen könnte. Als Knabe schon bettete ich zu Ihm, als zu meiner Hülfe und Zuflucht, löste meine Zunge zur Anrufung seiner, und bat Ihn mit heissem Herzen, daß ich nicht in der Schule geschlagen werden möchte: Dann wann er mich nicht erhörte, und ich geschlagen wurde, lachten mich ältere Personen, sogar meine Eltern, die doch nicht mein Leiden wollten, über meine Schläge aus, welche doch damals das größte und schwerste Unglück für mich waren. Dennoch war's eine Sünde, wenn ich weniger lernte, las oder schrieb, als ich sollte. Gedächtniß und Verstand fehlten mir nicht für mein Alter, aber Kinderspiele gefielen mir besser. Und doch straften mich die, die es einst auch so machten. Die Spiele der Erwachsenen werden Geschäfte genennt. Die Geschäfte der Kinder hingegen von ihnen bestraft, und niemand hat Mitleiden

mit ihnen. Doch verhinderten mich diese Spiele an der schnellern Erlernung der Wissenschaften, mit denen ich in reiferm Alter, nur mit mehr Unart! spielte. Den, welcher mich schlug, sah ich über seinen Mitlehrer, wenn er in irgend einer Sache von ihm übertroffen wurde, weit erbitterter und neidischer, als ich war, wenn mich ein Mitschüler im Ballspiel übertraf.

Ich vernachlässigte darüber die Befehle meiner Eltern und Lehrer, und sündigte hierin. Denn nicht aus Liebe zum Bessern, sondern aus Lust zum Spiel geschah es. Ich liebte den stolzen Sieg darin, und meine größte Lust war, erdichteten Fabelchen zuzuhören. Fast alle Eltern sehen es gern, wenn ihre Kinder ein Vergnügen hieran finden, und gestatten es doch, wenn sie geschlagen werden, wofern sie darüber ihre Studien vergessen.

Schon als Knabe hörte ich von dem uns verheißenen ewigen Leben, und bezeichnete mich mit dem Kreuz. Dies lernte ich von meiner Mutter, welche sehr gottesfürchtig war. Einst befiel mich ein heftiges Magenweh, und ich fürchtete sterben zu müssen. Du weißt es, o Gott, mein Hüter, mit welcher Inbrunst und Glauben ich die Taufe deines Sohnes von mei-

meiner frommen Mutter (Monica) begehrte. Schon eilte sie, meinen Wunsch zu erfüllen, als ich wieder genas; die Reinigung meiner Seele wurde verschoben, damit nicht meine Verantwortung größer würde, wenn ich nach derselben wieder in neue schwerere Sünden verfiele. Alles war glaubig in meinem Hause, der Vater allein ausgenommen; doch die Frömmigkeit meiner Mutter siegte, und er vermochte nicht, mich vom Glauben an Christum abzuhalten. Da sie aber voraussah, welche Fluthen von Versuchungen in meiner Jugend über mich kommen würden, so verschob sie die Taufe.

Ich haßte das Studiren, und ließ mich ungern dazu nöthigen; es geschah aber doch zu meinem Besten. Weder ich that hier etwas Gutes: denn das Gute, was man ungern thut, ist kein gutes Werk; noch die, die mich dazu nöthigten, denn ihre Absicht war blos die Ehre vor den Menschen und Reichthum. Aber Gott that mir Gutes, und leitete den Irrthum der Meinigen zu meinem Besten, meinen Irrthum aber, daß ich nicht lernen wollte, zu meiner Strafe. Die Ursache, warum ich die griechische Litteratur vorzüglich haßte, weiß ich auf diesen Tag noch nicht. Die Lateinische liebte ich, nicht zwar die mühsamen Anfänge der Grammatik, sondern

wie

wie sie in den höhern Schulen gelehrt wurde. Auch das war Sünde und Eitelkeit; jene Regeln sind sicherer und lehrreicher (denn ihnen verdanke ichs, daß ich lesen und schreiben kann :) als alle Wanderungen eines gewissen Aeneas, über denen ich meine eignen Verirungen, und als die Thränen über den Tod der Dido, über denen ich meinen eigenen Tod, das ist, meine Entfernung von Gott vergaß. Heiß beweinte ich ihr Schicksal und ihren Selbstmord aus Liebe, (*) seufzte, wenn ich an dieser Lektur verhindert wurde, und nicht lesen durfte, worüber ich weinen konnte. So groß war meine Thorheit, daß ich diese für schönere und nützlichere Wissenschaften hielt, als jene Anfangsgründe, die mich schreiben und lesen lehrten. Aber nun wollte ich lieber den ganzen Roman des Aeneas, als diese vergessen. Denn wenn ich alle Erklärer und Käufer desselben frage: ob es wahr sey, daß Aeneas einst nach Karthago gekommen? so werden mir die Ungelehrten sagen: sie wißen's nicht; die Gelehrten aber es geradezu leugnen. Das war Jugendsünde! Eins und Eins ist zwey, zweymal zwey ist vier, das war mir ein verhaßtes Geleyer, aber jenes hölzerne Pferd voll Krieger, Troja's Brand und der Schatten der Creusa, die süßeste Freude mei-

(*) In Virgils Aeneide, dem 4ten Gesang.

meiner Eitelkeit. Der süße Schwätzer Homerus gefiel mir nicht: denn die Beschwerde, fremde Sprachen zu lernen, besprengte alle Anmuth seiner Fabeln mit Galle. Ich wußte die Worte nicht, und sollte sie unter Schrecken und Schlägen lernen, hingegen das Lateinische war meine Muttersprache, und ich lernte sie ohne Furcht und Marter unter den Schmeicheleien meiner Amme, den Scherzen meiner Hausgenossen und den Freuden meiner Gespielen. Höre, Herr, meine Bitte, und laß meine Seele unter deiner Zucht nicht erliegen! was ich als Knabe gelernt habe, was ich itzt rede, schreibe, lese, denke, das sey zu deinem Dienst!

Ich las, wie der donnernde Jupiter Ehebrüche begieng. Homer erdichtete dieses; hätte er doch lieber die Menschen göttlich, als die Götter menschlich gemacht! — Und solche Dinge lehrt man in Schulen, und spielt sie um Geld auf öffentlichen Theatern! Ganz richtig sagt jener Jüngling im Terenz: „Ich armer „Mensch sollte das nicht thun dürfen?“ Schöne Worte sollten wir aus diesen Gedichten lernen, aber wie viel leichter lernt man daraus die Nachahmung schändlicher Thaten! Trunkene Lehrer boten uns diesen Kelch des Irrthums an, und, tranken wir nicht, so schlugen sie uns.

Ich

Ich aber lernte sie gern, hatte meine Freude damit, und bekam dafür den Namen eines hofnungsvollen Knaben. Was Virgil vom Zorn der Juno u. a. in Versen erzählt, mußten wir in Prosa wiederholen, und der erhielt den größten Ruhm, der diese Leidenschaften am besten ausdrucken und nachahmen konnte. War das nicht Rauch und Wind? Gab es sonst nichts, unsere Sprache und Genie zu üben? Allerdings, das Lob des Herrn! Doch man opfert den abgefallnen Engeln auf mehr als eine Weise.

Was Wunder, daß ich von einer Thorheit zur andern fiel, und Gottes vergaß? Schöne Thaten, wenn sie mit ungekünstelten Worten erzählt wurden, wurden getadelt, aber schändliche Thaten, prächtig und schwülstig erzählt, empfingen Lob. Mit äusserster Sorgfalt bewahren die Menschen die Regeln der Worte und Sylben, wie sie vor Alters galten; aber die ewigen Gesetze deines Willens vergessen sie! Ein Fehler gegen die Grammatik, oft blos gegen den Accent mißfällt ihnen mehr, als die Uebertrettung deiner Gebote. Ich selbst befließ mich in der Schule, Barbarismen auszuweichen, und wurde gelobt; scheute mich aber nicht, Eltern und Lehrer mit Lügen zu hintergehen, um meiner Liebe zu Kinderspielen und andern Possen desto freyer nachhängen zu können. Ich stahl meinem Vater

allerhand Eßwaaren, entweder für meine eigne Leckerei, oder um meinen Gespielen etwas geben zu können, denen ich ihre Spiele, soviel Freude sie selbst daran hatten, dennoch abkaufen mußte. Konnte ich in denselben auch mit List und Betrug siegen, so that ichs; so lieb war mir dieser Ruhm! wurde ich aber von ihnen darüber ertappt, so tobte und wütete ich eher, als daß ich nachgegeben hätte. Ist das jugendliche Unschuld? Nein, es ist sie nicht; denn eben dieses ist es, was in spätern Jahren von Lehrern und Schulmeistern, von Nüssen, Kügelchen und Sperlingen, zu Königen und Stadthaltern, in Gold, Landgüter und Sclaven eben so übergeht, wie größere Strafen an die Stelle der Ruthen tretten.

Doch nicht ganz war ich verdorben: meine Unschuld lag mir am Herzen, ich liebte, sogar in Kinderspielen, und in all meinen kleinen Beschäftigungen die Wahrheit. Ich ließ mich nicht betriegen, hatte ein gutes Gedächtnis, lernte gut sprechen, hatte Gefühl für Freundschaft, und floh Verdruß, Verachtung und Unwissenheit. Das war Gottes Geschenk! Aber darinn sündigte ich, daß ich nicht in Ihm, sondern in seinen Geschöpfen, mich selbst, Vergnügen und Wahrheit suchte: daher so mancher

Schmerz,

Schmerz, so manche Verwirrung, so mancher Irrthum!

Zweites Buch.

Ich will mir nun meine schändlichen Thaten und sinnlichen Lüste wieder ins Gedächtnis zurückrufen, nicht daß ich sie liebte, sondern damit ich dich, o mein Gott, lieben lerne! Es sind bittere Erinnerungen, aber aus Liebe deiner Liebe thue ich sie. Ich entbrannte, ich verwilderte: da verfiel meine Gestalt vor deinen Augen, indem ich mir gefiel, und den Augen des Menschen zu gefallen suchte.

Was war es, das mir gefiel, als nur: lieben und geliebt zu werden? Aber das war nicht eine Liebe der Seele zu andern Seelen: die Lüste des Fleisches benebelten sie, und verdunkelten mein Herz, daß es nicht mehr das Licht der Liebe von der Finsternis der Lust unterscheiden konnte. Ich wankte in der Irre umher, und meine schwache Jugend rannte durch regellose Begierden dem Abgrund der Laster zu. Dein Zorn wuchs über mir, und ich wußte es nicht. Das Geräusch der Ketten meiner Lüste betäubte mein Ohr, ich wich immer mehr von dir, und du liessest es geschehen. Ich rühmte mich ihrer, ich ließ ihnen vollen Lauf,

ich brannte vor Begierde — und du schwiegest! In meiner stolzen Muthlosigkeit und unruhvollen Müdigkeit sammelte ich mir immer mehr Saamkörner zu künftigem Schmerz. Ich folgte dem Trieb der Fluthen in mir, verließ dich, überschritt die gesetzmässigen Schranken, aber entrann auch deinen Züchtigungen nicht. Und welcher Sterbliche kann das? denn du warst immer bey mir, zürntest, doch gnädig, mit mir, besprengtest alle meine Freuden mit Bitterkeit, damit ich endlich lernte Freuden ohne Sünde zu suchen. Aber wo findet sich diese als bey dir? Du schlägst um zu heilen, du tödest, damit wir nicht vor dir sterben. Wo war ich? und wie fern von den Freuden deines Hauses, als ich im sechszehnten Jahr meines Alters der wilden gesetzlosen Lust den Scepter über mich gab, und ihr selbst die Hände reichte? die Meinigen sorgten nicht dafür, mich durch den Ehestand vor weiterem Verderben zu sichern; ihnen lag blos am Herzen, daß ich schöne Reden machen lerne.

In diesem Jahr wurden meine Studien unterbrochen, denn man ließ mich von Madaura, wo ich die Beredsamkeit zu erlernen angefangen hatte, zurückkommen, um die Kosten zu einer entfernten Reise nach Karthago für mich zu sammeln,

meln, da mein Vater zu Tagaste nur ein sehr mittelmäßiges Vermögen hatte. Alle Leute rühmten ihn dafür, daß er über sein Vermögen Geld auf seinen Sohn wenden wolle, so viel er bedurfte. Allein er sorgte nicht dafür, wie weit ich in Gott wachse, oder wie keusch ich wäre wenn ich nur ein großer Redner würde.

Da ich mich denn in dieser Zeit, bey meinen Eltern aufhielt, und völlige Muße von allem Studiren hatte, da wuchsen die Dornen meiner Lüste über mein Haupt empor, und keine Hand war da sie auszurotten. Ja als mich mein Vater einst im Bade gesehen hatte, erzählte er mit Freuden meiner Mutter, daß ich dem Knabenalter entwachsen, und zum Jünglingsalter gelangt wäre, mit einer Wonne, als trüge er schon Enkel auf seinem Arm, u. s. w. so berauscht freudig, wie die Welt es immer ist, wenn sie ihres Schöpfers vergißt. Aber im Herzen meiner Mutter hattest du, o Herr, dir schon einen Tempel, und den Anfang deiner Wohnung errichtet. Mein Vater hingegen genoß erst noch den Unterricht in der Religion, sie war bereits seit kurzer Zeit Christin. Ihr schauderte vor den verkehrten Wegen, auf welche ich gerathen könnte, wenn ich gleich noch nicht gläubig war. Schwiegest zu diesem, o Gott?

Nein!

Nein, wessen Worte, als deine, waren die Ermahnungen meiner frommen Mutter — aber sie drangen nicht in mein Herz! Mit der ängstlichsten Sorgfalt warnte sie mich vor Ausschweifungen, hauptsächlich vor Verletzung der ehlichen Treue anderer; ich aber hielt dies für weibliche Erinnerungen, denen zu folgen schimpflich für mich wäre. Ich glaubte, du schwiegest, und nur sie rede dieses und verwarf mithin in ihr dich selbst. Mit solcher Blindheit rannte ich dem Laster zu, daß ich es zu einer Ehrensache machte, unter meinen Jugendfreunden nicht der mindeste in Schandthaten zu seyn, und es war mir eben so sehr um ihr Lob hierin als um das Laster selber zu thun. Hatte ich es darin den Lasterhaftesten nicht gleich gethan, so erdichtete ich Lasterthaten, die ich gethan hätte, um nicht weniger als sie, und meiner Tugend wegen bei ihnen verachtet zu seyn. Selbst meine Mutter sorgte nicht genug für die Erhaltung meiner Keuschheit, indem sie es ihrem Zweck für hinderlich hielt, mich durch das Band der Ehe im Zaum zu halten, indem beide Eltern einen Gelehrten aus mir machen wollten, und fürchteten, diese Fesseln möchten mich daran hindern; der Vater aus Eitelkeit; die Mutter, in Hofnung, die Wissenschaften würden mir den Weg zu dir, o Gott, bahnen. So erkläre ich mir ihr Betragen

tragen gegen mich. Alle Zügel waren los, ohne Hinderniß durfte ich mich jeder Freude überlassen. Doch wem erzähle ich das? Nicht dir, mein Gott, sondern vor dir meinen Mitmenschen, wofern einige von ihnen über dieses Buch gerathen. Und warum? damit ich und jeder, der dies lieset, erkennen lernen, aus welcher Tiefe wir zu dir rufen müssen!

Auch Diebereien beging ich: nicht aus Armuth, sondern aus Eckel an der Gerechtigkeit und aus Lust zum Laster. Ich stahl das, was ich im Ueberfluß hatte, und nicht die gestohlne Sache, sondern die That des Diebstahls ergötzte mich. Ein Baum stand in der Nähe unsers Landguts, voll Aepfel, die weder an Gestalt, noch Geschmack vorzüglich reizend waren. Diesen half ich nebst andern jungen Böswichtern einst, nachdem wir uns bis tief in die Nacht im Spielhaus verweilt hatten, seiner Früchte berauben. Ganze Läste trugen wir weg, nicht zu unsern Mahlzeiten, sondern um sie den Schweinen vorzuwerfen. So war mein Herz, o Gott! dessen du dich im tiefsten Abgrund erbarmt hast. Der Mörder, der Geitzige, der Ehrsüchtige, jeder Sünder sucht sich einen bleibenden Vortheil bei seiner Sünde; aber ich, ich liebte die That der Sünde, ich sündigte aus Lust zur Ungerechtigkeit.

Drittes Buch.

Ich kam nach Karthago — und hier umrauschte mich allenthalben die Lockstimme lasterhafter Liebe. Ich liebte noch nicht, aber es freute mich geliebt zu werden. Ich fühlte ein geheimes Bedürfniß, und haßte mich, daß ich es nicht noch mehr fühlte. Ich suchte, was ich lieben könnte, und floh die Sicherheit, und ein Leben ohne Versuchungen. Nach unvergänglichen Freuden hatte ich keinen Hunger, nicht daß ich ihrer voll gewesen wäre; je leerer ich daran war, desto eckelhafter waren sie mir. Aber meiner Seele war nicht wohl! Voll Wunden und Geschwüre warf sie sich auffer sich, und suchte sich durch Sinnlichkeit zu heilen. Ich besudelte die Freundschaft mit dem Unrath der Begierden, und verdunkelte ihre Reinigkeit mit Wollust. Und doch, so schändlich und ehrlos ich war, so angenehm und elegant bestrebte ich mich, aus übermäßiger Eitelkeit, zu seyn. Der Liebe stürzte ich mich entgegen, mit dem Wunsch, gefangen zu werden. Aber, o mein Gott, mit welchen Bitterkeiten besprengtest du meine Freuden! Freudig ließ ich mich in geheime Bande verstricken, um mit den eisernen Ruthen der Eifersucht, des Argwohns, der Furcht, des Zorns, des Zanks dafür gezüchtigt zu werden.

Besonders hatte das Theater hinreissende Lockungen für mich, denn es gab mir Bilder meiner inneren Qualen und Zunder meines Feuers. Was ist es doch, daß der Mensch seine Wollust dabei findet, Trauerscenen beweinen zu können, die er selbst nicht erleben mögte? Und doch will er weinen, und der Schmerz dabei ist seine Freude; was ist es anders, als die beweinenswürdigste Thorheit! Um so viel mehr wird er dabei gerührt, je weniger er selbst von diesen Leidenschaften frey ist. Thörigtes Mitleiden bei erdichteten Scenen des Theaters! Der Zuschauer wird nicht zur Hilfe aufgerufen, sondern blos eingeladen, sie zu beweinen, und der Schauspieler findet sich um so geehrter, je mehr er Thränen erpressen kann. Verdrüßlich tritt er ab, wenn er keine sieht, und steht er welche, so verdoppelt er seine Anstrengung, und weint selbst voll Freude mit. Thränen werden also geliebt und Schmerzen: und doch mögten alle Menschen freudig seyn. Elend will keiner seyn, aber mitleidig, und weil dies nicht ohne Gefühl eines Schmerzens seyn kann, so liebt er, aber nur in diesem Fall, die Schmerzen. Doch diese Schmerzen gehören auch zu jenen unreinen Freuden; denn wo führen sie hin? In die brennenden Bäche, in die wilde Glut jener häßlichen Lüste, worinn die Seele alle ihre himmlische Hei-

terkeit verliert. Ich freute mich im Schauspiel Liebende zu sehen, wenn sie sich endlich lasterhaft genossen, obgleich es blos erdichtet war. Trennte sie aber ein ungünstiges Schicksal, so traurte ich mitleidig mit ihnen: beides aber vergnügte mich. Itzt hingegen bemitleide ich mehr einen Menschen, der sich des Lasters freut, und dadurch sein Glück verliert. Allerdings ist es eine schöne Tugend um das Mitleiden, aber das wahrhafte Mitleiden besteht darin, daß man wünscht, lieber am andern gar keine Ursache des Mitleidens zu finden. Oder wird ein Mitleidiger je begehren, daß Menschen unglücklich werden, damit er nur das Vergnügen des Mitleidens genieße? Nie wünschte ich zu leiden, was ich sah, aber gerne ließ ich mich von diesen Mährchen kizeln, obgleich wie wenn man ein Geschwür kratzt, nur eine desto heftigere Hitze und häßlicherer Eiter darauf erfolgte. Ein solches Leben, konnte man es ein Leben heißen, o mein Gott?

Ich sah und hörte Processe, und die Begierde erwachte in mir, auch hierin vorzüglich zu werden. Ich that stolz darauf der Erste in der Schule eines Redners zu seyn. Doch war ich gemässigter, als die sogenannten Zerstö-

rer,

rer, (*) und unschuldig an ihren Unfugen. Ich lebte unter ihnen, genoß ihrer Freundschaft, aber ihre Thaten verabscheute ich.

Da ich um diese Zeit mancherley Bücher von der Beredsamkeit las, gerieth ich auf Cicero's Buch (eines Mannes, dessen Zunge alle, und dessen Herz nur wenige bewundern;) Hortensius genennt, welches eine Ermahnung zur Philosophie enthält. Dies Buch veränderte mein Herz, leitete meine Gebete zu dir, o Herr, und fieng an, mir ganz andere Triebe zu geben, als die vorigen waren. Mir eckelte an der Eitelkeit, brünstig sehnte sich mein Herz nach unsterblicher Weisheit, und ich machte den ersten Schritt, aufzustehen, und zu dir zu gehen. Nicht um meine Zunge zu üben, wofür meine Mutter ihr Geld ausgab (ich war neunzehn Jahr alt, und mein Vater schon zwey Jahr tod) (**) benüzte ich es, sondern für das, was darin enthalten war. Wie brannte, o mein Gott, wie brannte

ich

(*) Eine Gesellschaft Studierender auf der Akademie zu Kartago, die sich durch den unverschämtesten Muthwillen gegen ihre Lehrer und die neuen Ankömlinge auszeichneten, und sich diesen Namen, den man ihnen gab, selbst gefallen ließen. Schröckh.

(**) Ein reicher Bürger seiner Vaterstadt fuhr indessen fort, nebst seiner Mutter für seinen Unterhalt in Kartago zu sorgen.

ich von der Erde zu dir aufzufliegen, ohne zu wissen, was Du mit mir vorhättest! Mit dem schönen Wort Philosophie, oder Liebe der Weisheit entflammte mich dieses Buch zu ihr selbst. Es giebt Leute, die unter diesem vielsagenden lieblichen Namen ihre Irrthümer verstecken: fast alle diese werden darin geschildert und widerlegt, und eben die heilsame Ermahnung des Geistes durch deinen treuen Knecht Paulus kommt auch darin vor: „Hütet euch, daß euch „niemand betriege durch die Philosophie, die lee„rer Betrug ist, sich nach den Ueberlieferungen „und Sagen der Menschen richtet, und nicht „der Lehre Christi gemäß ist, denn in Ihm wohnt „die Fülle der Gottheit ganz.“ (Colosser II, 8.) Obgleich mir diese apostolische Lehre damals noch nicht bekannt war, so gefiel es mir doch an Hortensius, daß er mich nicht an diese oder jene Sekte, sondern an die Weisheit selbst wies, sie zu lieben, zu suchen, zu umfangen. Ein einziges machte mich irre, daß der Name Christi nirgends darin genennt war: denn Liebe zu Ihm hatte ich schon mit der Muttermilch eingesogen, und immer behalten, und was ich schönes und wahres in den Wissenschaften fand, hatte nur den halben Reitz für mich, wenn dieser Name darinn mangelte.

Ich fieng sofort an, die heilige Schrift zu studieren, um zu sehen, was daran wäre. Aber wie kurz fiel ihre Beredsamkeit gegen der des Tullius! demüthig schreitet sie einher, erhebt sich erst im Fortgang, und ist mit Geheimnissen verschleiert. Ich war noch zu stolz, um meinen Nacken unter sie zu beugen, und mein Auge noch zu blöde, ihr Innerstes zu durchblicken. Ja, ich schien mir zu groß für sie zu seyn.

Gerade um diese Zeit gerieth ich unter Leute von stolzem Wahnsinn, geschwätziger Zunge, und fleischlichen Gesinnungen. In ihrem Munde tönte der Name Christi und seines tröstenden Stellvertreters, des heiligen Geistes. Aber es waren nur Töne, und ihr Herz leer von Wahrheit. Irrthum entquoll ihnen, nicht allein über dich, o Herr, sondern auch über deine Geschöpfe. (*) O Wahrheit! Wahrheit! wie seufzte meine Seele in ihrem Innersten nach dir, da

ich

(*) Dieses waren die Manichäer, eine damals sehr ausgebreitete Sekte. Ihre Lehren, worauf Augustinus hier zielt, waren: alle materiellen Geschöpfe seyen das Werk eines bösen Geistes; Christus habe einen Körper blos zum Scheine gehabt; Manes, der Stifter der Sekte, sey der verheißene Tröster (besser Stellvertreter), der die Lehre Christi ausbessern, und sein Werk auf Erden vollenden müsse, u. s. w. Ihre Sitten stehen in keinem guten Ruf.

ich deinen Namen so oft und viel von ihnen nennen hörte, und in ihren unzähligen Büchern allenthalben fand! Aber sie führten mich nur zu deinen Geschöpfen, zu Sonne und Mond, nie zu dir selbst, obgleich deine geistigen Werke vor den körperlichen, so herrlich auch diese sind, weit aus den Vorzug haben. Doch ich wollte auch diese geistigen nicht, sondern Dich selbst, o Wahrheit, dich, in welcher keine Veränderung, kein Wechsel des Lichts und der Finsternis ist: ich dürstete und hungerte nach dir, und erhielt blos glänzende Phantome zu meiner Nahrung. Ich genoß sie, weil ich dich zu genießen glaubte, aber mit Unlust, weil ich keinen Geschmack von dir darin fand; sie sättigten mich nicht, sie erschöpften mich blos. Wie weit war ich von dir entfernt, und wie mästete ich mich, fern von deinem Hause, mit leeren Trebern, da ich dich nicht durch den Verstand, den du mir zum Vorzug vor den Thieren gegeben hast, sondern durch Sinnlichkeit suchte! Eben damals traf ich auch auf jene freche, thörigte Dirne, die nach Salamons Räthsel auf dem Markt sitzt und spricht: „Esset und trinket mit mir, geheimgenossenes Brod schmeckt wohl, und verstohlne Wasser sind süsse.“ Sie verführte mich, weil sie meine Seele in meinem Auge sitzen, und

mich

mich die Nahrung widerkauen sah, die ich durch dasselbige begierigst verschlang. (**)

Ich fiel in den Irrthum, weil ich die göttliche Gerechtigkeit nicht kannte, die immer und ewig die gleiche ist, obgleich sie verschiedenen Zeiten nach der verschiedenen Art derselben verschiedene, sich oft widersprechendscheinende Gesetze giebt, und im alten Bund erlaubte, was sie im neuen verbietet, und verlachte darum deine heiligen Knechte und Propheten, die vor dem Evangelium lebten. Nach und nach fiel ich (durch Verführung der Manichäer) in solche Thorheiten, daß ich glaubte, ein Feigenbaum weine, wenn er gepflückt werde, und vergieße Thränen von Milch; Theile der Gottheit seufze ein Gerechter in brünstigem Gebete von sich, und der Mensch habe mehr Barmherzigkeit für die Früchte der Erde zu tragen, als für die Menschen, für die sie gewachsen sind.

Doch du hast deine Hand vom Himmel nach mir ausgereckt, und meine Seele aus dieser dicken Finsterniß errettet! Meine Mutter, deine getreue Magd, weinte für mich, mehr als Mütter über die Leichen ihrer Kinder weinen. Du hast sie erhört, und ihre Thränen nicht verachtet,

(**) Vermuthlich meint er hier die Buhlerin, mit welcher er in seinem achtzehnten Jahr einen Sohn zeugte.

tet, womit sie alle Winkel befeuchtete, wo sie zu beten pflegte. Woher als von dir kam jener Traum, wodurch du sie getröstet hast? Sie sah sich auf einem hölzernen Richtscheit stehen, und während sie in Thränen fast zerschmolz, einen glänzenden Jüngling mit freudigem Lächeln gegen sie kommen. Er fragte sie um die Ursach ihrer Trauer, und ihrer täglichen Thränen, und als sie ihm antwortete, sie beweine mein Verderben, hieß er sie gutes Muths seyn und zurücksehen, wo sie seye, da sey auch ich! Sie wandte sich um, und sah mich neben ihr auf der gleichen Linie stehen. So waren deine Ohren auf ihr Herz geneigt! O du Guter, Allmächtiger! der du so für jeden Einzelnen sorgst, als hättest du nur für diesen allein zu sorgen, und so für Alle, als wären sie ein Einzelner! Woher als von dir kam es, daß, da sie mir diesen Traum erzählte, und ich ihn dahin zu deuten suchte, sie würde werden, was ich itzt sey, sie sogleich antwortete: „Nein, man hat mir nicht gesagt: wo er ist bist auch du! sondern wo du bist, ist auch er!“ Gar wohl erinnere ich mich, und habe es oft gesagt, daß ich durch diese Antwort der wachenden Mutter, die so schnell die ächte Deutung traf, obgleich das Wort so leicht mißdeutet werden konnte, und ich es selbst, bis sie mirs sagte, mißverstand, mehr gerührt worden bin,

als durch den Traum selbst, wodurch dieser guten Frau zum Trost in ihrem gegenwärtigen Kummer ihre künftige Freude so lange voraus gesagt wurde. Denn noch fast neun Jahre folgten, in welchen ich mich in diesen lichtlosen Pfuzen des Irrthums, aus denen ich mich oft zu erheben versuchte, aber immer härter anstieß, herumwälzte. Sie aber, die keusche fromme Wittwe, eine Wittwe nach deinem Sinn, zwar freudiger in Hofnung, aber nicht minder unverdrossen in Thränen und Gebeten, fuhr täglich fort, mich vor Gott zu beklagen. Ihr Gebet drang vor dein Angesicht, obgleich du mich zur Zeit noch meinem Verderben überliesest.

Noch eine andere Antwort gabest du ihr durch einen gewissen Bischof, der in der Kirche geboren, und in den heil. Büchern geübt war. Als sie diesen bat, mit mir zu reden, meine Irrthümer zu widerlegen, und mich auf den Weg der Wahrheit zu führen, welches ihm bei vielen geglücket hatte, wollte er nicht: mit Bedacht, wie ich nachher einsah: und entschuldigte sich, ich sey noch unbelehrlich, weil diese neuen Meinungen mich aufgebläht hätten. „Aber laß ihn „nur gehen, fuhr er fort. Bitte den Herrn „für ihn; Er selbst wird zuletzt durch eifriges „Studiren zur Erkenntniß seines Irrthums kom„men.“

„men.“ Zugleich erzählte er ihr, wie auch er als Knabe von seiner Mutter den Manichäern, mit welchen sie es hielt, übergeben worden, und nicht nur fast alle ihre Bücher gelesen, sondern auch selbst abgeschrieben, endlich aber selbst, ohne daß ihn jemand darauf geführt, oder seine Sätze widerlegt hätte, ihre Irrthümer eingesehen, und von dieser Zeit an ihren Umgang geflohen habe. Doch dieses beruhigte meine Mutter noch nicht, sie fuhr fort, mit Bitten und heißen Thränen in ihn zu dringen, daß er mich sehen und mit mir reden möchte, so daß er endlich, halb unwillig, sie mit den Worten von sich wies: „Geh hin! Es ist unmöglich, daß ein „Sohn, der so viele Thränen kostet, zu Grunde „gehen sollte!“ Oft hat sie mir nachher gesagt, diese Worte hätten einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, als ob sie vom Himmel herab ihr zugerufen würden.

Viertes Buch.

Neun Jahre hindurch, vom neunzehnten bis zum acht und zwanzigsten gieng das Verführen und verführt zu werden immer fort; öffentlich durch die sogenannten freyen Künste, heimlich durch eine fälschlich genannte Religion. Dort herrscht Stolz, hier Aberglaube, in beiden Eitelkeit, und Begierde nach Menschenruhm, bis zum

Hän-

Händeklatschen des Schauplatzes, bis zu streitsüchtigen Gedichten, zu Kämpfen von Kronen von Gras, zu nichtswürdigen Schauspielen und unmäßigen Leidenschaften; auf der andern Seite wünschte ich von diesem Unflat gereinigt zu werden, und brachte daher denjenigen, welche Auserwählte und Heilige genannt wurden, Speisen zu, damit sie mir daraus in der Werkstätte ihres Wanstes Engel und Götter zimmern mögten, welche mich erretten könnten. Dies that ich selbst; dies that ich bei meinen, mit mir und durch mich verführten Freunden. (*) Mögen mich

(*) „Ich bin, sagt er an einem andern Ort (de util. „credendi, Cap. 1.) aus keiner andern Ursache unter „die Manichäer gerathen, als weil sie versicherten, „sie wollten diejenigen, welche sich ihnen anvertrau„ten, mit Entfernung des furchtbaren Ansehens, „lediglich durch die reine Vernunft zu Gott führen, „und von allem Irrthum befreien. Was hätte „mich sonst dazu gebracht, ungefähr 9 Jahre, mit „Verachtung der mir von meinen Eltern eingepflanz„ten Religion, diesen Leuten zu folgen und ihnen „so fleissig zuzuhören, als weil sie sagten: wir wür„den durch Aberglauben beraubt, und der Glau„be würde uns vor der Vernunft befohlen; „sie aber foderten von niemand Glauben, bis die „Wahrheit untersucht und erörtert wäre. Wer „sollte nicht durch solche Verheißungen angelockt „werden? Vornehmlich das nach Wahrheit streben-

de

mich immer die Stolzen und Starken verachten; ich Armer, Schwacher bekenne meine Schande, vor Dir, o Herr, um dich loben zu können.

Um diese Zeit gab ich Unterricht in der Beredsamkeit. Mir war es angelegen, gute Schüler zu haben, ich aber lehrte ihre schuldlose Herzen Betrug, nicht zwar, um ihn gegen die Unschuldigen zu gebrauchen, oft aber doch zur Entschuldigung des Schuldigen. Doch du sahst mich auf diesen schlüpfrigen Wegen, du sahst mitten durch diesen dichten Rauch noch einzelne Funken meines Glaubens, während ich der Lehrer und Gefährte solcher war, die Eitelkeit liebten und Lüge suchten.

Da-

„de Gemüth eines Jünglings, das ebenfalls durch „die Streitübungen einiger Gelehrten in den Schu„len stolz und geschwätzig worden war, wie sie „mich damals fanden, da ich nehmlich alles Alte „wie abgeschmackte Fabeln verachtete, und „dürstete, die von ihnen versprochene reine Wahr„heit mir zu eigen zu machen.“ — Mancher Wahrheitsuchende Jüngling, der zu unsern Zeiten ähnliche Versprechungen hört, dürfte sich diese Stelle in sein Handbuch schreiben: der Geist des Irrthums redt, verspricht, prahlt zu allen Zeiten immer gleich, und bedient sich der Lockspeise des Vorwitzes, die er dem ersten Weibe mit so vielem Erfolg vorwarf, immer noch mit dem gleichen Vortheil.

Damals hatte ich eine Freundin, mit welcher ich zwar nicht ehelich verknüpft war, sondern welche sich blos meine wilde thörichte Begierde aufgehascht hatte. Aber doch nur Eine, der ich Treue hielt, und von welcher ich lernen konnte, welch grosser Unterschied zwischen keuscher Ehe und dem Bund der Wollust sey.

Ich erinnere mich, da ich einst auf dem Theater einen Wettstreit mit Gedichten eingehen wollte, eines Wahrsagers, der mich fragte, wie viel Geld ich ihm geben wollte, damit er mir zu einem gewissen Sieg verhülfe. Ich verabscheute seine schändlichen Beschwörungen, und antwortete ihm: „Ich würde nicht eine Fliege „dafür töden lassen, wenn auch seine Crone von „unvergänglichem Golde wäre!“ Er pflegte nemlich bei seinen Zaubereien solche Thiere zu töden, und schien mir bei dieser Einladung die Hülfe der bösen Geister versprechen zu wollen. Dies geschah zwar nicht aus reiner Liebe zu Gott, denn ich kannte nur irrdischen Glanz: sondern ich wollte nicht, daß man für mich den Teufeln opferte, weil ich mich selbst dadurch ihnen aufgeopfert hätte.

Doch unterließ ich nicht, bisweilen die Sterndeuter um Rath zu fragen, weil diese weder opferten, noch irgend einige Zaubergebete an Geister zu thun pflegten. Was heißt es aber

anders, die Constellation des Himmels als die Ursachen unserer Sünden angeben, oder die Venus, den Saturnus oder Mars dafür anklagen: als die Schuld vom Menschen ab, und auf den Schöpfer der Gestirne zu wälzen? Ich lernte damals einen klugen geschickten Arzt kennen, der auch Proconsul war, und mir im Theater mit eigner Hand die Siegescrone aufgesetzt hatte, auf einen kranken Kopf, aber nicht als Arzt. Auch durch diesen suchtest du meine Seele zu heilen. Da ich bekannter mit ihm wurde, und immer gern um ihn war, denn er war zwar nicht beredt, aber geistvoll und munter; so merkte er endlich aus meinen Gesprächen, daß ich mich mit dem Nativitätstellen abgebe, und ermahnte mich mit väterlicher Güte, diese Thorheiten fahren zu lassen, und die für nützliche Sachen nöthige Sorge und Mühe nicht auf diesen leeren Dunst zu verwenden. Er selbst, erzählte er, habe in frühern Jahren seinen Unterhalt damit suchen wollen, und aus keiner andern Ursache diesen Vorsatz aufgegeben, und sich der Arzneykunst gewiedmet, als weil er diese Wissenschaft völlig grundlos erfunden, und als ein ehrlicher Mann, nicht mit Betriegereien sein Brod habe verdienen wollen. Du aber, fuhr er fort, hast auf die Redekunst studiert, und treibst diese Künste nicht aus Noth, sondern aus freyer Wahl,

und

und darfst mir also um so mehr hierin Glauben zustellen. Wenn auch solche Vorhersagungen einträfen, so sey es blos Wirkung eines glücklichen Zufalls. Aber weder er, noch mein innigstgeliebter Freund Nebridius, ein vortreflicher Jüngling, der alle diese Künste verlachte, konnten mich bereden, von ihnen zu lassen, denn noch hatte ich nicht gefunden, was ich suchte — ein unzweifelhaftes Beispiel, daß eine solche Wahrsagung blos durch Zufall und nicht aus Kenntniß der Gestirne erfüllt worden sey.

Ich hatte damals, als ich in meiner Vaterstadt zu lehren anfieng, einen Freund, den ich vorzüglich liebte, weil er die gleichen Wissenschaften mit mir trieb, von blühender Jugend und in meinem Alter war. Er wuchs mit mir auf, und war immer mein Schul- und Spielfreund. Noch nicht zwar ein Freund, wie es die wahre Freundschaft erfodert, die du, o Herr, unter denen knüpfest, die in der Liebe zu dir eines sind; doch war es mir wohl um ihn. Ich führte ihn, welches meine Mutter manche Thräne kostete, vom wahren Glauben, der noch nicht tief genug in ihm gewurzelt hatte, ab, zu abergläubischen Fabeln. Er schweifte mit mir im Irrthum umher, und ich konnte nicht ohne ihn seyn. Da starb er, da wir kaum ein Jahr rechte Herzensfreunde gewesen waren, er meine Freude, und

mein liebstes Eigenthum! Er hatte ein Fieber, und lag lange sinnlos im Todesschweiß. Da man sein Aufkommen nicht mehr hoffen konnte, wurde er ohne sein und mein Wissen getauft. Er erholte sich wieder, und sobald ich mit ihm reden konnte—denn ich wich nie von ihm, so lieb hatten wir einander, so fieng ich an, mit ihm über die Taufe zu scherzen, die er unwissend empfangen, aber nachher vernommen hatte. Wie seinen Feind schalt er mich darüber aus; wenn ich sein Freund heißen wollte, so sollte ich aufhören mit diesen Scherzen. Erstaunt und verwirrt sprach ich kein Wort mehr darüber, bis er wieder ganz hergestellt wäre. Doch er wurde nach wenigen Tagen in meiner Abwesenheit durch einen neuen Fieberanfall meiner Thorheit entrissen, um bei dir zu meinem Trost aufbehalten zu werden. Innigst betrübte sich meine Seele darüber, und alles schien mir nur Tod zu predigen. Meine Vaterstadt und das Haus meiner Mutter wurden mir unerträglich, und ohne ihn jeder der mit mir reden wollte, lästig. Meine Augen suchten ihn allenthalben, ich haßte alles, weil nichts mir ihn ersetzen konnte. Oft fragte ich meine Seele: warum bist du so gar betrübt? und wußte mir keine Antwort zu geben. Sagte ich zu ihr: hoffe auf Gott! so gehorchte sie mir nicht, denn der Verlorne war reeller

und

und besser, als das Phantom, worauf ich ihr zu hoffen befahl. Nur Thränen trösteten mich, und waren an seiner Statt meine Freunde. Ich war unglücklich, wie jeder unglücklich ist, der seine Liebe an vergängliche Dinge hängt; er wird zerrissen, wenn er sie verliert, und fühlt dann erst sein Elend, daß er elend gewesen, auch vor dem Verlust. Ich weinte bittere Thränen, und suchte meine Ruhe im Kummer. Verdrüßlich war mir das Leben, und doch fürchtete ich mich zu sterben, denn je lieber er mir gewesen war, desto grausamer schien mir der Tod, der ihn mir geraubt hatte. O Thorheit, die die Sterblichen nicht als Sterbliche zu lieben weiß!

Nur du, Herr, konntest meinen Kummer lindern. Das wußte ich, wollte es, aber konnte es nicht fassen. Denn noch warest du nicht etwas Festes, Wesentliches in meiner Seele, du warst es nicht selbst, sondern ein bloßes Phantom meines Irrthums. Bemühte ich mich, mein Vertrauen auf dich zu setzen, so sank ich bald wieder hin und fiel auf mich selbst zurück. Ich konnte weder in mir leben, noch mir selbst entfliehen.

Ich verließ meine Vaterstadt, und gieng nach Karthago zurück. Die, niemals müssige, Zeit heilte mich: sie führte mir neue Gestalten

und Ideen zu, und da ich zu meinen vorigen Vergnügungen zurück kehrte, so wurde der Schmerz verdrängt. Der Umgang mit meinen Freunden richtete mich auf, mit ihnen liebte ich, was ich an deiner statt liebte, ach was wars? eine lange Fabel, eine fortgesetzte Lüge, an welcher unser verderbtes Gemüth seinen Kizel und sein Behagen fand! durch Gespräche; durch fröhliches Lächeln; gegenseitige Dienste; gemeinschaftliches Lesen angenehmer Bücher; fröhliche Spiele; Höflichkeiten; bisweilen einen Zwist ohne Haß (wie der Streit des Menschen mit sich selbst) der nur unsere Eintracht würzte; einander belehren, um von einander zu lernen; nach den Abwesenden mit Unmuth sich sehnen, und die Zurückkehrende mit Wonne empfangen— Durch dies und so vieles andere, was durch Zunge, Augen, und tausend liebliche Wege von Herz zu Herzen gieng, empfieng unsere Freundschaft Nahrung, und schmolzen wir alle in Eins zusammen.

Dies ist die menschliche Liebe, wo sich das Gewissen schuldig findet, wenn es nicht Liebe mit Gegenliebe vergilt. Daher die Trauer, wenn ein Freund stirbt, dessen Verlust beinahe auch die Ueberlebenden tödet. Selig ist, der dich, o Herr liebt, Freunde hat in dir, und Feinde um deinetwillen. Nur der verliert keinen

nen Geliebten, dem seine Geliebten in dir lieb sind, der du nimmer stirbst! dich verliert niemand, der dich nicht verläßt. Doch das wußte ich damals noch nicht. Ich liebte das irrdische Schöne, vertiefte mich, und sprach zu meinen Freunden: Wollen wir etwas anders lieben, als was schön ist? Aber was ist Schön? Ich fand, daß in allen Körpern erstlich die Harmonie des Ganzen schön ist, zweitens die einzelnen Theile, wenn sie gut zu einander passen, ein Glied zum ganzen Körper, ein Schuh an den Fuß, u. dgl. Etwas, das an sich selbst schön, etwas, das es in Verbindung mit Anderm ist. Diese Betrachtungen quollen aus dem Innersten meiner Seele, und ich schrieb zwey oder drey Bücher, vom Schönen und Schicklichen. Mir ist entfallen, wie viel? denn sie kamen mir, wie? weiß ich nicht, längst weg. Ich schrieb sie dem Icherius, einem Redner zu Rom, zu, den ich zwar nicht persönlich kannte, aber um seiner Gelehrsamkeit willen schätzte. Einige Worte von ihm hatte ich gehört; sie gefielen mir, meist aber, weil sie andern gefallen hatten. Ich wünschte auch zu seyn, wie er, und trieb mich so in diesen Wirbeln herum. — ach! sogar verborgen von dir geleitet! Ich bekenne es frey, daß ich ihn mehr um deren willen liebte, die ihn lobten, als eigentlich um deswillen,

willen, warum er gelobt wurde. Hätten sie ihn getadelt, so wäre es mir gleichgültig geblieben. Sieh darin die Schwäche der Seele, die noch nicht an einer festen Wahrheit hängt! Wie der Hauch der Worte von andern zu Lob oder Tadel fließt, so wird sie hin und her geweht, getrieben, geschleudert, und das Licht der Wahrheit ihr verdunkelt, das doch vor unsern Augen steht. Es war mir sehr angelegen, daß meine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit diesem Manne zu Ohren kämen. Hätte er sie gelobt, so wäre mein Eifer noch eifriger; hätte er sie getadelt, mein krankes Herz aufs empfindlichste verwundet worden. Und doch war das Buch, das ich an ihn geschrieben, so der Lieblingsgedanke meiner Seele, daß ich, hätte es auch niemand gelobt, mir doch in diesem Gedankenkreise innigst gefiel.

Hierauf gieng ich weiter, die Natur der Seele zu untersuchen, aber die falschen Begriffe, die ich von geistigen Dingen hatte, verdeckten mir die Wahrheit. Sie sprang mir in die Augen, aber mein taumelndes Gemüth wandte sich von dem Unkörperlichen zu körperlichen Lineamenten, Farben, und der Pracht, die in die Augen fällt. Weil meine Seele diese an ihr nicht sehen konnte, so glaubte ich, sie könnte gar nichts sehen. Ich merkte, daß Tugend Friede giebt,

La-

Laster Zweytracht, und schloß, jene sey Einheit, dieses ein getheiltes Wesen; in der Einheit glaubte ich die Natur der Wahrheit, die Vernunft und das höchste Gut; in jener Zertheilung aber eine, Gott weiß welche? Substanz und Natur des höchsten Uebels, die wirklich etwas Lebendiges, doch nicht von Gott wäre, zu sehen. Erstere nennte ich Monas, ein einfaches Wesen, leztere Dyas, ein gedoppeltes — und wußte selbst nicht, was ich schwazte! Ich arbeitete immer Gott zu, und wurde von ihm zurückgestoßen, um den Tod zu schmecken, denn du widerstehest den Stolzen, du widerstandest meinem schwindlichten Hirn, das blos körperliche Formen fassen zu können glaubte. Ich Fleisch, klagte mein Fleisch an, und mein verirrter Geist fand den Weg zu dir nicht, er schweifte umher weder in dir, noch in mir, noch in der Körperwelt, sondern in wesenlosen Dingen. Als thörigter Schwätzer warf ich deinen Gläubigen nun meinen Mitbürgern, Fragen vor: „Warum irrt die Seele, wenn Gott sie gemacht hat?“ ich ließ mich nicht gern anstatt der Antwort fragen: „Behauptest du, daß Gott geirrt habe? und wollte ich lieber dein unveränderliches Wesen irren lassen, als gestehen, daß meine veränderliche Seele gefliissentlich aus dem Wege getretten sey.

Als ich dieses Buch schrieb, war ich ungefähr sechs bis sieben und zwanzig Jahr alt. Wie sehnte sich dabei mein Herz, die innere Melodie der Wahrheit zu hören, und sich über der Stimme des Bräutigams zu freuen; aber ich hörte sie nicht! Das Geräusch des Irrthums schwirrte um meine Ohren, zog mich auswärts von mir weg zu körperlichen Formen, und die Last meines Stolzes drückte mich nieder.

Schon im zwanzigsten fielen mir einige Schriften des Aristoteles in die Hände. Als mir mein karthaginensischer Lehrer in der Redekunst den Titel zehn Kategorien, mit schwülstigem Lobe nannte, da schnappte ich, als nach, wer weiß, was göttlichem und herrlichem, darnach. Ich las sie allein, und verstand sie. Und als ich damit verglich, was andere sehr gelehrte Männer nicht nur darüber geredt, sondern mit saurem Schweiße geschrieben, fand ich nichts mehreres, als ich für mich allein beim Lesen gefunden hatte. Doch auch dieses wurde mir schädlich, da ich das einfache unveränderliche Wesen der Gottheit mir nach denselben begreiflich machen wollte. Und so wolltest du es, daß die Erde mir Dornen und Disteln trage, und ich mit vieler Mühe und Schweiß zu meinem Brod gelange!

Was nutzte es mir ferners, daß ich alle Bücher von den freien Künsten, ich, der noch ein Sclave schändlicher Begierden war! durchlas, und ohne fremde Hülfe verstand! Ich freute mich darüber, und achtete nicht, woher das käme, was wahr und gewiß darinn wäre? Ich hatte dem Licht den Rücken zugewandt: daher wurde mein Angesicht auch von den erleuchteten Dingen, die es vor sich sah, nicht erleuchtet. Redekunst, Mathematik, Arithmetik, Musik, das alles hatte ich in kurzer Zeit ohne Mühe weg, aber da ich vergaß, daß mein Verstand und Scharfsinn Dein Geschenk wäre, so geriethen mir alle diese Kenntnisse mehr zum Schaden als zum Nutzen. An sich gute Sachen halfen mir nichts, da ich sie nicht gut gebrauchte. Thörichte Grillen wurden darunter gemischt, z. B. daß Gott ein unermeßlicher glänzender Körper sey, und ich ein Stück desselben, u. dgl. Wie leer liessen mich diese Phantasien, da ich darüber vergaß, wie ich in Gott selig werden könnte?

Fünftes Buch.

Nimm an das Opfer meiner Bekenntnisse von meinem Munde, o Gott! den du gebildet hast dich zu loben dafür, daß du meine Seele geheilet hast. Sie lobt dich, daß sie dich liebe;

sie erzählt deine Erbarmungen, damit sie dich lobe. Wo? und wer war ich, da ich dich suchte? Du warest vor meinen Augen, aber ich floh vor mir selbst, und fand mich nicht, wie viel weniger dich!

Im neun und zwanzigsten Jahr meines Alters kam ein Bischof der Manichäer, Faustus, mit Namen, nach Karthago, durch sein süsses Geschwätz ein großer Verführer vieler Unwissenden. Ich schätzte ihn hoch, doch unterschied ich zwischen ihm und den Sachen, die er lehrte, und welche zu lernen, ich äusserst begierig war, und schaute nicht auf das Gefäß der Rede, sondern auf die Speise der Wahrheit, die er darin vortrug. Das Gerücht verkündigte ihn als einen in allen Wissenschaften erfahrnen, und vorzüglich in den freien Künsten äusserst geschickten Mann. Ich hatte die Schriften vieler Philosophen gelesen, und sie mit den ermüdenden Mährchen der Manichäer verglichen; da fand ich jene erstere weit wahrscheinlicher, besonders in Absicht auf die Bewegung der himmlischen Körper, deren Veränderungen oder Verfinsterungen sie Jahrhunderte vorher aufs genauste vorauszusagen wußten, obgleich auch sie dessen vergaßen, der die erste Ursache, deß alles ist, und ihnen diesen Verstand gegeben hatte. Sonnen- und Mondsfinsterniße sagten sie voraus, und

merkten nicht die gegenwärtige Finsterniß ihrer Seele; oder, wenn sie dich auch erkannten, so gaben sie sich dir nicht, wie sie sollten, zu Knechten dar. Wie unglücklich ist der, der dieß alles weiß, und dich nicht kennt! wie glücklich der, der dich kennt, und wüßte er auch von allem übrigen nichts! Auch wer dich und jenes kennt, wird nicht durch dieses glücklich, sondern nur sofern er dich kennt, und nicht in seinen Gedanken schwindlicht ist. Denn so wie der besser daran ist, der einen Baum besitzt, und dessen Früchte mit Dank genießt, als ein anderer, der seine Höhe und Ausdehnung bey der Elle ausmißt, und alle Blätter und Aeste zählt, aber den Baum nicht besitzt, noch dessen Schöpfer kennt und liebt; so ist der Mensch der glücklichere, dem die ganze Welt zugehört, und der, wenn er auch nichts besitzt, doch alles hat, indem er dir anhängt, kennte er auch nicht einmal die Sterne des Nordens; vor dem, der den Himmel mißt, die Sterne zählt, die Elemente wägt, und dich vergißt, der du Zahl und Maas und Gewicht deß alles geordnet hast.

Mit dieser Philosophie verglich ich das weitläufige Gewäsche des Manes; da war nirgends kein Grund angegeben! Da wurde nur zu glauben befohlen! denn er hielt nicht gering von sich, und gab vor, der heilige Geist wohne

persönlich in ihm. Zwar ertappte ich ihn über ungeheuren Irrthümern, besonders in der Astronomie, doch hoffte ich immer noch, es ließen sich vielleicht andere Auslegungen seiner Worte geben, die seine Weisheit retteten, und wartete neun Jahre lang mit sehnlichstem Verlangen auf die Ankunft des Faustus. Denn die übrigen alle, die meine Zweifel nicht beantworten konnten, wiesen mich an ihn, der mir nicht nur diese, sondern noch weit grössere Wahrheiten enthüllen würde. Er kam und ich fand wirklich in ihm einen ungemein angenehmen Schwätzer, welcher aber völlig das gleiche, was jene, nur weit schöner vortrug. Dessen aber waren meine Ohren längst satt; es schien mir nicht besser, weil es besser gesagt wurde, nicht wahrer, weil es ein Redner sagte. Denn so weit war ich in der Erkenntniß der Wahrheit nun endlich gekommen, daß ich sie nicht nach der Manier schätzte, wie sie vorgetragen wurde; und so fand ich auch im nähern Umgang des Faustus, daß er ungeachtet seiner blendenden Beredsamkeit in den freien Künsten ein völliger Ignorante sey. Er hatte einige Schriften von Cicero, Seneca, u. a. gelesen, nebst dem eine tägliche Uebung im Reden, Kenntniß der Lehre seiner Secte, und einen angenehmen Umgang, aber das war auch alles, und damit gewann er die Leute.

Ich

Ich gab also auf, daß er mir die Zweifel, die mich längst beunruhigten, würde lösen können. Die Bücher der Manichäer sind voll von allerhand Fabeln über den Himmel und die Gestirne; ich bat um die Erklärung und den Beweis derselben durch astronomische Rechnungen: er wendete es aber bescheiden von sich ab, mit dem aufrichtigen Geständniß, daß er sie selbst nicht verstünde, und machte es also nicht, wie so viele Schwätzer, die sich dessen bei mir unterfiengen, und doch mit all ihrem Geschwätz im Grunde nichts sagten. Dieß gefiel mir an ihm, denn seine Bescheidenheit war mehr werth als alle Geheimnisse, die ich suchte, und so that er bei allen subtilen Fragen, die ich ihm vorlegte. Ich gab daher mein fleissiges Nachforschen in den Schriften des Manes auf, und unterhielt mich meistens mit ihm über diejenigen Wissenschaften, die mir als Lehrer der Beredsamkeit zu lehren oblagen. Alles Bestreben im System dieser Secte weiter zu kommen, hörte von Stund an bei mir auf: doch beschloß ich, so lang bey ihr zu bleiben, bis sich mir etwas besseres zeigte.

So wurde dieser Faustus, der so viele in Irrthum und Tod verstrickt hatte, für mich, ohne mein Wissen und Willen, die erste Ursache, von den Stricken des Irrthums loszukommen, darin ich verhaftet war. Denn deine Güte, o

Gott,

Gott, leitete mich im Verborgenen, und achtete auf die unzählige Thränen, die meine Mutter Tag und Nacht für mich vergoß.

Auch das war Gottes Leitung, daß ich mir vornahm, nach Rom zu gehen und daselbst zu lehren; theils weil ich daselbst mehr Ehre und Gewinn zu finden hoffte, hauptsächlich aber, weil ich vernahm, daß auf der dasigen Schule weit mehr Stille zum Studieren, und weit mehr Ordnung in dem sittlichen Betragen der Studierenden, als zu Karthago sey. In letzterm Orte war die Ausgelassenheit derselben unerträglich. Oft brachen auf die unverschämteste Weise ganze Haufen von Studenten in die Hörsäle ein, und unterbrachen alle Ordnung, alles unter dem Schutz der Gewohnheit, ohne einigen Widerstand der Gesetze. Nie hatte ich als Schüler diese Zügellosigkeit mitgemacht, aber nun mußte ich sie als Lehrer leiden. Sehnsucht nach Ruhe und Vortheil trieben mich nach Rom, du aber, o Herr, bedientest dich dieser Lockspeisen, die mein und anderer Leute Verderben mir vorhielten, um mich zum wahren Glücke zu leiten. Meine Mutter beweinte meine Abreise, und begleitete mich bis ans Ufer des Meeres, um mich entweder zurückzuhalten, oder mit mir zu verreisen.

ten. Aber ich hintergieng sie, und gab ihr vor ich wollte nur solang bei meinem Freunde bleiben, bis er mit günstigem Winde absegeln könnte. Einer solchen Mutter log ich! und entrann. Kaum konnte ich sie bereden, sich die Nacht über von mir zu entfernen, und bei dem Denkmal des seligen Cyprianus zu übernachten. Da blieb sie im Gebet und in Thränen. Und was bat sie von dir, o Gott, als daß du meine Abreise hindern mögtest? Aber dein tiefer Rath achtete nicht auf das, was sie itzt bat, um die Bitte, welche ihr beständig am Herzen lag, erfüllen zu können.

Ein günstiger Wind trieb die Segel auf, und entzog in kurzer Zeit das Ufer unsern Augen. Fast ausser sich gerieth sie vor Kummer, da sie mich des Morgens nicht mehr fand. Mich überliessest du meinen Begierden, um ihrer satt zu werden; und ihre irrdische Sehnsucht nach mir strafest du mit Schmerz; denn nach der Art aller zärtlichen Mütter, nur weit brünstiger, wünschte sie mich immer bei sich zu haben, und wußte nicht, welche Freude ihr meine Abwesenheit verschaffen würde. Nachdem sie am Ufer lang über meinen Betrug wehklagt hatte, gieng sie nach Hause, um Gott für mich zu bitten, und ich nach Rom.

Kaum war ich in Rom angekommen, so überfiel mich ein heftiges Fieber, und ich kam dem Tode nah. Obgleich ich mich selbst hinschätzte, so spürte ich doch kein Verlangen nach der Taufe, die ich in meiner Jugend in einer ähnlichen Krankheit von meiner Mutter geforbert hatte. Sie wußte nichts davon. Unheilbar wäre die Wunde gewesen, die ihr mein Tod geschlagen hätte, denn ich kann es nicht aussprechen, wie innig sie mich liebte, und mit wie viel grösserm Schmerz und Kummer sie mich im Geiste gebahr, als sie einst meinen Körper zur Welt gebohren hatte. Nie hättest du, erbarmender Gott, das zerknirschte und demüthige Herz und die heissen Thränen dieser frommen Wittwe verachten können, deren einzige Beschäftigung war, Allmosen zu geben, deinen Getreuen und Gläubigen zu dienen, keinen Tag vorbeigehen zu lassen, ohne vor deinem Altar zu erscheinen, und alle Morgen und Abende ununterbrochen in deine Tempel zu gehen, nicht um elende Mährchen und Weibergeschwätz, sondern um dich in deinem Wort zu hören, und von dir in ihren Gebeten erhört zu werden. Hättest du sie verwerfen können, da sie nicht um Gold und Silber oder vergängliche Güter, sondern um die Errettung ihres Sohns bat? Mit nichten, du wareſt bei ihr und erhörteſt ſie; du ließeſt ihre

Ahn-

Ahndungen und Hofnungen, die sie mir theils sagte, theils in ihrer treuen Brust verschloß, nicht unerfüllt; denn welchen du ihre Schulden erlassest, denen machst du dich selbst zum Schuldner deiner Verheissungen.

Auch in Rom verband ich mich mit jenen fälschlich genannten Heiligen, oder besser: Verführern (den Manichäern); nicht allein mit ihren Schülern, in deren eines Hause ich krank gelegen hatte, sondern auch mit denen, die sie Auserwählte (*) nannten. Noch war ich in mancherley Irrthümern, und glaubte z. B. nicht wir wären es, die sündigten, sondern eine gewisse fremde, nicht zu uns gehörige, Natur in uns. Es gefiel meinem Stolze, ausser der Schuld zu seyn (**); aber dann ist der Mensch unheilbar, wenn er sich nicht mehr für den Fehlenden erkennt.

(*) Diese behaupteten den ersten Rang unter dieser Secte. Sie liessen den Augustinus, wahrscheinlich weil sie ihm nicht ganz trauten, nie zu sich, zu ihrem Abendmahl, oder andern geheimen Zusammenkünften; er blieb immer auf dem untersten Rang eines bloßen Zuhörers.

(**) Wie die meisten Irrthümer aus dem Herzen kommen, und meistens darauf ausgehen, dasselbe entweder gewisser beschwerlicher Pflichten zu entledigen, oder die Schuld der Uebertrettung derselben von ihm abzuwälzen.

Doch je mehr und mehr nahm meine Liebe zu dieser Parthey ab, je mehr ich fand, daß ich weiter bey derselben nichts lernen konnte. Dafür wandte sie sich auf die Academiker, eine philosophische Secte, welche lehrt, an allem zu zweifeln, weil der Mensch die Wahrheit unmöglich erkennen könne. Ich suchte auch jenen Freund, in dessen Hause ich krank gewesen war, je mehr und mehr von dem allzugrossen Glauben abzubringen, womit er die Fabeln der Manichäer annahm. Indessen waren sie immer noch meine vertrauteste Freunde, und ihr Umgang hatte mich unvermerkt träger in Erforschung der Wahrheit und abgeneigter gegen den christlichen Glauben gemacht. Es schien mir zwar abgeschmackt, sich die Gottheit in menschlicher Gestalt, mit menschlichen Gliedern und Lineamenten zu denken, aber doch konnte ich sie mir nicht anders als in einer körperlichen Form vorstellen: denn von etwas Unkörperlichem hatte ich gar keinen Begriff — und dies war die größte und fast einzige Ursache aller meiner Irrthümer. (*) Jenes hielt ich für einen Lehrsatz

(*) Wenn Religion überhaupt Glaube an unkörperliche, lebendige und vollkommnere Wesen ist, so ist nichts so sehr Anti-Religion, als die Lieblingsphilosophie unsers Zeitalters, der Materialismus.

Die

ſatz der Chriſten: er ſtieß mich zurück; aber das war Vorurtheil, und nicht der Chriſten Glauben. Auch die Seele konnte ich mir nicht anders denn als einen feinen, alles durchdringenden Körper denken, ſelbſt den Sohn Gottes ſtellte ich mir als einen Theil der Lichtmaſſe Gottes vor, und ſeine Menſchwerdung aus Maria konnte ich durchaus nicht annehmen, weil nach meinem Syſtem daraus floß, er müſſe nothwendig durchs Fleiſch verunreinigt worden ſeyn. Deine geiſtigen Verehrer, o Herr, werden freundlich über dieſe Bekenntniſſe lächeln, wenn ſie ſie leſen; aber ſo war ich!

Ich hielt dafür, daß dasjenige, was die Manichäer gegen die heilige Schrift vorbrachten, unmöglich widerlegt werden könnte; dennoch ſehnte ich mich oft, einen gelehrten Chriſten zu finden, dem ich meine Zweifel vorlegen könnte. Denn ſchon zu Karthago hatten mich die Reden eines gewiſſen Helpidius gegen die Manichäer

Die Religion ſpricht: Hebet eure Augen in die Höhe! der Materialismus: werft ſie auf die Erde, und denkt euch über das Sinnliche hinaus nichts höheres! Er misbraucht das Wort: Quæ ſupra nos, nihil ad nos, und vergißt, was der Dichter der Liebe ſingt: pronaque cum ſpectent animalia &c. Os homini ſublime dedit, cœlumque tueri juſſit.

aufmerksam auf diese Lehre gemacht, da mir die Antworten der letztern darauf immer sehr schwach geschienen hatten. In geheim gaben sie uns wohl manche Gegensätze, die Antworten heissen sollten; z. B. das neue Testament sey von gewissen Leuten verfälscht worden, welche das jüdische Gesetz in den christlichen Glauben hätten bringen wollen, und doch zeigten sie uns nie die unverdorbenen Abschriften des Evangeliums, auf die sie sich beruften. Aber mich drückte, so oft ich nach der reinen Luft der Wahrheit schnappte, mein Materialismus wieder zu Boden.

Ich dachte nun darauf, dem Zweck meiner Reise nach Rom gemäß, Schüler in der Redekunst zu bekommen, und sammelte mir zuerst einige zum Privatunterricht in meinem Hause, durch welche ich bekannt zu werden hofte. Bald erfuhr ich, zwar nicht die Unfugen der Studierenden zu Karthago, aber anderes, was ich selbst dort nicht hatte leiden müssen. Man sagte mir, daß viele Jünglinge sich untereinander zu verabreden pflegten, sich, wenn sie eine Zeitlang irgend einen Lehrer angehört hätten, plötzlich, um ihm den Lohn zu entziehen, von ihm weg zu einem andern zu begeben. Ich haßte

sie,

te, aber nicht sowohl darum, weil sie andern, sondern weil sie mir dadurch schadeten. Ich haßte sie, doch nicht ganz, und liebte sie, in Hofnung, sie würden sich bessern, und dem schändlichen Geld die Gelehrsamkeit vorziehen, die sie bei mir lernen könnten, dieser aber am Ende Gott, Wahrheit und Tugend. Doch war es mir immer mehr daran gelegen, daß sie nicht böse würden um meinetwillen, als gut um deinetwillen.

Da also bald darauf die Stadt Mediolanum (Mailand) den Gouverneur der Stadt Rom bat, einen Lehrer der Redekunst auf ihre Kosten zu schicken, so bewarb ich mich darum, durch die Vermittlung eben der Irrthumstrunkenen Manichäer, denen ich damit entgehen sollte; wir wußten aber alle noch nicht, daß bereits der Gouverneur Symmachus, dem ich bei einer öffentlichen Prüfung gefallen hatte, mich bestimmt hätte, dahin abzugehen.

So kam ich nach Mediolanum und zu deinem Diener, dem Bischof Ambrosius, dem du mich, o Gott, ohne mein Wissen zuführtest. Väterlich empfing mich dieser Mann Gottes, und freute sich meiner Ankunft. Ich gewann ihn bald lieb, nicht zwar als einen Lehrer der Wahrheit, denn ich hatte alle Hofnung aufgegeben in die christliche Gemeine zu kommen,

sondern als einen Mann, der sich gütig gegen mich erwies. Fleisig wohnte ich seinen öffentlichen Reden an das Volk bei, nicht zwar in der rechten Absicht, sondern um die Stärke seiner Beredsamkeit zu prüfen, ob sie mit seinem Ruf übereinstimme? Um die Sachen, die er vortrug, bekümmerte ich mich nicht. Sein Vortrag war gelehrter, als der des Faustus, aber weniger anmuthig und schmelzend. Ich näherte mich meiner Rettung, allmählich und ohne daß ich es selbst merkte. Denn da ich nicht satt werden konnte, ihn zu hören, aber blos seine Worte zu hören, schlichen sich nach und nach mit ihnen auch die Sachen in meine Seele, so gleichgültig sie mir anfangs gewesen waren.

Zuerst sah ich ein, daß sich auch für den christlichen Glauben noch etwas sagen lasse, und daß es nicht Unverschämtheit sey, ihn zu behaupten, wie ich sonst geglaubt hatte; besonders da ich von Zeit zu Zeit eine dunkle Stelle der Schrift nach der andern aufklären hörte, an der ich irre gegangen war, weil ich sie buchstäblich zu verstehen pflegte. Nachdem ich ihn die meisten Bücher derselben erklären gehört hatte, merkte ich endlich die Thorheit meines Vorurtheils, es lasse sich den Feinden und Belachern des alten Testamentes durchaus nicht widerste-

hen.

hen. Doch blos darum, weil die christliche Lehre auch geschickte Vertheidiger hätte, wollte ich sie noch nicht annehmen, so wenig als meine vorige Parthei verlassen, indem mir die Wage noch gleich zu stehen schien. Die christliche Lehre kam mir blos als noch nicht besiegt, doch noch lange nicht als Siegerin vor. Ich wandte allen Fleiß an, um sichere Gründe gegen die Manichäische Lehre zu finden; aber weil ich mir noch nichts Geistiges denken konnte, so ge= lang es mir nicht. Soviel erkannte ich, nach scharfer Prüfung, daß die alten Philosophen weit richtiger vom Bau der Welt und von der Natur, so weit sie in die Sinne fällt, als jene lehrten, und fieng also an, wie die Akademiker, an allem zu zweifeln, und alle feste Wahrheit aufzugeben. Die Manichäer beschloß ich zu verlassen, weil ich es für unredlich hielt, bei ihnen zu bleiben, während ich bereits einige Philosophen ihnen vorzöge; doch wollte ich auch diesen letztern die Heilung meiner matten Seele nicht überlassen, weil sie den heilenden Namen Christi nicht kannten, hingegen so lang Schüler in der christlichen Kirche, die mir schon meine Eltern empfohlen hatten, zu bleiben, bis sich mir etwas Gewisses zeigte, worauf ich steuren könnte.

Sechstes Buch.

In Mediolanum kam meine Mutter zu mir. Auf dem Meer litte sie einen grossen Sturm, sie tröstete während demselben die verzagten Schiffer, und versprach ihnen eine glückliche Ankunft, denn dies hatte ihr Gott im Traume geoffenbaret. Sie fand mich, halb verzweifelnd, daß ich die Wahrheit je finden würde. Da ich ihr gestand, nicht mehr ein Manichäer, aber auch noch kein Christ zu seyn, hüpfte sie zwar nicht vor Freuden als über eine unerwartete Nachricht auf, obwohl sie vergnügt war, mich vorerst wenigstens vom Irrthum befreit zu sehen, sondern fuhr fort mit ihrem Gebet für meine völlige Rettung: und voll Ueberzeugung, daß du, der du das gute Werk in mir angefangen, es auch vollenden würdest, antwortete sie mir: sie wäre gewiß, mich noch, ehe sie von diesem Leben schiede, als einen guten Christen zu sehen. Dies sagte sie mir; dir aber opferte sie desto häufigere Thränen, daß du mein Heil beschleunigen und mich vollends aus der Nacht des Irrthums erretten möchtest. Immer fleissiger gieng sie zur Kirche, und hieng am Munde des Ambrosius, den sie wie einen Engel Gottes verehrte.

Gleichwie es in Africa gebräuchlich war, brachte sie auch hier zu den Grabstätten der

Mar-

Märtyrer Brod, Brey und Wein. Als sie aber erfuhr, daß der Bischof dieses verbotten hätte, und der Thürhüter sie nicht zulassen wollte, gehorchte sie so willig, daß ich selbst darüber erstaunte. Auch wenn sie zu den Gedächtnismahlen der Heiligen ihren Brodkorb und die Weinflasche in die Kirche brachte, gab sie den größten Theil des mitgebrachten den Armen, genoß selbst nur sehr wenig Wein, den sie noch überdas mit Wasser vermischte, und suchte so in all ihren gottseligen Uebungen mehr ihre Andacht, als ihre sinnlichen Begierden zu befriedigen, welches bei vielen der entgegengesetzte Fall war. Ambrosius verbot alle diese Opfermahlzeiten als einen Ueberrest der alten heidnischen Todtenopfer, der für viele ein Anlaß zu Ausschweifungen würde. Ohne Widerspenstigkeit ließ sich Monica dieses gefallen, und opferte dafür dem Herrn ihre Gebete. Schwerlich hätte sie sich so leicht durch einen andern Bischof von dieser Gewohnheit abbringen lassen; aber sie hieng mit ganzer Seele an Ambrosius, weil sie ihn für den Erretter ihres Sohnes hielt. Auch er schätzte sie ungemein hoch, und pries mich glücklich eine solche Mutter zu haben.

Noch war kein Trieb zum Gebet in mir; ich forschte und untersuchte blos, und disputirte mit meinem unruhigen Gemüth. Den Ambro-

stus hielt ich für einen glücklichen Mann, weil so viele vornehme Personen ihn ehrten, aber sein eheloser Stand schien mir eine unerträgliche Last. Seine innern Kämpfe gegen Eitelkeit und Hochmuth, seinen Trost in mancherley Widerwärtigkeiten, seinen verborgenen Sinn und den Frieden seines Herzens — den kannte ich nicht und verstand ich nicht, so wenig als er meine innere Unruhe, und die Grube des Verderbens, worinn ich lag. Ich konnte mich ihm nicht ganz so mittheilen, wie ichs wünschte, denn beständig war er mit Geschäften und Menschen umringt, deren Bedürfnisse er abhelfen sollte. Hatte er Musse, so verwandte er diese auf Erholung oder Lectüre. So oft wir zu ihm kamen, denn jeder hatte unangemeldet freien Zutritt zu ihm, fanden wir ihn in stillem Lesen und Betrachten. Oft sassen wir lange stillschweigend da, denn keiner wagte es, ihn zu stören, und giengen, ohne ihn gesprochen zu haben, wieder weg. Er las immer leise, weil seine Stimme bald heiser wurde. Lange konnte ich also nicht dazu kommen, ihm die innere Unruhe meines Herzens zu offenbahren, denn dazu erfoderte es eine ruhige Stunde, und nie traf ich ihn unbeschäftigt an. Alle Sonntage hörte ich ihn predigen, und immer mehr wurde ich überzeugt, daß unter all den Zweifeln, welche

ehe meine Verführer gegen die heilige Schrift vorgebracht hatten, nicht einer wäre, der nicht gehoben werden könnte. Besonders, da ich erfuhr, daß die Lehre vom Ebenbild Gottes im Menschen von den Christen, nicht von einer körperlichen Aehnlichkeit verstanden, oder Gott ein Körper zugeschrieben würde, fühlte ich innere Zufriedenheit, so viele Jahre nicht gegen den christlichen Glauben, sondern blos gegen eine solche sinnliche Vorstellung davon gestritten zu haben, denn so frech war ich vorher gewesen, daß ich das als eine Anklage gegen ihn behauptete, was ich vorerst hätte durch Untersuchung lernen sollen.

Um so peinlicher nagte es in meinem Inwendigen, was ich doch endlich als gewiß würde glauben und behalten können, je mehr ich mich schämte, solange von Verführern mit Verheißung der Wahrheit hintergangen worden zu seyn, ja in meiner kindischen Unbesonnenheit selbst so viel Unwahres als Wahrheit behauptet zu haben. Blind hatte ich gegen den christlichen Glauben gestritten, denn er lehrte nicht das mindeste von dem, was ich nach meiner falschen Vorstellung ihm beimaaß. Ich wurde beschämt, und freute mich doch innigst, die Kirche besser zu finden, als ich vermuthet hatte. Auch die heil. Schrift des alten Testaments wurde mir

durch die Erklärungen des Ambrosius, der immer auf den Geist jeder Stelle gieng, immer verständlicher, und ob letztere mir gleich noch nicht als unwidersprechlich wahr vorkamen, so hatten sie doch nicht das mindeste anstössige für mich. Ich hütete mich sehr vor allzufrüher Entscheidung, aus Furcht, in einen neuen Abgrund zu fallen, diese Zweifelsucht aber plagte mich nur um so mehr. Ich wollte auch dessen, was nicht in die Sinne fällt, durchaus so gewiß seyn, als daß 7 und 3 zehn ausmachen. Durch Glauben hätte ich geheilt, und das Auge meiner Seele durch den Blick auf deine unvergängliche Wahrheit geschärft werden können. Wie aber der, der einmal unter den Händen eines schlechten Arztes gelitten hat, auch den guten nicht mehr traut, so wollte sich auch meine Seele nicht so leicht heilen lassen durch das Mittel des Glaubens, das du aller Welt zur Heilung kranker Seelen vorgelegt hast. (*)

Nichts

(*) In einem andern Buche (de util. cred.) sagt er: „Bald habe er verzweifelt, die Wahrheit jemals zu finden; bald wieder gehoft, ein so scharfsichtiges Wesen, als der menschliche Geist ist, müsse sie doch wohl, durch göttliches Ansehen geleitet, entdecken können. Wo dies Ansehen zu finden sey, das war für ihn die schwerste Frage. Er bat Gott daher öfters mit Thränen, ihm Hülfe zu leisten.“

Nichts desto weniger fieng ich von dieser Zeit an der christlichen Lehre den Vorzug zu geben, weil sie die Pflicht des Glaubens solcher Dinge, die nicht demonstriert werden können, mit weit mehr Bescheidenheit und Nüchternheit fodert, als die der Manichäer, die durch übertriebene Versprechungen klarer und erweisbarer Wahrheiten der Leichtgläubigkeit der Schwachen zu spotten schien, und doch auf der andern Seite blinden Glauben an die unsinnigsten abgeschmacktesten Mährchen foderte. Du lehrtest, o Herr, mein Herz, daß ich unzählige Dinge glaube, die nie erwiesen werden können, daß alles das, was ich in der Geschichte und Erdbeschreibung entfernter Länder las und glaubte, ja selbst meine Geburt von meinen Eltern, die ich auch nur auf das Zeugnis anderer glaube, von dieser Art sey, und daß endlich ohne Glauben in der menschlichen Gesellschaft gar nichts gethan werden könne.

Ich schloß daher, daß diejenigen nicht zu tadeln seyen, die der heiligen Schrift, welcher Gott vast unter allen Völkern so viel Ansehen verschaft habe, Glauben zustellten, und daß der Einwurf: „Woher weißt du denn, daß diese „Bücher durch den Geist des Allerwahrhaftigsten „dem menschlichen Geschlecht mitgetheilt wor„den?“ eben so wenig uns vom Glauben an

die-

dieselben abhalten müsse, als die Streitsucht der allerzänkischsten Philosophen und ihre allerschlauesten Einwürfe mich je dahin hatten bringen können, den Gedanken aufzugeben, daß du, o Gott, obgleich ich dich noch nicht kannte, seyest, und was du seyest, und daß du die menschlichen Angelegenheiten regierest. Oft glaubte ich dies stärker, oft schwankender, aber immer glaubte ich es, auch da ich weder dein Wesen kannte, noch die Wege, die zu dir führen.

Da ich also die Nothwendigkeit einer göttlichen Anleitung um zur Wahrheit zu gelangen, einsah, so schloß ich weiter fort, daß du niemals der heiligen Schrift ein so allverbreitetes Ansehen fast über die ganze Erde verschaft haben würdest, wenn es nicht dein Wille wäre, daß wir durch sie an dich glauben, in ihr dich suchen sollten. Was mir vorher ungereimt an ihr geschienen hatte, zählte ich nunmehr, da ich vieles von demselben auf eine sehr wahrscheinliche Weise erläutern hörte, zu ihren hohen Geheimnissen, und fand darum ihr Ansehen desto erhabener und glaubwürdiger, weil sie für alle Leser taugt, dem Tiefsinnigern unerschöpfliche Geheimnisse darbietet, mit dem Schwächern in der offensten, einfachsten Sprache redt, und jeden, der nicht leichtsinnigen Herzens ist, durch die strengste Aufmerksamkeit an sich fesselt, um alle

in

in ihren liebreichen Schooß aufzunehmen, wenn gleich durch ihre engen Thore nur wenige zu Gott kommen; doch gelingt dies gewiß mehrern, als wenn ihr Ansehen weniger göttlich erhaben, und ihre Herablassung zum großen Haufen geringer wäre.

So dachte ich, und, o Gott, du warest bei mir! Ich flehte, und du erhörtest mich. Ich schwankte herum, du leitetest mich. Ich gieng auf der breiten Strasse der Welt, und du hast mich doch nicht verlassen! Ich schmachtete nach Ehre, Gewinn und einem Weibe, und litt von diesen Begierden heisse Noth: aber um so gnädiger warst du, daß du mir nichts angenehm seyn liessest, was nicht du war, und darum hängt nun meine ganze Seele an dir.

Kaum habe ich je mein Elend so gefühlt, als da ich eines Tags eine Lobrede auf den Kaiser halten sollte, wo ich viel log, und mit meinen Lügen die Gunst selbst derer, die das Gegentheil wußten, zu erhalten suchte. Auf der Straße traf ich einen Bettler an, der seinen Hunger schien gesättigt zu haben, und nun lustig und fröhlich seiner Wege gieng. Ein Seufzer brach bei diesem Anblick aus meiner Brust, ich stellte meinen Begleitern unsere Thorheit vor, wie wir mit all unserer Mühe am Ende doch nichts anders suchten, als was dieser

Bettler bereits gefunden, wir aber vielleicht gar nie finden würden; und auf welchen mühseligen Umwegen ich besonders die zeitliche Zufriedenheit erringen wollte, die er mit wenig erbettelten Pfenningen sich erkauft hätte. Die wahre Freude kannte er zwar nicht, ich aber strebte nach einer weit gefährlicheren; seine Freude war Trunkenheit, die meinige Ehre; und wie vergänglich und ungöttlich ist auch diese! Ich fühlte, daß ich nicht glücklich wäre, und am Ende war ich selbst, wenn das Glück mich anzulachen schien, zu verdrossen, mich seiner zu freuen, denn fast gewöhnlich wenn ichs erfassen wollte, flog es wieder davon.

Am meisten sprach ich hierüber mit meinen beiden vertrautesten Freunden Alipius und Nebridius. Alipius war von vornehmen Eltern aus meiner Vaterstadt, und etwas jünger als ich. Er hatte bei mir sowohl daselbst als zu Karthago studirt, und liebte mich sehr wegen meiner Gelehrsamkeit und Güte gegen ihn, ich ebenfalls ihn wegen der guten Anlage zur Tugend, die sich schon früh in ihm zeigte. Aber der Wirbel des karthaginensischen Sittenverderbens und die dortigen Schauspiele rißen ihn mit sich fort, daß er die Thorheiten im Circus mitmach-

machte (*). Damals besuchte er wegen einem Streit seines Vaters mit mir meine Vorlesungen über die Redekunst noch nicht. Ich hörte von seiner unmäßigen Freude an den Fechterspielen, und betrübte mich, daß ein so vielversprechender Jüngling verlohren gehen sollte: aber ich fand keine Gelegenheit, es ihm zu sagen, besonders weil ich fürchtete, er denke so von mir, wie sein Vater, worin ich mich betrog. Denn bald fieng er von selbst an, mich auf der Straße zu grüßen, kam in meinen Hörsaal, hörte etwas weniges, und gieng wieder fort. Ich vergaß es, mit ihm über die Sache zu sprechen, aber du, o Gott, wolltest auch ihn durch mich, doch ohne mein Wissen, zurecht leiten. Eines Tages, da meine Schüler um mich versammelt waren, kam er, grüßte mich, setzte sich nieder, und achtete sehr aufmerksam auf meinen Vortrag. Eben sprach ich von etwas, das ich durch ein Gleichniß von den Circensischen Spielen gut erläutern zu können hofte; dies that ich, und machte einige beissende Spöttereien auf die Theilnehmer an denselben. Gott weiß, daß ich dabey an den Alipius gar nicht gedacht habe.

(*) Spiele, die zu Ehren der Götter im Circus, oder dem öffentlichen Schauplatz geschahen, mit Wettrennen, Kämpfen mit wilden Thieren, u. a.

Er zog es auf sich, und glaubte, ich meine ihn vorzüglich. Was andere gegen mich aufgebracht hätte, das nahm der edle Jüngling zu seiner Warnung, und liebte mich um so mehr; wie die Schrift sagt: Strafe den Weisen, so wird er dich lieben.

Strafen wollte ich ihn nicht einmal, aber du weißt, o Herr, dich aller Umstände, auch ohne unser Willen und Wissen, nach deiner Weisheit und Güte zu bedienen. Keiner sage dein Lob, der deine Erbarmungen nicht kennt. Von Stund an gieng er nicht mehr in die Circensischen Spiele, und schwang sich mit einem mal aus dirsem Morast heraus. Seinen Vater überredete er, obwohl mit Mühe, mich ihm zum Lehrer zu geben. Er kam in meine Vorlesungen, und verwickelte sich mit mir in den gleichen Aberglauben der Manichäer; an denen er die scheinbare Enthaltsamkeit von sinnlichen Lüsten vorzüglich liebte, weil er sie für aufrichtig hielt.

Er gieng nach Rom, um nach der weltlichen Absicht seiner Eltern die Rechte zu erlernen, sah einem Fechterspiel zu, und plötzlich erwachte die alte Lust dazu mit unwiderstehlicher Gewalt. Bei einer Mahlzeit nemlich hatte er seinen Freunden seinen Abscheu daran bezeugt, sie suchten ihn zu bereden, einem zuzusehen, das eben

abge-

abgehalten würde, und obwohl er sich heftig dagegen sträubte, rissen sie ihn doch mit freundschaftlicher Gewalt mit sich fort in das Amphitheater. „Wenn ihr auch meinen Körper da„hin zieht, sagte er zu ihnen, so könnt ihr doch „meine Augen und Gedanken nicht mitreissen, „und ich will euch überwinden!“ Unerachtet dessen zogen sie ihn, in der Absicht, ihn auf die Probe zu setzen mit sich fort. Sie kamen an, setzten sich, und sahen diesen blutdürstigen Freuden zu.

Sobald sich die Spiele anfiengen, schloß er seine Augen zu: hätte er nur auch die Ohren verschlossen! denn als einsmals bei einem geschickten Fechterstreit das ganze Volk ein fürchterliches Geschrei erhob, überwand ihn die Neugierde, er blickte hin, entschlossen sich durch nichts bewegen zu lassen, da flog der vergiftete Pfeil durch die Augen in seine Seele, und es traf ihn eine schwerere Wunde als die seyn mochte, die der Fechter empfieng; denn er hatte sich ihr um so mehr blos gestellt, weil er sich auf seine eigne Kraft verließ. Er erblickte das Blut des Verwundeten, konnte sich von dem Anblick nicht losreissen, und schlürpfte die vergessene Blutdurst ohne sein Wissen mit vollen Zügen wieder ein. Seine ganze nur eingeschläferte Leidenschaft für diese Spiele erwachte wieder in

ihrer vollen Gewalt, und er war unersättlicher im Zuschauen als keiner seiner Begleiter. Er schaute, schrie mit, entbrannte, viel ärger als zuvor, weit mehr als die, die ihn hingeführt hatten, und suchte nun auch andere nach sich zu ziehen. Doch auch hieraus hast du ihn durch deine mächtige Hand wieder errettet.

Ich fand ihn zu Rom, von wo er mit mir aus zärtlicher Freundschaft nach Mayland gieng, um daselbst die Rechte, welche er mehr aus Gehorsam gegen seine Eltern als aus freiem Trieb gelernt hatte, auszuüben. In allen Fällen zeigte er eine bewundernswürdige Uneigennützigkeit, und äusserte oft sein Befremden darüber, daß es Leute gäbe, welche das Geld einem guten Gewissen vorziehen könnten. Oft wurde er bald durch Drohungen, bald durch Verheissungen zur Ungerechtigkeit gereitzt, aber immer widerstand er glücklich.

Auch Nebridius verließ seine Vaterstadt Karthago, und den lieblichen Landsitz seines Vaters, und kam nach Mailand, blos um bei mir zu leben, und seinem brünstigen Verlangen nach Wahrheit und Erkenntniß ungestört nachhängen zu können. Gleiche Sehnsucht, aber auch gleiches Wanken war in uns beiden. Jeder suchte Zufriedenheit, mit rastloser Anstrengung wollte sie jeder durch Auflösung der verwickelt-

sten

sten Streitfragen ergrübeln — und unser dreyer Mund verschmachtete dabei vor Hunger! wir klagten einander unsre Armuth, und erwarteten Erquickung von dir. In allem Ungemach, was deine Barmherzigkeit auf unsere irrdischen Beschäftigungen folgen ließ, fanden wir, wenn wir nach dem Zwecke fragten, wofür wir dieses litten? nichts als die dickste Finsternis: seufzend wandten wir uns wieder weg und klagten: „Ach! wie lange wird's noch so währen!“ und doch verliessen wir diese nächtlichen Pfade nicht, denn noch zeigte sich uns kein besseres Licht.

Ich insonderheit, wenn ich zurückdachte, wie lange es nun wäre seit dem 19ten Jahr meines Alters, wo ich anfieng die Weisheit mit Eifer zu suchen, fest entschlossen, sobald ich sie gefunden hätte, ihr alle irdischen Begierden, alle eiteln Hofnungen und trügerische Lügen aufzuopfern: ich bebte zurück, da ich mich nun schon in meinem dreissigsten Jahre sah, mich sah im gleichen Gewühle sinnlicher Begierden, immer fliehend, immer zerstreut, immer mich tröstend: „Morgen werd' ichs finden! Morgen wird es „mir erscheinen, und wie will ichs umfassen! „Faustus wird kommen und dich alles lehren!“ Nur darin war ich weiter gekommen, daß mir nicht mehr, wie ehmals, ungereimt schien, was

ich

ich in den heiligen Büchern fand. Ich nahm mir vor, wieder auf die Stelle zu treten, auf welche mich meine Eltern in meiner Kindheit gesetzt hatten, vielleicht daß sich mir da die Wahrheit heller zeigen würde!

Aber wo? und wann soll ich sie suchen? überlegte ich oft bey mir: Ambrosius hat nicht Zeit mich zu hören, ich nicht Muße genug zum Lesen. Wo soll ich die nöthigen Bücher finden? wie sie mir anschaffen? Ich will mir eine eigne Zeit dazu bestimmen, und die Stunden austheilen, worin ich das Heil meiner Seele besorgen will. Meine Hofnung wächst: der christliche Glaube lehrt wenigstens nicht so unvernünftige Dinge, wie ich wähnte. Seine Lehrer behaupten doch wenigstens nicht, daß Gott einen menschlichen Körper habe: So viel habe ich gefunden — und sollte noch Zaudern weiter anzufragen? Ich rechnete: die Vormittagsstunden gehören meinen Schülern, was will ich in den übrigen thun? was anders als dies? — Aber wann kann ich alsdann meine Gönner besuchen, deren Gunst mir so nöthig ist? Wann kann ich die Schriften schreiben, die meine Schüler mir abkaufen? wann mich von meinen Sorgen und Arbeiten wieder erholen? — Laß alle dies fahren, und gieb dich ganz der Erforschung der Wahrheit hin! Dies Leben ist doch vergänglich

und

und die Zeit deines Todes verborgen; überraschte er dich plötzlich, wie arm würdest du da stehn? wo willst du das lernen, was du hier versäumst, und wirst du nicht deine Saumselig. keit büssen müssen? — Aber vielleicht nimmt der Tod mit dieser Sorge auch dein Bewußtseyn hin? Also dies will ich zuerst untersuchen! Doch nein! es kann nicht so seyn. Es ist nicht eitler Glaube, was die christliche Lehre auf dem ganzen Erdboden predigt! Sollte Gott soviel für uns thun, wenn mit dem Tode des Körpers auch die Seele stirbt! Was zaudre ich denn, alle Hofnung auf diese Welt aufzugeben, und mich ganz dem zu wiedmen, daß ich Gott suche und die Zufriedenheit? Doch gemach! Dies Leben hat doch auch seine Reize, die man nicht so leicht hingeben muß, und es ist Schande, sie wieder suchen zu müssen. Viel kostet es zwar, Ruhm zu erwerben, aber hat man ihn, so ist er doch auch nicht für nichts zu rechnen: man gewinnt Freunde, um alles andere zu geschweigen. Ich will eilen! Vielleicht erhalte ich ein rühmliches Amt; ich will eine reiche Frau heurathen, um mit meinen Ausgaben richtig auszukommen — da soll das Ziel meiner Begierden seyn! Viel grosse ruhmwürdige Männer haben die Weisheit geliebt, und dennoch Weiber gehabt.

So

So trieben mich die Stürme herum! so verschlugen sie mein Herz bald da bald dorthin! So verfloß die Zeit, und ich versäumte, mich zu Gott meinem Herrn zu wenden, in ihm zu leben und in mir zu sterben! Ich liebte Zufriedenheit, und scheute sie da, wo sie wohnt, ich floh von ihr und suchte sie!

Das größte Unglück für mich schien mir, der Umarmung einer Gattin beraubt zu seyn. Alipius suchte mich vom Heurathen abzuhalten, und stellte mir vor, wie wenig wir dabei unsern Zweck erreichen würden, in ruhiger Stille der Weisheit nachzuhängen. Er für sich war von Jugend an äusserst enthaltsam. Ich führte ihm dagegen immer eine Menge Beyspiele von solchen an, die auch geheurathet, und dennoch dabei die Weisheit geliebt, Gott gedient, und ihre Freunde beibehalten hätten. Aber ach wie weit stand ich diesen an Grösse der Seele nach! Ich schleppte meine Ketten und stieß die Hand von mir, die sie mir abnehmen wollte!

Auch zu ihm sprach durch mich die Verführung, und legte ihm Fallstricke in den Weg. Mein Urtheil war ihm wichtig, und meine Versicherung, daß ich ausser der Ehe unmöglich glücklich leben könnte, setzte ihn so in Erstaunen, daß auch er, weniger aus Trieb als aus Neugierde, sich zu heurathen vornahm, um zu

erfah-

erfahren, was denn das wäre, ohne welches das Leben mir, den er so hochschätzte, mehr eine Pein als ein Leben zu seyn schiene? Mich riß Begierde hin, ihn Erstaunen über meine Begierde.

Man drang unaufhörlich in mich, ein Weib zu nehmen. Endlich suchte ich eine Braut, sie wurde mir versprochen, hauptsächlich durch die Bemühungen meiner Mutter, welche hofte, ich würde alsdann ihren innigsten Wunsch um so eher erfüllen und mich taufen lassen. Auf mein Bitten bat sie täglich mit grosser Inbrunst, Gott möchte ihr doch etwas, meine künftige Heurath betreffend, im Traum offenbaren — aber sie wurde nie erhört. Oft hatte sie freylich mancherley verwirrte Phantasien, die ihr, Tag und Nacht mit diesem Gedanken beschäftigte Geist, ihr eingabe. Sie erzählte sie mir und verachtete sie selbst. Denn sie glaubte, ein zwar unbeschreibbares aber sicheres Gefühl zu haben, zuu nterscheiden, was von Gott und was von ihrem eignen Geiste ihr im Traum gezeigt würde. Ungeachtet dessen, fuhr man fort, und hielt für mich um ein Mädchen an, das erst nach zwey Jahren mannbar werden sollte; und so lang versprach ich noch zu warten.

Meine Freunde und ich, alle durch Erfahrung von der Eitelkeit aller Geschäfte dieser

Welt

Welt aufs innigste überzeugt, hatten uns den Plan gemacht, entfernt von all diesen Sorgen irgendwo in der Stille bei einander zu wohnen, und unser Vermögen in eine gemeinschaftliche Casse zu geben, woraus ein jeder seine Bedürfnisse befriedigen könnte; wir bestimmten bereits die Zahl der Mitglieder auf zehen. Es waren einige sehr reiche unter uns, vorzüglich Romanianus, mein vertrauter Freund von Jugend an der viele wichtige Geschäfte am kaiserlichen Hofe betrieb. Hauptsächlich dieser, der reichste unter allen, betrieb diesen Plan aufs eifrigste. Es wurde beschlossen, das zween von uns abwechselnd je auf ein Jahr die Haushaltung auf sich nehmen, die übrigen aber so lang ganz unbekümmert seyn sollten. Da wir aber überlegten, ob unsere Weiber dieses zugeben würden, indem einige von uns wirklich verheurathet, andere aber im Begrif waren, es zu thun — so wurde der ganze Plan in kurzer Zeit aufgegeben. Seufzend kehrten wir wieder auf die vorige Bahn unsers Lebens zurück.

In der Zeit entließ ich meine bisherige Frau, weil sie mich an einer rechtmässigen Ehe zu hindern schien, obwohl mit verwundetem Herzen. Sie kehrte nach Afrika zurück, und that ein Gelübde, nie wieder sich mit einem andern Manne zu verbinden. Den Sohn, den

sie

sie mir gegeben hatte, behielt ich bei mir. Ich, an Lust und Sünde verkauft, ahmte ihr nicht nach, sondern schafte mir, bis die zwei Jahre verflossen waren, wo ich meine Braut heimholen könnte, eine andere Freundin an, und so wurde die Wunde meines Herzens, so sehr sie an Heftigkeit abzunehmen schien, nur immer unheilbarer; aber je elender ich wurde, desto näher kam mir, o Gott, deine heilende Hand. Nur die Furcht vor dem Tode und künftigen Gericht hielt mich noch zurück, daß ich mich nicht ganz ungezähmt in alle Wollüste stürzte. Mancherlei Veränderungen hatte zwar diese Wahrheit bei mir erlitten, nie aber verschwand der Glaube an sie ganz. Ich fragte mich, ob ich, wenn ich jenes thäte, alsdann noch etwas weiteres zu wünschen hätte, und ob die Unsterblichkeit selbst etwas anderes wäre, als ein voller Genuß aller Sinnenlust, ohne Furcht, sie je wieder zu verlieren? und fühlte nicht, daß eben das mein größtes Verderben wäre, keinen Sinn mehr für jene reinern und edlern Freuden zu haben, die das fleischliche Auge nicht sieht, und nur die Seele empfindet. Mein Gefühl war so stumpf geworden, daß ich mich über diese so schändlichen Sachen ganz ungescheut mit meinen Freunden unterredte. Denn so sehr ich auch Sinnenlust für das höchste Gut hielt, so konnte ich doch nicht

ohne

ohne Freunde seyn. Ich liebte sie, und sie mich, ohne Gewinn oder Belohnung.

O welche verworrene Wege! Weh dem Frechen, welcher hofft, ausser dir, o Gott, irgendwo Ruhe zu finden! zur Rechten, zur Linken, auf welche Seite er sich wendet, da ist sein Lager gleich hart, und nur bei dir allein ist Ruhe!

Siebentes Buch.

Meine Jugend war nun verschwunden, und ich gieng dem männlichen Alter entgegen, je älter, desto eitler! Ich konnte mir vollends nichts geistiges mehr denken. Nie, seit ich denken gelernt hatte, stellte ich mir Gott in einer menschlichen Gestalt vor; aber wie sonst? da sann ich vergeblich nach. Mein Herz arbeitete mit Macht gegen die sinnlichen Vorstellungen meines Geistes, und hofte noch einst mit einem Streich all die unreinen Bilder verjagen zu können, die unaufhörlich meine Seele umflogen, und ihren Scharfsinn abstumpften: aber kaum glaubte ich sie für einen Augenblick vertrieben zu haben, so drängten sie sich in noch dichtern Haufen so gleich wieder um sie her, und umwölkten sie. Nach den Formen, die mein Auge auf Erde durchlief, machte sich mein Geist seine Bilder, konnte ohne Bild nichts denken,

und merkte nicht, daß selbst die Kraft in mir, womit ich dächte, nichts Körperliches, und doch etwas Grosses seyn müßte, weil sie sich diese Bilder schaffen könnte. Dich, du Leben meines Lebens, dachte ich mir als ein, unendliche Räume und die ganze Masse des Weltalls durchdringendes, und auch auffer demselben ins Endlose verbreitetes, unsterbliches, unvergängliches, unverletzbares Wesen, das Erde, Meer und Himmel erfüllte, und in welchem all dies sich endigte, du aber nirgends. So wie die Stralen die Luft durchdringen, nicht durchschneiden oder zerreissen, sondern ganz erfüllen, so schloß ich, daß Gott nicht nur Himmel, Luft und Meer, sondern auch den Körper der Erde in seinen innersten Theilen durch eine verborgene Geisteskraft also durchdringe und erfülle, daß ein grösserer Theil der Erde einen grössern Theil der Gottheit, ein kleinerer einen kleinern, ein Elephant mehr von ihr als ein Sperling enthielte — so dicht war meine Finsternis!

Eben so viel Mühe machte mir die Frage vom **Ursprung des Uebels**, aber je mehr ich mich aus dem Abgrund meiner Zweifel herauszuarbeiten strebte, um so tiefer sank ich hinein. Ich war mir bewußt, wider Willen, und so zu sagen, leidend zu sündigen, und hielt dies, weniger für eine Schuld, als für eine gerechte

Strafe

Strafe von Gott. Aber hat mich nicht der gute Gott gut gemacht? Woher kommt denn mein Widerwillen am Guten, und meine Neigung zum Bösen, diese Ursache, daß ich jene gerechte Strafe leiden muß? Wer hat diese Pflanzschule der bittersten Unruhe in mich hineingepflanzt? der böse Geist? aber wodurch ist er selbst böse geworden? durch seinen bösen Willen? wodurch wurde sein Wille böse, da Gott doch auch ihn gut schuf? — Ich erstickte beinah unter dieser Last von Fragen und Zweifeln; doch blieb die christliche Lehre immer fest in meinem Herzen, und obgleich sie noch keine Gestalt in mir gewonnen hatte, und mein Geist bald da bald dort über ihre Gränzen hinaus schweifte, so wurzelte sie sich doch täglich tiefer ein.

Längst hatte ich auch den thörichten und betrügerischen Wahrsagereien der Sterndeuter den Abschied gegeben. Mein Starrsinn brach endlich, womit ich dem **Vendicianus**, einem scharfsinnigen Greisen und meinem Freunde Nebridius, einem Jüngling von ausserordentlichen Fähigkeiten, lang widersprochen hatte, da jener mit Zuversicht, dieser aber noch halb zweifelnd behaupteten, daß an der ganzen Wahrsagerkunst nicht das Mindeste sey, und blos durch Zufall von einer Menge Weissagungen bisweilen

diese

diese oder jene in Erfüllung giengen, ohne Schuld oder wissen derer, die wahrsagten. Denn endlich führtest du mir einen Freund zu, welcher die Mathematik zwar nicht aus dem Grund verstand, aber häufig zu den Wahrsagern gieng. Dieser, Namens Firminus, kam einst zu mir, um mich in einer wichtigen Angelegenheit zu fragen, was ich von den Constellationen hielte? Durch den Nebridius schon etwas wankend gemacht, gab ich ihm keine bestimmte Antwort, und gestand, daß ich beinahe überzeugt sey, diese ganze Kunst sey Thorheit und Unsinn.

Er erzählte mir hierauf, sein Vater habe eine Menge Bücher dieser Art gehabt, und mit einem seiner Freunde diese Kunst aufs eifrigste getrieben, so daß sie auch so gar Thieren, die in ihrem Hause gebohren wurden, die Nativität zu stellen pflegten. Zu gleicher Zeit, da seine Mutter mit ihm, Firminus, schwanger gieng, war auch eine gewisse Sclavin im Hause jenes Freundes seines Vaters in diesen Umständen. Beide Freunde bemerkten aufs genaueste während beider Frauen Schwangerschaft alle, auch die geringsten Veränderungen des Himmels. Beide kamen in der gleichen Minute, folglich unter denselben Constellationen nieder, sie prophezeiten also beiden neugebohrnen Knaben zufolge diesen Grundsätzen ein ganz gleiches Schicksal. Fir-

minus

minus indessen hatte vornehme Eltern, Reichthümer, Ehren, mit einem Wort eine glänzende Laufbahn: der Sohn der Sclavin aber blieb Sclave auf sein Lebenlang.

Diese Geschichte stieß meinen Glauben vollends über den Haufen, und ich suchte sofort auch den Firminus davon abzubringen.

Aber noch lange nicht war jene große Frage vom Ursprung des Uebels bei mir ausgemacht, und ich sah ihr gar kein Ende ab. Immer gewisser wurde ich zwar von der Unveränderlichkeit Gottes, seiner Vorsorge für die Menschen, seinem künftigen Gericht, der Wahrhaftigkeit der Offenbarung Jesu Christi und der heiligen Schrift; die Hauptfrage aber blieb unentschieden; woher das Uebel komme? Es waren die Geburtsschmerzen meines Herzens zur Wahrheit. Dein Auge, o Gott, war nahe bey mir, ohne daß ichs wußte, und mein zerknirschtes Herz ein Flehen nach deiner Erbarmung. Nur du wußtest, welche Quaalen ich litte, und kein Sterblicher. Vor dir war all mein Sehnen, aber das Licht meiner Seele sah ich nicht: es war in mir, ich suchte es ausser mir, in körperlichen Dingen, und fand nirgends Ruhe. Mein Geist ist gröſſer als diese, aber er unterwarf sich ihnen, und sie tyrannisirten über mich, sie umgaben mich so auf allen Seiten, daß mir

die

die Rückkehr von ihnen unmöglich wurde; ja sie schienen mir, wenn ich mich höher zu geistigen Dingen aufschwingen wollte, gleichsam Vorwürfe zu machen: „du willst uns entfliehen? wo willst du hin, du Unwürdiger und Unreiner?“ So lag ich verwundet! So trennte mich mein Stolz von deinem Angesicht!

Du aber zürnest nicht ewig! Du schufst selbst die Unruhe in meinem Herzen, und ließest sie so lang dauern, bis ich deiner innerlich gewiß wäre! Es war eine scharfe Augensalbe, die die Verfinsterung meines Auges nach und nach heilen sollte.

Zuerst wolltest du mich überführen, daß du den Stolzen widerstehest, und den Demüthigen Gnade gebest, und wie eine große Barmherzigkeit du den Menschen auf dem Weg der Demuth dadurch geoffenbahret habest, daß dein Wort Fleisch wurde, und unter den Menschen wohnte. Du ließest mir nemlich durch einen gewissen Mann, der von hoher Einbildung strotzte, einige in das Lateinische übersetzte Bücher der Platoniker in die Hände fallen, und da las ich, nicht zwar mit den gleichen Worten, sondern blos dem Sinne nach, die mit vielen Gründen unterstützte Wahrheit: „Im Anfang war das Wort, und „das Wort war bei Gott, und Gott war das „Wort. Alle Dinge sind durch dasselbige ge-

„gemacht, und ohne dasselbige ist nichts ge„macht. Was durch dasselbige gemacht ist, ist „Leben. Das Leben war das Licht der Men„schen, es leuchtete in der Finsterniß, und die „Finsterniß hat es nicht begriffen.“ Die menschliche Seele, obgleich sie zeuget vom Licht, ist nicht das Licht selbst, sondern allein jenes wahre Licht „erleuchtet jeden Menschen, der in die „Welt kömmt. Aber die Welt erkennt dies nicht. „Die es aber aufnehmen, die macht es zu Got„tes Kindern.“

Ich las ferners in diesen Büchern: „das „Wort ist nicht aus einem Menschen oder auf „menschliche Weise, sondern aus Gott geboren.“ Aber das las ich nicht darin: „das Wort ward „Fleisch, und wohnete unter uns.“ Daß von aller Ewigkeit her und über alle Zeiten hinaus unvergänglich und unveränderlich dein eingebor„ner Sohn bei dir, o Gottheit! wohne; daß alle Seelen nur von deiner Fülle die wahre Selig„keit, nur von deiner Weisheit ihre Weisheit neh„men: das fand ich dort; aber nicht: „daß du „deines einigen Sohnes nicht geschonet, sondern „ihn für uns alle dahin gegeben habest.“ Denn das hast du den Weisen] dieser Welt verborgen, und den Kindern geoffenbart, damit alle Müh„seligen und Beladnen zu dir kämen, um bei dir Erquickung zu finden. Diejenigen aber,

welche, aufgeblasen vom Dünkel ihrer selbstgemachten Weisheit, das Wort nicht hören wollen: „lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig, und „von Herzen demüthig.“ — die erkennen wohl Gott, aber verherrlichen Ihn nicht als Gott, fallen auf eitle, nichtige Gedanken, verfinstern ihr Herz, und werden, während sie sich weise wähnen, zu Thoren.

Immer mehr drang mich dies alles, auf mich selbst zurückzukehren, und nun endlich konnte ich es, da du mir halfst. Ich entdeckte mit dem, obwohl noch schwachen Auge meiner Seele das höhere Licht des Herrn über mir, nicht höher, dem Ort nach, wie der Himmel höher ist als die Erde, sondern höher, weil ich von ihm meinen Ursprung habe. Wer die Wahrheit hat, der kennt sie, und kennt die Ewigkeit. Die Liebe kennt sie aber allein. O ewige Wahrheit! o wahrhaftige Liebe, du bist mein Gott! und nach dir seufzet mein Herz Tag und Nacht! Ich erkannte dich, fühlte aber auch, wie ungleich dir, wie unendlich weit von dir ich noch entfernt sey. Mir war's, als hörte ich eine Stimme vom Himmel mir sagen: „Ich bin eine „Speise für die Erwachsenen: wachse und du „wirst mich geniessen!“ Ich rief von Ferne: Ist denn die Wahrheit nichts, da sie weder in endlichen noch in unendlichen Räumen wohnt?

du antwortetest mir: „Ich bin, der ich bin!“ Ich hörte dies, wie man etwas im Herzen hört, und zweifelte von nun an keinen Augenblick mehr. Eher hätte ich an meinem Daseyn verzweifelt, als an dem: daß es keine Wahrheit gebe.

Ich betrachtete die Geschöpfe, und fand, daß sie weder ganz existent noch ganz nonexistent seyen. Sie sind, weil sie von dir sind; sie sind nicht, weil sie das nicht sind, was du bist, denn nur das existiert wahrhaftig, was unveränderlich bleibt. Für mich ist gut, in Gott zu bleiben: denn bleibe ich nicht in Ihm, so bleibe ich auch nicht in mir selbst. Er bleibt in sich, und erneuert alles. Alles was geschaffen ist, ist gut, ja es könnte nicht verderbt werden, wenn es nicht gut wäre, und wiederum, es ist nicht vollkommen, weil es verderbt werden kann. Das Böse ist folglich nichts wesentliches, und keine Substanz, denn wenn es eine solche wäre, so würde es gut seyn. Für dich, o Gott, ist überall kein Uebel, und nicht nur für dich, sondern für deine ganze Schöpfung: denn ausser dir ist nichts, was in die Ordnung brechen und sie zerstören könnte, die du gemacht hast. Nur in ihren einzelnen Theilen ist dies oder jenes ein Uebel, weil es nicht für diesen Ort paßt; für einen andern ist es schicklich, und alsdann gut, so wie

über-

überhaupt in sich gut, gut für diesen unsern niedrigen Schauplatz, die Erde, wie die stürmische wolkichte Atmosphäre, die sie umgiebt. Krank sind die, so wie ich es war, denen irgend etwas an deiner Schöpfung mißfällt. Meine Seele wagte es zwar nicht, an Gott ein Mißfallen zu haben, darum gab ich auch dem, was mir an seinen Werken mißfiel, einen andern Ursprung, und verfiel auf die Meinung von zwey Principien, einem des Guten und einem des Bösen, und gieng weiter, und bildete mir meinen Gott als eine durchs ganze Weltall ausgegossene Substanz, und machte diesem Götzen einen Tempel in meinem Herzen. Seitdem du aber meine Augen vor der Eitelkeit verschlossen hast, wurde jene Thorheit in Schlaf gewiegt. Ich erwachte wieder, und sah dich als den Unendlichen — aber nicht mit den Augen des Fleisches. Ich sah, daß alles von dir seinen Ursprung hat, wieder zu dir zurückkehrt, mit Ort und Zeit, wo es steht, paßt, und daß du, der Ewige, nicht erst nach unendlichen Zeiträumen zu schaffen angefangen habest, denn alle Zeiten, die vergangen sind und vergehen werden, wären nicht, wenn du sie nicht machtest, und in dir selber immer derselbe bliebest.

Ich erkannte ferners, daß deine Gerechtigkeit den Ungerechten aus der gleichen Ursache

mißfällig sey, warum das Brod, das Gesunden so wohl schmeckt, dem Kranken eine Strafe und einem schwachen Auge das Licht verhaßt ist, welches das reine Auge so wohlthuend erquickt.

So liebte ich endlich nicht mehr ein leeres Phantom, sondern dich selbst. Nicht gelassen liebte ich dich, deine Schöne riß mich mit Gewalt zu dir, bald aber auch die Last der sinnlichen Gewohnheiten wieder von dir ab. Doch blieb mir dein Andenken, ich war nun nicht mehr im Zweifel, woran ich mich halten sollte, obgleich ich mit Schmerzen fühlte, daß ich noch nicht mit ganzer Seele an dir hänge, denn der verwesliche Körper belastet die Seele, und die irrdische Hütte drückt den zerstreuten Sinn.

Auch war ich aufs innigste überzeugt, daß deine ewige Kraft und deine unsichtbare Gottheit von Anfang der Welt her sich durch die Schöpfung geoffenbaret habe; und stieg so in meinen Betrachtungen vom Körper zu der thierischen Seele, von dieser zu der innern Kraft, deren Boten die Sinne sind, hierauf zu der denkenden Kraft, die über das, was die Sinne ihr zubringen, urtheilt, und weiters durch Betrachtung der Geschöpfe zu dem Unendlichen — aber da konnte sich mein schwaches Auge noch nicht fest halten, geblendet vom Glanz deines Lichtes sank es wieder in niedrigere Kraise herab, nur die

Seele behielt eine liebliche Erinnerung von dir, und sehnte sich innigst nach dem Geschmack einer Speise, die sie für jezt noch nicht, oder nur selten auf Augenblicke geniessen konnte.

Ich suchte nach Kraft, sie geniessen zu können, und fand sie nicht, bis ich mich endlich an den einigen **Mittler** zwischen Gott und den Menschen wandte, der selbst von sich spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Le„ben.“ Denn darum ist Er Mensch geworden, um unserer **Kindheit** deine **Weisheit** wie Milch einzutröpfeln. Ich fand ihn nicht, so lang ich nicht als ein Demüthiger den Demüthigen suchte, und ehe ich verstand, was seine Erniedrigung mich lehren wollte! denn noch hielt ich ihn blos für einen ausserordentlich weisen Mann, dem keiner, hauptsächlich wegen seiner wunderbaren Geburt verglichen werden dürfte, und der, weil er uns als Beispiel vorgieng, wie wir das irrdische gegen das ewige hingeben sollten, das ihm durch die göttliche Vorsicht verschaffte allverbreitete Ansehen eines Lehrers der ganzen Welt im höchsten Grade verdiente. Was aber für tiefe Geheimnisse in dem Worte lägen: „Das „Wort ward Fleisch —“ das ahndete ich nicht einmal. Aus dem, was von ihm erzählt wird, daß er geessen, getrunken, geschlafen, gewandelt habe, freudig und traurig gewesen sey, u. s. w.

schloß ich, daß Er neben dem Logos noch einen menschlichen Geist und Seele gehabt habe, und folglich ein wahrer Mensch gewesen sey, dessen Vorzug blos in einem höhern Antheil von Weisheit bestanden habe. Alipius hingegen hielt es für die Lehre der Kirche, daß ohne den Logos und das Fleisch nichts anders in Christo gewesen wäre, fand aber obige Aeusserungen einer wahren Menschheit im Widerspruch dagegen, und zauderte also, sich zum christlichen Glauben zu bekennen: doch, wie er vernahm, daß dieses blos ein Irrthum der Apollinaristen sey, söhnte er sich freudig mit der christlichen Lehre aus. Etwas später lernte auch ich die Lehre der Kirche von der Menschwerdung des Wortes von der des Photinus unterscheiden, denn alle diese Irrlehren habe die Lehre der Kirche nur immer schärfer bestimmen geholfen.

Aus diesen Büchern der Platoniker lernte ich also, von körperlichen Dingen zu einer unkörperlichen Wahrheit aufzusteigen. Aber ich war noch zu schwach, zu sehr mit Finsterniß umhüllt, wirklich einen Genuß von dieser Wahrheit zu empfinden. Ich schwatzte zwar davon, als ob ich sie verstünde, und daß ich verlohren seyn würde, wenn ich nicht durch Christum den Weg zu Gott suchte, und fieng schon wieder an, weise scheinen zu wollen, blähte mich mit dieser Wis-

sen-

senschaft auf, und hatte die Liebe nicht, die aus der Demuth kommt. Die konnten mir diese Bücher nicht gaben, sie ist nur in Christo zu finden.

Später, da ich die heilige Schrift besser kennen lernte, und deine gütige Hand meine Herzenswunden geheilet hatte, da sah ich den himmelweiten Unterschied zwischen Praterei und demuthvollem Bekenntniß: zwischen denen, welche nur das Ziel der Reise, und denen, die den Weg dahin kennen; zwischen denen, welche das selige Vaterland von ferne sehen, und denen, die es wirklich in sicherer Hofnung bewohnen. Hätte ich die Schrift eher als diese platonischen Bücher kennen gelernt, so hätten mich letztere leicht entweder vom Grund des Glaubens wieder abführen, oder, wäre auch dieses nicht geschehen, mich glauben machen können, es könnte einer vielleicht die Wahrheit finden, auch wenn er blos sie studierte.

Begierigst ergrif ich daher die Schriften deines Geistes, und vorzüglich den Apostel Paulus. Verschwunden waren alle die Widersprüche, die ich bei diesem theils gegen sich selbst, theils gegen das Gesetz und die Propheten ehmals zu sehen geglaubt hatte. Ein Ton, Ein Geist schien mir aus deinem reinen und einfältigen Worte entgegen zu kommen, und ich erfuhr,

fuhr, was es heißt, vor Freude zittern. Ich fand, daß alles, was ich in andern Büchern wahres gelesen hatte, auch hier zu finden wäre, doch so, daß hier alles der Gnade Gottes zugeschrieben wird: die Wahrheit selbst, so wie die Kraft sie zu erkennen. Denn was hat der Mensch, das er nicht empfangen hätte? Nicht nur wird er von dir, der du ewig derselbe bist, beständig ermuntert, die Wahrheit zu sehen, sondern auch tüchtig gemacht, sie zu behalten. Aber wenn auch der Mensch Gottes Gesetz in seinem Inwendigen kennt und liebt, was soll er anfangen mit dem Gesetz der Sünde in seinen Gliedern, das jenem beständig widerstrebt, und ihn gefangen hält? Wer wird ihn erretten? Niemand kann es als deine Gnade, die durch Jesum geoffenbahret ist! — da lehren aber jene philosophischen Schriften nichts davon; nichts von deiner ewigen Liebe, nichts vom zerknirschten und zerschlagenen Herzen, nichts von den Thränen des Bekenntnisses, nichts von der Errettung der Menschen, oder von der Stadt Gottes, und dem Pfande des heiligen Geistes! da wird nicht gesungen: „Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes! denn er ist mein Gott und mein Heil, ich werde nicht entwägt werden!“ Da wird die Stimme nicht gehört: „Kommt her

zu

zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken!'" — Es ist etwas ganz anders, vom Gipfel eines Berges das Vaterland des Friedens erblicken, aber den Weg dahin nicht finden, und vergeblich durch unwegsame Oerter dahin suchen durchzudringen, wo auf allen Seiten Flüchtige und Ueberläufer mit ihrem Anführer den Weg besetzen und dem einsamen Wanderer nachstellen, — und diesen Weg wirklich betretten, der durch die Vorsorge des himmlischen Königs befestigt, und gegen die Feinde, die seinen Dienst verlassen haben, vollkommen gesichert ist.

Dies alles drang mir tief ins Herz, da ich die Schriften des Apostels las, der sich den Geringsten deiner Knechte heißt, und mit Schaudern deine wunderbaren Wege betrachtete.

Achtes Buch.

Mit Dank erinnere ich mich alles dessen, o Herr, und bekenne deine Barmherzigkeit über mir. Meine Gebeine sind durchdrungen von deiner Liebe und rufen: „Herr wer ist dir gleich! du hast meine Bande zerrissen; dir will ich Dank opfern, und deinen Namen verkündigen!"

Deine Worte stacken wie Pfeile in meinem Herzen, und du umringtest mich allenthalben. Des ewigen Lebens bei dir war ich sicher —

aber ich sah es nur noch im Räthsel, und wie durch ein dunkles Glas. Doch waren alle Zweifel über die Unverweßlichkeit unserer Substanz verschwunden; ich hatte nun nicht mehr nöthig, deiner gewisser, sondern blos fester in dir zu werden. Wie es mir in diesem Leben noch gehen werde, darüber war ich zwar noch in Ungewißheit, mein Herz bedurfte noch mehr gereinigt zu werden: der der selbst gesagt hat: „Ich bin der Weg —“ gefiel mir zwar als solcher, aber doch schauderte mir, es möchte ein enger Weg seyn.

Da gabest du mir in den Sinn, ich sollte zu Simplicianus gehen, den ich als deinen treuen Knecht erkannte, der dir von Jugend an redlich gedient hätte. Nun war er ein alter vielerfahrner Greis. Ich wollte ihn über mein unruhiges Herz und die Art es zu beruhigen, um Rath fragen. Reichthum und Ehre fochten mich zwar nicht mehr so heftig an, die Süssigkeit des Umgang mit Gott hatte mein Herz erfüllt, aber ich hieng noch an einem Weibe, um so mehr, da auch der Apostel mir nicht verbot zu heurathen, obgleich er für besser hielt, so zu bleiben wie er wäre.

Ich aber, so weit schwächer, erwählte ein weichlicheres Leben. Dies hemmte mich in meiner Laufbahn, und nagende Sorgen verzehrten alle meine Freude. Ich gieng daher zu Simplicianus, den auch Ambrosius, weil er von ihm

getauft worden war, als seinen geistlichen Vater verehrte; und erzählte ihm die ganze Geschichte meines Herzens. Da ich darauf kam, wie ich auch die Schriften des Plato nach der lateinischen Uebersetzung des Victorinus gelesen hätte, wünschte er mir Glück, auf diese, und nicht auf andere weit gefährlichere getroffen zu haben; in diesen werde doch wenigstens die Erkenntniß Gottes auf alle Weise empfohlen. Er nahm Gelegenheit, mich durch das Beispiel eben dieses Victorinus, den er ehmals zu Rom gut gekannt hatte, zur christlichen Demuth zu ermahnen. Dieser war nemlich ein sehr gelehrter, und in allen Wissenschaften erfahrner Mann, der viele Senatoren zu Rom in der Redekunst unterrichtete, und dafür die seltene Ehre erhielt, daß ihm auf dem Marktplatz zu Rom eine Bildsäule errichtet wurde. Bis in sein hohes Alter blieb er, wie beinahe der ganze römische Adel, ein Götzendiener; endlich aber lernte er das Christenthum kennen, und wurde getauft. Er las nemlich die heilige Schrift und die Bücher der Christen mit gröster Aufmerksamkeit, und sagte einmal dem Simplicianus, doch in größtem Geheim: „wisse daß ich ein Christ bin!“ dieser erwiederte: „Ich glaube es nicht, bis ich dich in einer Kirche der Christen sehe.“ Jener sagte lächelnd: „Machen denn die Tempel einen zum Christen? und wie-

der-

verhohlte das vorige, Simplicianus seine Antwort, und wurde abermal verlacht. Victorin fürchtete nemlich seine Freunde, welche alle Götzendiener waren, sich zu Feinden zu machen. Durch Lesen und Nachdenken aber wurde er je länger je fester, er fieng an jene stolzen Gönner, je länger je weniger, hingegen vielmehr das zu fürchten, er möchte einst von Christo vor dem Weltgerichte verläugnet werden; unvermuthet sagte er dem Simplicianus: „Komm, laß uns in eine Kirche gehen, ich will ein Christ werden!“ dies geschah: er wurde unterrichtet, bald auch getauft, Rom erstaunte, und die Kirche freute sich. Seine vorige Freunde tobten, aber ihr Zorn war ohnmächtig, denn seine Hofnung stand auf Gott.

Als der Tag kam, wo er an einem öffentlichen Orte vor den Ohren aller Gläubigen das Bekenntniß seines Glaubens nach einer gewissen Formel thun sollte, sollen einige Priester dem Victorinus erlaubt haben, es nur in Geheim thun zu dürfen, welches man etwa schüchternen Personen zu gestatten pflegte, er aber schlug es aus, und wollte es nirgend anders als vor der ganzen Gemeine ablegen, und dies geschah auch, unter dem Zujauchzen einer grossen Menge Volkes.

Wäh-

Während Simplicianus mir dieses erzählte, brannte das Herz in mir, den Victorinus nachzuahmen, besonders da er weiters sagte: Als der Kaiser Julianus ein Gesetz gab, daß künftig kein Christ Beredsamkeit oder Wissenschaften öffentlich sollte lehren dürfen, habe Victorinus gehorcht, und sogleich lieber seine Schule als Gottes Wort verlassen — Da schien er mir weniger stark, als glücklich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, dir, o Gott, ganz ungestört dienen zu können. Mit Seufzen fühlte ich hier die Bande, welche die sinnliche Begierde meinem freien Willen angelegt hatte, und die der neue Wille oder die Lust nach Gott, die in mir anfieng durchzubrechen noch nicht stark genug war. Der irrdische und geistige Wille stritten sich in mir, und zerrissen mein armes Herz. Nun verstand ich, was Paulus (Röm. 7.) vom Streit des Fleisches und Geistes sagt, aus eigner Erfahrung, liebte das Gute und wurde immerfort wieder von der bösen Gewohnheit dahin gezogen, wohin ich nicht wollte. Um so weniger schien mir doch die Entschuldigung zu gelten, die ich ehmals bei mir selbst vorwandte, daß ich nemlich die Wahrheit noch nicht erkenne; denn nun erkannte ich sie, und mein Herz weigerte sich dennoch ihr zu gehorchen. Die Last der Weltlüste lag noch zu sanft auf mir, und wann ich an dich

dach-

dachte, so war's mir, wie einem, der gern vom Bett aufstehen will, aber allemal, von süssem Schlummer erdrückt, sich wieder niederlegt. Wie aber niemand ist, der gern beständig schlafen möchte, und nach aller vernünftiger Menschen Urtheil Wachen besser ist, der Schläfrige aber, während er sich selbst darum mißfällt, es immer aufschiebt aufzustehen, obgleich er weiß, daß die Stunde des Aufstehens da ist — so war ich! so hielt ich dafür, es wäre besser, mich deiner Barmherzigkeit zu übergeben, als meine Begierde zu überwinden. Ich konnte dir nichts antworten, wenn du zu meiner Seele sagtest: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten!“ und ich allenthalben die Wahrheit dessen bestättigt fand — ich konnte dir nur Worte eines Trägen und Schläfrigen antworten: „Bald! bald! gewiß bald! nur noch ein wenig!“ Aber das bald kam nie, und das nur noch ein wenig zog sich immer in die Länge. Vergeblich hatte ich Lust an deinem Gesetz nach dem inwendigen Menschen, da mich das andere Gesetz in meinen Gliedern gefangen hielt. Was ist dies anders, als die Gewalt der Gewohnheit, die auch den Unwilligen beherrscht, und eine gerechte Strafe für seine, einst freie Uebergabe an sie?

Wie ich aber endlich von den Fesseln der fleischlichen Begierde und auch der Dienstbarkeit meines Weltsinns errettet worden — das will ich nun erzählen, und dir, o Herr danken, der du mein Helfer und Erlöser bist! Ich trieb mein gewöhnliches Thun fort, und täglich wuchs die Angst, täglich seufzte ich zu dir. Ich besuchte die Kirche, so oft es mir die Geschäfte zuliessen, deren Last mich zu Boden drückte. Alipius war bei mir, nachdem er die Rechtssachen bei Seite gelegt hatte, und wartete, wem er etwa seinen Rath verkaufen könnte; so wie ich die Redekunst, sofern sie gelehrt werden kann. Nebridius war weg und zu einem unserer beßten Freunde, Verecundus, nach Mailand gegangen, der ihn sich von uns als Unterlehrer in der Grammatik ausgebetten hatte. Nicht seine Bequemlichkeit zog ihn dahin, denn er hätte wohl ein wichtigeres Lehramt bekleiden können, sondern blos seine Freundschaft für uns. Kluger Weise wählte er diesen geringen Posten, um Leuten vom hohen Stand desto unbekannter, und von aller daraus folgenden Unruhe befreit zu bleiben, auch um desto mehr Musse zum Studiren für sich zu behalten.

Eines Tages, da er eben abwesend war, kam Pontitianus, ebenfalls aus Afrika gebürtig, der in großem Ansehen beim Kaiser stand,

aus einer, ich weiß nicht mehr, welcher? Ursache zu mir und Alipius. Von ungefehr sah er ein Buch, das auf meinem Tische lag, ergrif, öfnete es, und fand, was er nicht erwartete, daß es die Briefe des Apostel Paulus waren. Er lächelte mich an, und beglückwünschte mich, daß ich dieses Buch allein auf meinem Tische hätte, denn er war ein Christ, und pflegte oft mit großer Andacht in der Kirche zu beten. Da ich ihm erzählte, daß diese Schriften gegenwärtig mein Hauptstudium wären, so gab dies ein Gespräch, und endlich verfielen wir auf den ägyptischen Einsiedler Antonius, dessen Name zwar in der Kirche berühmt, mir aber bisher unbekannt geblieben war. Er erzählte uns seine Geschichte ausführlich; wir erstaunten über deine Wunder an diesem Mann, die doch erst kürzlich geschehen waren; er, daß wir sie noch nicht wüßten. Er fuhr fort, beschrieb uns die Einrichtung der Clöster, die Sitten ihrer Bewohner und die Fruchtbarkeit jener Wüste Aegyptens, an solchen Männern, welches uns alles ganz neu war. Selbst, daß nahe bey Mailand ein solches wäre, dessen gute Bewohner unter der Aufsicht des Ambrosius stühnden, war uns unbekannt. Stille horchten wir seiner Erzählung. Unter andern sagte er: Einst sey er zu Trier mit drey andern eines Nachmittags, während

rend der Kaiser die circensischen Spiele hielt, nach den Gärten vor der Stadt spatzieren gegangen; zween hätten sich getrennt, und wären von ungefähr in ein kleines Haus gerathen, wo einige fromme Leute, Arme im Geist, denen das Reich der Himmel gehört, bei einander wohnten, und da ein Manuscript gefunden, worin das Leben des Antonius beschrieben war. Sie lasen und je mehr sie lasen, desto mehr riß es sie hin. Während dem Lesen faßte einer von diesen beiden den Entschluß, die Kriegsdienste aufzugeben, und diese Lebensart zu wählen, und sagte seinem Freunde voll Unmuth: „Lieber, „sage mir, wohin suchen wir mit all unserer „Mühe und Arbeit zu gelangen? was wollen „wir? warum kriegen wir? Erstreckt sich unsere „Hofnung weiter, als, Freunde des Kaisers zu „werden? Und sind wir's, wie unsicher, wie „gefährlich ist unser Glück? durch wie viel Ge„fahren erringen wir nur noch weit grössere Ge„fahren! Und wie lang währt es? Nein! Got„tes Freund kann ich seyn, wenn ich will, und „ich wills!"

Unruhig in diesen Geburtsschmerzen des neuen Lebens durchblätterte er das Buch, sein ganzes Wesen veränderte sich, seine Seele zog die Welt aus. Knirschend vor Unmuth über sein bisheriges thörigtes Leben beschloß er ein besse-

Staats-Bibliothek Bamberg

res. Er fuhr fort, schon ganz dein, o Herr! zu seinem Freunde zu sagen: „Ich bin losgerissen! „ich bin fest entschlossen, Gott allein zu dienen, „und dies gerade hier, und von dieser Stunde „an! willst du nicht, so hindere mich auch nicht!“ Der andere antwortete: „wo du bist, will auch ich seyn.“ Und beide beschlossen hier zu bleiben und dir zu leben, sie bauten einen Thurm, aber berechneten auch die Kosten.

Pontitianus und sein Begleiter kamen indessen auf einem andern Wege auch dahin, und baten sie, weil der Tag sich neigte, nach Hause zu kommen. Jene erzählten was ihnen widerfahren wäre, und sagten ihren Entschluß. Endlich nahmen sie mit Thränen Abschied, und empfahlen sich in ihr Gebet. Die einen giengen, mit dem Herzen an der Erde, in den Palast, die andern, mit dem Herzen gen Himmel gerichtet, blieben in der Hütte.

Durch diese Erzählung des Pontitianus führtest du, o Herr, mich in mich selber zurück. Die Binde fiel von meinem Auge, du stelltest mich vor dein Angesicht, ich sah, wie schändlich, wie verdreht, wie voll Flecken und Beulen mein Inneres wäre — ich schauderte und wußte nicht, wo mich hinretten! wollte ich meinen Anblick fliehen, so führte mich seine Erzählung wieder zurück, ja, du selbst stelltest dich mir in den Weg,

daß

daß ich meine Ungerechtigkeit erkennen und haſſen lernte! Ich kannte ſie, aber ich verſchwieg ſie mir. Je liebenswürdiger mir jene Leute vorkamen, die ſich ganz dir zur Heilung übergeben hatten, deſto verabſcheuungswürdiger erſchien ich vor mir ſelbſt. Denn ach! wie viele Jahre waren ſeit jenem neunzehnten meines Lebens verfloſſen, wo mich Cicero's Hortenſius zur Liebe der Weisheit entflammte! und noch zauderte ich, die Lüſte der Welt für ſie hinzugeben, und mich ganz ihrer Erforſchung zu wiedmen! Ich unglücklicher Jüngling! Wie oft betete ich von meiner Kindheit an: „Gieb mir Keuſchheit! — nur nicht gleich izt!“ Ich fürchtete, Gott möchte mich zu bald erhören, zu bald von meiner Begierde heilen, die ich lieber erfüllen als auslöſchen wollte. Seither machte ich mir die Entſchuldigung, ich hätte doch noch keine ſichere Wahrheit gefunden — nun aber konnte ſie nicht mehr gelten: ich ſah mich blos vor mir ſelber, und mein Gewiſſen ſprach laut. Aber die Sünde beherrſchte mich dennoch noch, da hingegen andere, die ſich unendlich weniger Mühe mit Erforſchung der Wahrheit gaben, dieſer Laſt entladen, ſich mit leichten Flügeln zum Himmel erhoben. Die peinigendſten Vorwürfe machte ich mir, als Pontitianus wieder weggieng, ich peitſchte meine Seele mit Grundſätzen, mit Sprü-

chen der Schrift, mir zu folgen, der ich dir folgen wollte, und sie gehorchte nicht! Alle Gründe waren kraftlos an ihr. Stummer Schauder war das Ende, und dem Strom meiner Gewohnheit entrissen zu werden, fürchtete ich ärger als den Tod.

In diesem innern Kampfe gieng ich mit verwirrtem Angesicht zu dem Alipius, und rief ihm entgegen: „O Freund, wie unglücklich sind wir! „was ist das? was hast du gehört? Ungelehrte „stehen auf, und reissen den Himmel an sich, „und wir mit all unserer Gelehrsamkeit ohne „Herz — wie wälzen wir uns in Fleisch und „Blut herum! Schämen wir uns, ihnen zu folgen, weil sie vorangiengen? sollten wir uns „nicht vielmehr schämen, ihnen gar nicht zu folgen?“ Ich sprach — ich weiß selbst nicht was, unmuthig riß ich mich von ihm los; erstaunt und stillesschweigend sah er mich an. Denn mein Ton war nicht mehr der gewöhnliche: Miene, Wangen, Augen, Farbe sprachen mehr als keine Worte vermochten.

Nahe bei unserer Wohnung war ein Gärtchen, wohin wir öfters zu gehen pflegten. Dahin zog mich der Tumult meines Herzens, um von niemand in dem tobenden Streit mit mir selbst gestört zu werden, bis er sein Ende, fände, welches nur du wußtest. Ich lag krank, zu mei-

nem

nem Heil; starb, um lebendig zu werden; überzeugt wie böse ich sey, und unbewußt, wie gut ich in kurzer Zeit seyn würde. Ich gieng in den Garten, und Alipius mir nach. Wo er war, hatte ich kein Geheimniß, und wie hätte er mich in diesem Zustand verlassen können? Wir sezten uns am entferntesten Plaz vom Hause nieder. Ich knirschte vor Unwillen und alles tobte in mir vor Unmuth, daß ich, o Gott, nicht nach deinem Gefallen lebte, da doch alle meine Gebeine schrien, daß ich dies thun müsse; daß mein Körper den geringsten Willen meiner Seele, selbst eine blosse Bewegung der Glieder, befolgte, meine Seele hingegen sich selbst nicht gehorchen könnte! Dem Leib befiehlt sie, und er gehorcht; sich selbst befiehlt sie, und sie gehorcht nicht — welch ein Widerspruch! welch eine Mißgestalt ist unser Inwendiges!

So lag ich, und marterte mich! So klagte ich mich selbst heftiger als noch nie an, und wand mich in meinen Banden, damit sie endlich ganz zerreissen möchten! Unsichtbar warst du, o Gott, mit deiner strengen Barmherzigkeit um mich, damit ich nicht von mir ablassen, bis alles zerrissen wäre, was mich noch fest hielt, damit ich nicht etwa ein Kleines übrig lassen möchte, das mich nachher wieder anfesseln könnte. Ich sprach bei mir: „Nun solls, nun muß es geschehen!“

Ich

Ich wollt' es thun und that es doch nicht, fiel zwar nicht auf das Alte zurück, aber ruhte bisweilen aus, um Athem zu schöpfen. Denn je näher der Zeitpunct rückte, wo ich ein anderer werden sollte, desto mehr schauderte mir vor ihm: doch schlug er mich nicht zurück, ich wollte nur Besinnung sammeln.

Die Eitelkeiten der Eitelkeiten, meine alten Freundinnen, hielten mich zurück, faßten mich am Kleid, und schrieen: „Du willst uns verlassen, „und von nun an sollen wir in Ewigkeit nie „mehr bei dir wohnen? Bedenke in — Ewig„keit wird dir diese und jene Freude nicht mehr, „wie seither, erlaubt seyn! —" Laß, o Herr, deine Barmherzigkeit auf ewig die Schändlichkeiten alle aus meinem Gedächtniß vertilget seyn, die sie mir vorhielten! Sie durften mir nicht mehr vors Gesicht treten, ich hörte sie blos noch hinter meinem Rücken murren, aber sie rissen mich rücklings, daß ich doch nur einmal noch zurücksehen sollte, sie riefen: „Glaubst du, ohne „uns seyn zu können?„ Vor mir aber stand mit heiterm frölichem Angesicht die Enthaltsamkeit, sanftlockend, in ihre ofnen Arme zu eilen, Schaaren von reinen Seelen um sie, sie selbst nicht unfruchtbar, sondern überschwenglich fruchtbar an Freuden im Herrn. Lächelnd bestrafte sie mich: „Du solltest nicht können, was diese

„um

„um mich? Auch diese vermochten alles durch „den Herrn, und Er hat sie mir gegeben. Wirf „dich zu ihm! Fürchte dir nicht, er wird dich „nicht mehr zurückfallen lassen! verstopfe deine „Ohren vor jener ihrem Schmeicheln! Sie ver„sprechen dir Freuden, aber das Gesetz deines „Gottes wird dir höhere und bessere geben!“

So war der Streit in mir selbst gegen mich selbst. Alipius stand mir zur Seite, und erwartete schweigend den Ausgang dieser ungewohnten Bewegung.

Endlich kam mir ein Strom von Thränen zu Hülfe, und um mich dem ganz überlassen zu können, verließ ich den Alipius, dessen Gegenwart meinen Thränen hinderlich war, und gieng in eine einsamere Gegend. Er blieb zurück, denn er sah mein immer zunehmendes Schluchsen. Ich warf mich endlich unter einem Feigenbaum nieder, ließ meinen Thränen den Lauf, und betete: „Ach Herr! wie lange noch? Wie lange „noch willt du zörnen? Gedenke nicht der Sün„den meiner Jugend! wie lange noch solls heis„sen: **Morgen! Morgen!** warum nicht: ge„rade **izt!** gerade **in dieser Stunde** soll das „Ende meiner Schande seyn!“

So sprach ich unter Strömen von Thränen. Und siehe! da hörte ich von einem nahe gelegenen Hause her eine singende immer sich wiederholende Stim-

Stimme, als wenn sie von einem Knaben oder Mädchen käme: „Nimm und lies! Nimm und lies!“ (*) Ich entfärbte mich, sann nach, ob etwa in einem Kinderspiele diese Worte vorkämen, und konnte mich nicht erinnern, sie jemals gehört zu haben. Die Thränen stockten, ich stand auf, deutete es als eine göttliche Stimme, ich sollte die Bibel aufschlagen, und lesen, was mir zuerst in die Augen fiele. So hatte ich nemlich von Antonius gehört, daß, da einst von ohngefähr in der Versammlung die Worte vorgelesen wurden: „Gehe hin, verkaufe alles „was du hast, und gieb es den Armen, so wirst „du einen Schatz im Himmel haben, und komm „und folge mir nach!“ sie ihm (nach der damaligen Stimmung seines Herzens) ebenfalls als eine göttliche Ermahnung vorgekommen, welche er auch befolgte, und auf der Stelle der Welt entsagte.

Geschwind lief ich also an den Ort hin, wo Alipius saß, denn da hatte ich die Abschrift der Briefe des Paulus liegen lassen. Ich ergrif sie, öfnete sie, und las, was mir zuerst in die Augen fiel: „Nicht in Fressen und Saufen! Nicht „in Kammern und Unzucht! Nicht in Za„der und Neid! sondern ziehet an den „Herrn

(*) Tolle! lege! Tolle! lege!

„Herrn Jesum Christum, und wartet des „Leibes, doch also, daß er nicht geil wer„de!“ (Röm. XIII.) Weiter wollte ich nicht lesen, und bedurfte es auch nicht. Denn gleich mit diesen Worten fuhr ein Strahl der Sicherheit in meine Seele, und die Nacht der Zweifel entfloh. Ich zeichnete die Stelle, und erzählte dem Alipius mit ruhigem Blick die ganze Geschichte. Was in ihm vorgehe, zeigte er mir auf folgende Weise an: Er begehrte zu sehen, was ich gelesen hätte, las weiters: „den „Schwachen im Glauben nehmet auf“ — deutete dieses auf sich, und sagte es mir. Bestärkt durch diese Erinnerung, verband er sich mit mir in dem guten Vorhaben, worin er längst schon viel weiter als ich gekommen war, ohne einiges Zaudern, ohne einige Unruhe.

Wir gingen hierauf zu meiner Mutter, und sagten ihr den Vorfall. Sie jauchzte, sie sprang auf vor Freuden, sie lobete Gott, der über Verstehen und Bitten helfen kann, denn weit mehr hatte sie meinetwegen erhalten, als sie in ihren Thränenvollsten Gebeten je zu bitten gewagt hatte, und so ganz bekehrtest du mich, o Gott, zu dir, daß ich weder ein Weib begehrte, noch an irgend einer irrdischen Hofnung mehr hieng, und nun ganz auf derselben Linie des Glaubens mit ihr stand, wie du mich ihr schon vor langem

Traum gezeigt hattest. So hast du ihre Trauer in Freude verkehrt, in eine gröſſere als sie erwartet, in eine reinere, als die sie von ihren künftigen Enkeln gehoft hatte!

Neuntes Buch.

O Herr, ich bin dein Knecht, deiner Magd Sohn! du hast meine Bande zerrissen! dir will ich Dank opfern und deinen Namen verherrlichen! Mein Herz und meine Zunge sollen dich loben, und mein Innerstes rufen: Herr, wer ist dir gleich? denn deine Hand hat mich aus der Tiefe des Todes errettet, und aus dem Abgrund des Verderbens, wo ich nur das wollte, was du nicht wolltest, und das nicht wollte was du wolltest! du hast meinen freien Willen von den Banden befreit, worinn er gefangen lag, und gern beugte ich nun meinen Nacken unter das sanfte Joch Christi. Leicht und lieblich wurde es mir in demselbigen Augenblick, meine vorige Eitelkeit ganz zu vergessen, und das freywillig zu verlassen, vor dessen Verlust mir sonst schauderte, war nun meine höchste Freude. Denn du warfst sie selbst von mir weg, und nahmest an ihrer statt mein Herz in Besitz, du höchste Lieblichkeit, du reinste Wollust, klärer als alles Licht, geheimer als das tiefste Geheimniß, erhabener als alles was herrlich ist!

Nicht

Nicht sogleich in der ersten Hize, sondern nach und nach beschloß ich mich von meinem rhetorischen Lehramt loszumachen, wo seither die Jünglinge nicht dein Gesetz, nicht deinen Frieden, sondern Lügen, Gerichtskrieg und Wafen für ihren Zorn von mir zu kaufen pflegten. Es waren nur noch wenige Tage zu den Herbstferien, diese wollte ich aushalten, und dann mit Feyerlichkeit Abschied nehmen. Nur den vertrautesten Freunden sagte ich davon, nicht aus Furcht etwa wieder abwendig gemacht zu werden, denn ich hatte Wafen genug im Vorrath, mich jeden Gegners zu erwehren: Deine Liebe im Herzen, deine Worte, die mein Innerstes durchdrangen, und so viele Beispiele deiner Knechte, die du eben so aus dem Tode zum Leben gerufen hast; so daß jeder Widerspruch, anstatt mein Feuer auszulöschen, es nur mehr hätte anfachen müssen. Leicht hätte man es aber, wenn ich die wenigen Tage nicht zugewartet hätte, als ein Prahlerey ausdeuten können, als könnte ich es nicht erwarten, etwas auffallendes zu thun; und Anlaß wollte ich nicht geben, daß eine gute Sache verlästert würde. Ueberdas nöthigte mich meine durch vieles Reden angegriffene Brust zu diesem Entschluß, und so bange mir vor dieser Zeit dieser Umstand machte, so freudig war er mir izt, da er mir auch gegen solche einen

recht-

rechtmäßigen Vorwand gab, die um ihrer Kinder willen mich ferner bei diesem Lehramt zu sehen wünschten. Muthig hielt ich also die noch übrigen zwanzig Tage aus, zwar oft unwillig, aber Geduld half mir durch.

Verecundus plagte sich indessen sehr über mein Glück, weil er, da er noch kein Christ war, obgleich er eine christliche Frau hatte, und in vielen Banden der Welt verflochten lag, wohl sah, daß er meine Gesellschaft würde verlassen müssen, weil er nicht anders ein Christ werden wollte, als wie er es für einmal nicht seyn konnte — losgebunden von allem. Gütig bot er mir indessen, so lang ich hier wohnte, sein Landhaus an. Vergilt ihm dieses, o Herr, in der Auferstehung der Gerechten! Bald nachher wurde er in meiner Abwesenheit krank, ließ sich taufen, und starb, zum Glück für ihn und mich. Denn wie weh hätte es mir gethan, einen so treuen Freund nicht zu deiner Heerde zählen zu dürfen!

Meinethalben war also Verecundus bekümmert, Nebridius hingegen hatte herzliche Freude. Denn obgleich er kein Christ, und dem Irrthum noch zugethan war, den Körper Christi für einen blossen Schcinkörper zu halten, so erhob er sich doch je mehr und mehr aus demselben, und forschte der Wahrheit eifrigst nach. Bald

nach

nach mir empfieng auch er die Taufe, gieng nach Africa, diente Gott in Keuschheit und Eingezogenheit, brachte seine ganze Familie zum Glauben, und starb. Er ist im Frieden, dieser zärtliche Freund, im Schooße Abrahams, wovon er mich Unwissenden einst so manches fragte. Er neigt nicht mehr sein Ohr zu mir, meinen Lehren zu horchen, und trinkt sich satt an der Quelle der Weisheit. Doch, so berauscht von ihren reinen Strömen wird er nicht seyn, daß er nicht meiner gedenken sollte, da du, o Herr, der du ihn tränkest, meiner gedenkst! — So lebten wir viere dennoch als Freunde, den Verecundus trösteten, und ermunterten wir, in seinem Beruf (er war verheyrathet) treu zu seyn; von Nebridius erwarteten wir, daß er uns bald nachfolgen würde, und so verflossen die zwanzig Tage.

Der glückliche Tag kam endlich, wo ich von meinem Lehramt Abschied nahm; ich zog sofort mit all den Meinigen auf das Landgut, (im Jahr 386) und schrieb daselbst einige Bücher (*) in

de-

(*) Gegen die Academiker, über die Zweifelsucht; vom glücklichen Leben, daß es in der Erkenntniß Gottes bestehe; von der Ordnung, oder der Regierung Gottes über Gute und Böse; Selbstgespräche, über verschiedene philosophische Materien. Retract l. c. 1 — 4. Von seinen Briefen an den Nebridius sind noch einige lesenswürdige über philosophische

Fra-

denen aber noch ein wenig Schulstolz herrscht; denn so wie Läufer, wenn sie auch ihren Lauf vollendet und sich niedergesetzt haben, um Athem zu hollen, einige Zeit noch keichen: so konnte ich auch diesen nicht mit einmal ablegen. Mit dem abwesenden Nebridius unterhielt ich mich durch Briefe. Die Zeit würde mir mangeln, die grossen Gutthaten Gottes zu beschreiben, die ich hier genoß. Mein Stolz legte sich, meine krummen Wege wurden grade, meine Rauhigkeiten sanft. Auch Alipius unterwarf sich immer mehr dem Namen deines eingebornen Sohnes. Hauptsächlich machte mir das Lesen der Psalmen unaussprechliches Vergnügen. Ich redete mit ihren Worten zu dir, o Gott, sie entflamten mein Herz, ich hätte sie mögen vor der ganzen Welt, dem Stolz der Menschen zum troz, ausrufen. Nie als mit äusserstem Unwillen dachte ich an die Manichäer, und bemitleidete sie doch, daß sie deinen Bund und die Arzney deiner Gnade nicht kennten. Der vierte Psalm machte vorzüglichen Eindruck auf mich: Erhöre mich, Herr, wenn ich rufe, Gott meiner Gerechtigkeit u. s. f. Mund und Augen

spra-

Fragen vorhanden, die mit viel Zärtlichkeit geschrieben sind. Er führte ferner auf diesem Landsiz die Aufsicht über die Arbeiten der Landleute, und über die Studien zweyer Jünglinge aus seiner Vaterstadt, die er zum lesen der römischen Schriftsteller, zu den freien Künsten und der Philosophie anführte.

sprachen aus mir, wenn ich ihn las, und dabei an sie gedachte. Nur einen kleinen Unfall hatte ich, nemlich so heftige Zahnschmerzen, daß ich nicht mehr sprechen konnte. Da fiel mir auf, die Meinigen um ihre Fürbitte anzurufen: ich schrieb ihnen dies auf ein Täfelchen, sie thaten es, und ich wurde geheilt. Ich verstand deine Winke in meinem Innersten, und lobte dich dafür.

Nach den Herbstferien ließ ich meinen Schülern nach Mailand entbieten, sie möchten sich um einen andern Lehrer umsehen, indem ich mich dem Dienst des Herrn gewiedmet hätte, und überdas meine schwache Brust mich nöthigte, meine vorige Beschäftigung aufzugeben. Dem Ambrosius erzählte ich schriftlich meine vorigen Irrthümer und meinen izigen Vorsatz, und bat ihn um Anweisung, welches Buch der Schrift, um im Glauben stärker zu werden, ich nun vorerst lesen sollte? Er rieth mir den Propheten Jesajas, vermuthlich darum, weil er mehr als andere von dem Beruf der Heiden zum Evangelium spricht. Da mir aber gleich der Anfang desselben unverständlich war, so versparte ich diese Lectur auf künftige Zeiten, wo ich in der heil. Schrift geübter seyn würde.

Da endlich die Zeit herbei kam, wo ich meinen Namen zur Taufe sollte einschreiben lassen,

gieng ich nach Mailand zurück. Alipius wollte ebenfalls getauft werden; ich nahm auch den Sohn meiner Sünde, Adeodatus, mit mir. Er war ein gutgearteter Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren, und übertraf viele alte gelehrte Männer am Verstand. Ein Buch von mir hat den Titel: der Lehrer (*), darinn lasse ich ihn mit mir reden, und was er sagt, sind wirklich seine Gedanken. Ich sah viel ausserordentliches in ihm, und erstaunte oft über seinen vortreflichen Kopf. Aber bald nahmst du ihn aus dem Leben weg, und ich bin froh, ihn sicher zu wissen.

Ich wurde getauft, und mit dem entfloh aller Kummer über mein voriges Leben. O! welche Tage! ich konnte nicht satt werden der Wunder deiner Weisheit zur Errettung des menschlichen Geschlechtes! Wie weinte ich bei den öffentlichen Gesängen deiner Gemeine! Mit ihren Tönen floß deine Wahrheit in mein Herz, Gottesfurcht entbrannte davon, es flossen Thränen, und doch war mir so wohl dabei! Vor kurzem hatte die Mailändische Kirche diese bei ihrem Gottesdienst eingeführt, da die Mutter des Kaisers, Justina, eine Arrianerin, den Ambrosius verfolgte. Das ganze Volk versammelte sich in

der

(*) Worinn er zeigt, daß Gott allein der Lehrer der Menschen sey. Retract. I, 12.

der Kirche, bereit zu sterben mit seinem Bischof. Dabei war auch meine Mutter, eine der ersten mit Wachen und Sorgen, die gleichsam vom Gebete lebte. Um dem Volk seinen Kummer zu erleichtern, wurden, nach der Art der Morgenländischen Kirchen, Hymnen und Psalmen gesungen, dieses nach der Verfolgung fortgesetzt, und hierauf von den übrigen Abendländischen Kirchen nachgeahmt.

Evodius, ein Jüngling aus meiner Vaterstadt, gesellte sich ebenfalls zu uns. Er hatte die Kriegsdienste verlassen, und noch vor uns die Taufe empfangen. Wir beschlossen, irgendwo in der Stille beisammen zu wohnen, um ganz dir leben zu können, und giengen in dieser Absicht nach Afrika zurück. Auf der Reise, an der Mündung der Tiber, starb meine Mutter. Vieles muß ich in meiner Lebensgeschichte übergehen: aber was ich von ihr weiß, dieser treuen Dienerin, die mich nicht nur in dies zeitliche Leben, sondern mit ihrer Liebe zum ewigen Lichte gebohren hat, das darf ich nicht verschweigen.

Früh in ihrer Jugend unterwiese sie die Lehre Christi in allem Guten, ihr elterliches Haus hatte einen guten Namen in der Gemeine. Sie pflegte aber weniger die Sorgfalt ihrer Mutter für ihre Erziehung, als die einer alten

Magd in ihrem Hause zu loben, die schon ihren Vater als Kind auf dem Arm getragen hatte. Aus dieser Ursache und wegen ihrem Alter und gutem Betragen wurde sie im Hause ihrer Eltern sehr geehrt. Man trug ihr die Sorge über die Erziehung der Töchter auf; diese leitete sie, wo es nöthig war, mit weiser Strenge, und unterrichtete sie mit gesetzter Klugheit. Zum Beispiel: ausser den gewöhnlichen Mahlzeitstunden am Tische ihrer Eltern, gab sie ihnen, auch wenn sie von Durst verschmachten wollten, nicht einmal Wasser zu trinken, damit sie es sich nicht zur Gewohnheit machten, und pflegte zu sagen: „Izt würdet ihr Wasser trinken, weil ihr keinen „Wein habt: künftig aber als Frauen und Meisterinnen über Küche und Keller würde euch das „Wasser nicht mehr schmecken, und der Wein „zur Gewohnheit werden.“ Durch dieses bildete sie sie zur Mässigkeit, daß ihnen auch nachmals nicht beliebte, was sich nicht ziemte. Und doch verfiel meine Mutter einst in diesen Fehler, da sie von ihren Eltern in den Keller geschickt wurde, um Wein zu holen. Sie trank anfangs nur ein klein wenig, weil er ihr wiederstand. Da sie es aber täglich zu thun pflegte, so kam es endlich so weit, daß sie ganze Becher ausleerte. Einst aber, da eine andere Magd, mit der sie in Streit gerieth, und welche einzig von

der Sache wußte, sie eine Weinsäuferin nannte so schämte sich meine Mutter dergestalt, daß sie von dieser Zeit an diesen Fehler ablegte. Das war nicht der Wille dieser Magd, aber so bedient sich Gott selbst der Schmähungen unserer Feinde, um uns zu bessern.

Dem Manne, den sie heurathete, war sie immer ergeben, und suchte ihn durch das Beispiel ihrer sanften Sitten für das Christenthum zu gewinnen. Das erlittene Unrecht ertrug sie mit Geduld, und wartete auf bessere Zeiten, wenn er ein Christ seyn würde. Patricius, mein Vater, war ein gütiger, aber oft sehr heftiger und zornmüthiger Mann. Sie widerstand ihm nie, selbst nicht einmal mit Worten, und erst wann sie ihn wieder gelassen und ruhig sah, erklärte sie ihm, warum sie dies oder jenes gethan hätte, worüber er aufgebracht worden war. Wenn andere Weiber sich über die Gewaltthätigkeiten ihrer Männer bei ihr beklagten, antwortete sie ihnen: „Schreibt es vielmehr „eurer Zunge zu, und sehet in euern Ehecon„tract, wo ihr versprochen habt, unterwürfig zu seyn.“ Und wenn sie sich, da sie wohl wußten, welch einen zornmüthigen Mann sie hatte, verwunderten, nie eine Klage über ihn von ihr zu hören, sagte sie ihnen, wie sie es mit ihm machte, und alle, die ihr folgten, dankten ihr dafür.

Auch

Auch ihrer Schwieger, die anfangs durch die Verleumdungen einiger Mägde gegen sie eingenommen war, begegnete sie mit solchem Gehorsam, Geduld und Sanftmuth, daß jene endlich selbst bei ihrem Sohn die Verleumderinnen verklagte, die den Hausfrieden störten, und ihn auffoderte, sie abzustrafen, wodurch alle übrigen, die ähnliches im Sinne hatten, abgeschreckt wurden, und die schönste Eintracht von nun an beständig herrschte.

Sie hatte ein besonderes Geschick, entstandene Feindschaften wieder beizulegen; nie hinterbrachte sie der einen Parthey, was die andere böses von ihr gesagt hätte, sondern blos das, was zum Frieden diente. Ich würde dies nicht erzählen, wenn ich nicht selbst so viel traurige Erfahrungen hätte, wie unauslöschlich das Hinterbringen gehäßiger Reden des Gegners manche anfangs leichte Feindschaft macht, besonders, wenn man noch Zusätze von seinem eignen dazu thut.

Endlich gelang es ihr, auch ihren Mann kurz vor seinem Tode zum Glauben zu bringen, und nun hörte alle Unbill von seiner Seite gegen sie auf. Jedermann der sie kannte, mußte dich selbst, o Herr, lieb gewinnen, weil ihr Umgang bewies, daß du in ihrem Herzen lebest. Sie liebte ihren Mann allein, besorgte treu ihr

Haus,

Haus, und erzog ihre Söhne in der Gottesfurcht. Am Ende, nachdem wir alle die Taufe empfangen hatten, und sie bei uns lebte, sorgte sie für uns als unsere gemeinsame Mutter, und diente uns, als wäre sie unser Kind.

Kurz vor ihrem Ende (das wir gar nicht erwarteten) standen wir eines Tages allein mit einander unter einem Fenster, das gegen den Garten vor dem Hause gieng. Es war zu Ostia am Ausfluß der Tiber, wo wir auf günstigen Wind zu unserer Abreise warteten. Wir hatten ein liebliches Gespräch, worüber wir am Ende die Gegenwart vergassen, und zur Betrachtung der Herrlichkeit des Himmels fortgerissen wurden. Wir wurden einig, daß alle Vergnügungen der Sinne gegen der Freude jenes Lebens für nichts zu rechnen, ja kaum zu nennen wären; wir durchwandelten, voll Sehnsucht nach ihr, alle körperlichen Dinge, und selbst den Himmel und die Gestirne — liessen uns wieder in unser Herz herab, und betrachteten deine Wunder an uns, kamen auf die Eigenschaften unserer Seele, erhoben uns über sie, um zum Anschauen jener Regionen voll Reichthum und Ueberfluß zu gelangen, wo du Israel auf ewig mit dem Licht der Wahrheit nährest, wo die Weisheit, welche die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunftschaft, und unveränderlich immer dieselbe bleibt;

unser

unser Leben und unsre Wonne seyn wird. Während wir sprachen, während sich unsere ganze Seele darnach sehnte, flog sie, berührte sie sie selbst auf Augenblicke in ihrer Entzückung, ließ dort seufzend die Erstlinge des Geistes angeheftet, und kehrte dann zum Gebrauch der Worte des Mundes zurück. Ach was ist dem ewigen Worte, unserm Herrn gleich, das niemals altert und alles erneuert!

Wir sprachen ferners: Wenn in einer Seele der Tumult des Fleisches schwiege; die Phantasien der Erde, des Himmels und aller erschaffenen Dinge ausgelöscht würden; wenn sie sich ganz vergässe und über sich selbst erhöbe; wenn alle Träume, alle Phantome der Einbildungskraft, alle Worte, alle Zeichen, und alles, was blos vorübergeht, schwiegen; wenn, sage ich, alle diese Dinge, die uns immerfort zurufen: „Nicht wir haben uns selbst gemacht, sondern „der, der ewig lebt — “ wenn sie schwiegen, und nur Er, nicht durch etwas Erschaffenes, sondern durch sich selbst, zu unserer Seele redte: nicht durch eine menschliche Zunge, nicht durch den Mund eines Engels, nicht durch die Stimme des Donners, nicht durch irgend ein Gleichniß von sich, sondern Er selbst, den wir in den Geschöpfen lieben, und auch ohne sie in unserm Herzen merken: so wie wir izt unsern

Geist

Geist erhoben, und durch den Flug unserer Gedanken die Regionen der ewigen Weisheit selbst berührt haben; wenn ferners dieses unaufhörlich fortgesetzt, jedes fremde Phantom verstummen und verschwinden, und diese, diese einzige Vorstellung, jede andere verschlingen, und uns in eine innere und göttliche Seligkeit hinreissen, ja ganz in ihr verbergen würde — würde dies nicht ewiges Leben seyn? nicht dieser gegenwärtige Moment der Anschauung, nach welchem unsere Seele noch schmachtet, der Anfang und der Vorgenuß desselben? Sagt nicht dies das Wort der Schrift: „Gehe ein zu deines Herrn Freude?“ Aber dies — wann wirds kommen?

So ungefehr sprachen wir, aber nicht mit diesen Worten. Herr, du weißt es, wie verächtlich uns die Welt mit all ihren Freuden über diesen Reden wurde! Sie sagte hierauf: „Was „mich betrift, mein Sohn, so hat nichts mehr „in diesem Leben Reiz für mich. Ich weiß nicht „was ich noch ferners hier thun, oder warum „ich hier bleiben sollte, da ich nichts mehr auf „Erden zu wünschen habe? Ein einziges war's, „warum ich ehmals noch gerne länger lebte: „dich nemlich als einen Christen zu sehen, eh ich „stürbe. Gott hat meine Hofnung über Erwarten erfüllt, da ich dich als seinen Diener sehe. „Warum sollt' ich nun länger hier bleiben?“

Was

Was ich ihr auf dieses antwortete, weiß ich nicht mehr. Fünf oder sechs Tage hernach überfiel sie ein Fieber. Eines Tages schien sie in eine Ohnmacht zu fallen, und ihr Bewußtseyn zu verlieren. Wir eilten hinzu, bald war sie wieder bei sich selbst, erblickte mich und meinen Bruder, und fragte uns: „Wo war ich?“ Sie sah, daß wir alle betrübt waren, und sagte: „Hier sollt ihr eure Mutter begraben!“ Ich schwieg und hemmte meine Thränen. Mein Bruder äusserte den Wunsch, daß sie nicht hier auf der Reise, sondern in ihrem Vaterland sterben mögte. Fast unwillig schien sie ihn mit einem Blick zu bestrafen, daß er so dächte, schaute hierauf mich an, und sagte: „Höre was dieser spricht! und bald darauf zu uns beiden: „Begrabt diesen Leichnam, wo ihr wollt, und kümmert euch nicht um ihn! Nur Eines bitte ich euch: Gedenket meiner vor dem Herrn, wo ihr auch seyd.“

Auf dieses schwieg sie, und die Krankheit nahm zu. Innigst freute ich mich, und dankte Gott, der solche Gaben in die Seelen der Seinigen legt. Immer hatte sie sonst ängstlich gewünscht, an der Seite ihres Mannes begraben zu werden, weil sie beide im Leben so friedlich bei einander gewesen waren. Sie dachte, sie würde vor den Menschen um so ehrwürdiger seyn,

wenn ihr nach einer Reise über das Meer noch das Glück würde, in Einem Grabe mit ihrem Mann zu ruhen. Um so mehr freute es mich nun, da ich diesen eitlen Wunsch aus ihrem Herzen verschwunden sah. Nachher hörte ich auch, daß sie einigen ihrer Freundinnen nach einem angenehmen Gespräch vom Glück des Todes, wo sie ihre Tugend bewundert und sie gefragt hatten: „Ob ihr denn nicht graue, ihren Körper so fern von ihrem Vaterland zu lassen?“ geantwortet habe: „Gott ist nichts zu fern, und er wird ihn am Tag der Auferstehung wohl noch kennen!“

Am neunten Tag ihrer Krankheit, im 56sten Jahr ihres Alters, im 33sten des meinigen, wurde diese fromme Seele von ihrem Körper erlöset.

Ich drückte ihr die Augen zu, Traurigkeit beklemmte mein Herz, und Thränen stürzten über meine Wangen herab; aber ich hielt sie mit Gewalt zurück. Auch mein Sohn Adeodatus brach in laute Klagen aus, und konnte mit Mühe von mir gestillt werden. Denn ich hielt es nicht für billig, sie mit Geschrey und Thränen zu betrauren; da dieses immer ein gewisses Elend der Verstorbenen oder gar ihr gänzliches Aufhören anzuzeigen scheint.

Was war es denn, das mich zum Schmerz zwang? Die schnelle Zerreissung einer, zur Gewohnheit gewordenen innigen und zärtlichen Freundschaft. Uebrigens that es mir wohl, noch in ihrer letzten Krankheit von ihr ein gehorsamer frommer Sohn genannt zu werden, und mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe das Lob von ihr zu erhalten, daß ich ihr nie ein hartes oder verächtliches Wort gesagt hätte. Ach die Gute! sie vergaß über der Ehrfurcht, die ich ihr erwieß, die Dienste, die sie mir erwiesen hatte! — Einem solchen Troste, wie sie für mich war, entrissen zu werden, das verwundete meine Seele! das zerriß mein Herz, das mit dem ihrigen Eins geworden war!

Wir stillten also den Adeodatus. Evodius aber stimmte den (101) Psalm an, den wir alle mitsangen: „Von Gnade und Recht will ich „singen, und dem Herrn lobsagen! u. s. w.“ Viele Brüder und Schwestern kamen herzu, und blieben bei mir, indem andere den Leichnam besorgten. Ich unterredete mich mit ihnen nach den Umständen der Zeit, und linderte den nur Gott bekannten Schmerz meiner Seele mit dem Balsam der Wahrheit, so ruhig, daß jene glaubten, ich litte nichts. Stille vor dir, o Gott, bestrafte ich mich über meine Weichheit, hielt die Thränen zurück, und zwang meine Miene, auch

wenn

wenn neue Anfälle auf mein gepreßtes Herz stiessen. Ich konnte meinen Kummer nur durch den noch grössern Kummer unterdrücken, daß Zufälle, die allen Menschen gemein und mit unserer Natur verbunden sind, so viel auf mich vermochten. Auch bei ihrem Begräbnis weinte ich nicht, so wenig als bei dem Gebete, welches wir, während der Sarg am Grabe stand, der Gewohnheit nach für sie hielten. Aber den ganzen Tag war ich im Verborgenen in tiefer Traurigkeit, und betete zu dir um Linderung meines Kummers; und du erhörtest mich nicht, vermuthlich um mir die Macht der Gewohnheit auch über solche Gemüther zu zeigen, die bereits der Eitelkeit entwöhnt sind. Man sagt, das Baden vertreibe den Kummer aus der Seele, ich versuchte es, aber es blieb vor wie nach.

Ich gieng zu Bette, und fand beim Erwachen meinen Kummer um vieles gestillt.

So wurde ich nach und nach mit dem Gedanken vertrauter, und durfte mir nun freier das Andenken an deine treue Dienerin, ihren frommen und heiligen Wandel vor dir, ihr sanftes liebreiches Betragen gegen uns, in die Erinnerung zurückführen. Nun durfte ich wieder vor dir für sie und für mich weinen, ich hemmte die Thränen nicht mehr, legte sie unter mein Herz, und ruhte auf ihnen, sie waren in dein

Ohr

Ohr geweint, und nicht vor Menschen, die etwa mein Weinen übel hätten auslegen können. Nun bekenne ich sie dir in diesem Buche. Es lese sie, wer da will, und deute sie, wie er will.

Sie war, obgleich durch Christum lebendig gemacht, dennoch eine Tochter Adams: Herr, gehe nicht ins Gericht mit ihr, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht!

Zehntes Buch.

Ich will dich erkennen, o Herr, wie ich von dir erkennt werde. Du Kraft meiner Seele, dringe in mich hinein, und mache mich tüchtig, dich zu empfangen! Du liebest die Wahrheit, und wer sie thut, kommt an das Licht. Darum soll mein Herz vor dir ein Bekenntnis thun, und meine Feder vor vielen zeugen. Wenn ich dir beichte, der du den tiefsten Abgrund der Herzen erforschest, so heißt dies nichts anders, als, sofern es Böses ist, mir darüber mißfallen, und so fern es Gutes ist, dir die Ehre deßelben zuzuschreiben. Denn alles Gute, was ich von mir den Menschen offenbahre, hast du selbst zuvor in mir geschaffen.

Aber warum soll ich den Menschen mein Herz darlegen? Können sie seine Fehler heilen? Nein! Sie sind nur neugierig die Geschichte anderer Menschen zu erfahren, sich selbst aber er-

ken-

kennen und verbessern sie nicht. Warum begehren sie zu wissen, wer ich sey? und wollen nicht von dir hören, wer sie seyen? Sie wissen ja nicht einmal, ob ich die Wahrheit sage, weil niemand weiß, was im Menschen ist, als der Geist, der in uns ist. Würden sie hingegen dein Urtheil über sich selbst anhören, so wären sie gewiß, daß du nicht lügst. Was ist dieses dein Urtheil als die Erkenntniß seiner selbst? Weil aber die Liebe alles glaubt von solchen, die Ein Herz mit uns sind, so will ich nur vor diesen mein Bekenntniß thun, welche mir darum glauben, weil die Liebe ihr Ohr für mich eröfnet hat. Wenn ich vor ihnen meine vorigen Sünden bekenne, und wie du sie mir vergeben habest, so werden sie ermuntert werden, nie an sich zu verzweifeln, oder zu sagen: „Ich kann nicht mehr!“ sondern sich durch Sehnsucht nach deiner Gnade und Barmherzigkeit, die in den Schwachen mächtig ist, stärken. Denen will ich mich offen darlegen, die mich glücklich preisen, wenn sie hören, wie ich zu deiner Gnade gelangt bin, und für mich beten werden, wenn ich ihnen die Last anzeige, die mich noch izt zur Erde niederdrückt. Du aber, o Herr, vollende das Werk, das du in mir angefangen hast! Du allein weißt, was im Menschen ist, selbst unser eigner Geist weiß nicht alles, was in uns vorgeht; ich selbst weiß nicht,

welchen Versuchungen ich widerstehen könnte, und welchen nicht? doch genug, daß du uns nicht über Vermögen versucht werden lassest!

Aber das weiß ich gewiß, daß ich dich, o mein Gott, liebe. Du hast selbst mein Herz gerührt, daß ich dich lieben muß. Himmel und Erde und alle Geschöpfe rufen mir es unaufhörlich zu. Sie würden es aber einem Tauben zurufen, wenn du nicht selbst dich meiner erbarmet hättest. Was liebe ich, wenn ich dich liebe? Nicht die Gestalt eines Körpers, nicht eine vergängliche Zierde, nicht den Glanz des Lichtes, nicht den süssen Wohllaut des Gesangs, oder den Geruch von Blumen und Gewürzen, oder Umarmungen des Fleisches; nichts von diesem liebe ich, wenn ich dich liebe; und liebe doch ein gewisses Licht, eine gewisse Stimme, einen gewissen Wohlgeruch, eine gewisse Umarmung, die aber nur mein innerer Mensch empfindet, einen Glanz für meine Seele, den kein Raum umschließt, eine Melodie, die keine Zeit beendigt, einen Wohlgeruch, den kein Wind wegnimmt, einen süssen Geschmack, der niemals sättigt, eine Umarmung, die nie sich losreißt: dies ists, was ich liebe, wenn ich meinen Gott liebe. Und was ist dieses? Ich fragte die Erde, und sie antwortete: Ich bins nicht! Ich fragte das Meer und den Abgrund mit all seinen Geschöpfen, und

sie

sie antworteten: Wir sind nicht dein Gott! Ich fragte die Luft und den Aether, den Himmel, die Sonne, den Mond und den Abgrund, und alles rief: „Wir sind nicht der Gott, den du suchst!“ Ich fragte alles, was meine Sinnen berührt: „Seyd ihr nicht mein Gott, so sagt mir etwas von ihm!“ und alles schrie: „Er ist's, der uns gemacht hat.“ Meine Frage war meine Sehnsucht, und ihre Antwort ihre Ansicht. Ich wandte mich zu mir selbst und fragte mich: „Und wer bist du?“ und antwortete mir: „Ein Mensch bin ich, aus Leib und Seele bestehend, deren eines äusserlich, das andere innerlich ist.“ In welchem dieser beiden soll ich Gott suchen? Mit dem Leibe habe ich ihn in allen Geschöpfen vergeblich gesucht, und meine Augen als Boten nach Himmel und Erde ausgeschickt; ich will ihn innerlich suchen, da wo die Boten des Körpers ihre Botschaft ablegten, und über sie geurtheilt wurde. Die Geschöpfe reden mit ihrer Ansicht zu allem, was Sinne hat, aber nicht alle Geschöpfe verstehen diese Sprache; die Thiere nicht, denn da ist kein inneres Urtheil über das, was die Sinne erkennen. Die Menschen haben es, und schließen vom Sichtbaren auf den Unsichtbaren. Viele unterwerfen sich dem erstern, und können alsdann nicht mehr urtheilen, denn die Geschöpfe antworten dem nicht, der sie, wie ich, fragt,

aber nicht zu beurtheilen weiß, und sind stumm vor dem, der nur ihre Gestalt sieht, und sie nicht in seinem Inwendigen mit der Wahrheit vergleicht. Du selbst, Seele, bist besser als der Körper; kein Körper kann dem andern Leben geben, du hingegen regierst den Körper, und bist sein Leben: deines Lebens Leben aber ist Gott. Ich will dich suchen, o mein Gott, daß meine Seele lebe, denn sie lebt allein von Dir. Wenn ich dich suche, so suche ich Glückseligkeit, und diese habe ich nicht, so lang ich nicht sagen kann: „Ich habe genug.“

Wo finde ich dich denn, o mein Gott? als nur in dir selbst, und wenn ich mich über mich selbst erhebe, nicht dem Raum nach, denn kein Ort ist, der dich umschliessen könnte. Du bist die Wahrheit, die allen gegenwärtig ist, die dich um Rath fragen, und allen antwortest, so verschieden sie dich fragen.

Spät hab' ich dich geliebet, du niemals alte und immer neue Schönheit! spät habe ich dich geliebet! Du warest in mir, und ich ausser mir, und suchte dich da, und liebte, so ungestalt ich selbst war, die schönen Dinge, die du gemacht hast. Du warest bei mir, ich aber nicht bei dir. Das Aeußere, was nicht wäre, wenn du nicht in ihm wärest, entriß mich dir. Du ruftest, du lockest, du überwandest endlich mein

tau-

taubes Ohr. Du strahltest mir entgegen, du verscheuchtest mit deinem Glanz meine Blindheit. Ich habe dich geschmeckt, und hungere und dürste nach dir. Du hast mich berührt, und brennend verlangt meine Seele nach deinem Frieden.

Aber so lang ich noch nicht ganz von dir erfüllt bin, bin ich mir selbst zur Last. Beweinenswürdige Freuden kämpfen noch mit Friedebringender Traurigkeit in mir — welche siegen werden, weiß ich noch nicht; Herr, erbarme dich meiner! Ich verberge meine Wunden nicht vor dir. Muß nicht der Mensch immer im Streit seyn auf Erden? Meine ganze Hofnung beruht auf deinem Erbarmen. Gieb mir, was du befiehlst, und befiehl was du willst! Befiehl mir Mäßigkeit! Ohne sie sind wir zerstreut, mit ihr kommt Einheit in uns. Der liebt dich nicht, wie er soll, der etwas neben dir nicht um deinetwillen liebt. O du brennende, nie erlöschende Liebe, entflamme du mich! du befiehlst mir Enthaltsamkeit: Gieb was du befiehlst, und befiehl dann was du willst!

Du hast mir geboten, mich von den Lüsten des Fleisches, der Begierde der Augen und der Ehrsucht der Welt zu enthalten; ich habe dir gehorcht. Aber noch leben die Bilder meines vorigen unordentlichen Lebens in meinem Gedächtniß, sind kraftlos, wenn sie mir wachend vorkom-

men, und vergnügen mich im Schlaf bis zur Einwilligung. So viel vermögen diese Illusionen über mich, daß mich ein falsches Gesicht, wenn ich schlafe, zu etwas beredet, was wachend die Dinge selbst nimmermehr vermochten. Bin ich alsdann denn nicht mehr Ich? Ist denn zwischen mir selbst und mir selbst der Unterschied in dem Augenblick des Einschlafens und Wiederaufwachens so ungeheur groß? Wo ist die Vernunft, die, wenn ich wache, so unerschüttert widersteht? Schließt sie sich mit den Augen? Schlummert sie mit den Sinnen des Körpers? Warum widerstehen wir doch oft selbst im Schlafe, eingedenk unsers Vorsatzes, jeder unordentlichen Regung? Und wenn auch das Gegentheil geschieht, so finden wir doch beim Erwachen unser Gewissen beruhigt, als hätten nicht wir es gethan, so schmerzlich es uns fällt, daß es geschehen sey. Ist deine Hand, o Herr, nicht mächtig genug, auch diese Krankheit meiner Seele zu heilen?

Es ist noch eine andere Plage für jeden Tag. Ich esse und trinke nach meines Leibes Nothdurft. Aber ich finde zu viel Vergnügen dabei; Ich streite zwar täglich gegen dasselbe, bezähme meinen Leib durch Fasten, und habe endlich von dir gelernt, Speise und Trank nicht zum Vergnügen, sondern als Nothwendigkeit und als

Arz-

Arzney für den Körper zu genieſſen. Aber ſelbſt der Uebergang von Bedürfniß zur Sättigung iſt mir noch zu ſehr Vergnügen, Begierde drängt ſich ein, und verleitet mich entweder, mehr für ſie zu thun, was ich blos zu meinem Unterhalt thun ſollte, oder beredet mich, ich hätte für letztern noch nicht genug gethan. Ich höre deine Stimme: „Beſchweret eure Herzen nicht mit „Speiſe und Trank! Folge deinen Begierden „nicht, und wende dich von der Wolluſt!“ Aber niemand kann, wie ein weiſer Mann ſagt [B. der Weish. VIII, 21.] mäſſig ſeyn, wenn du es ihm nicht giebſt.

Das Vergnügen des Gehörs hielt mich härter gefangen, aber du haſt mich auch von ihm entbunden. Zwar höre ich noch gerne zu, wenn von lieblichen Stimmen Pſalmen geſungen werden, doch nicht, daß ich mich nicht losreiſſen könnte; doch deucht mir, ich gebe zuweilen den Tönen mehr Ehre, als ihnen gebührt; ich finde mein Gemüth zärtlicher bewegt, wenn dieſe heiligen Worte geſungen, als wenn ſie blos geſagt werden. Und doch muß man auch dieſem Vergnügen des Leibes, wodurch wir ſo leicht weichlich werden, ſich nicht ſo weit hingeben, um den Tönen die Sachen, und den Sinnen die Vernunft u unterwerfen; doch darin gieng ich in der Strenge zu weit, daß ich gar alles Abſingen

der Psalmen von meinen Ohren und aus der Kirche verbannen wollte, und es scheint mir nun besser, den Vorsinger derselben, wie es Athanasius zu Alexandria einführte, einen Mittelton zwischen Absingen und Recitiren beobachten zu lassen. Wenn ich mich aber der Thränen erinnere, die ich selbst im Anfang meines Christenthums beim Kirchengesang vergoß, und wie ich noch itzt bei demselben, wenn er sanft und zu den Worten passend geführt wird, zwar weniger durch die Töne, als durch die Gedanken bewegt werde, so kann ich mir den grossen Nutzen dieser Einrichtung nicht verheelen, und um der Schwachen willen, die durch das Vergnügen des Ohrs sich zur Empfindung der Gottseligkeit erheben, mag sie bleiben. Werde ich aber selbst mehr durch den Gesang, als durch das, was gesungen wird, gerührt, so erkenne ich dieses als eine nicht geringe Sünde. Weint mit mir darüber, ihr, die ihr gut mit euch selber steht, denn andere mögen lachen!

Noch habe ich von den Verführungen der Augen zu reden. Sie lieben schöne Gestalten, und glänzende liebliche Farben. Aber diese sollten mein Gemüth nicht an sich ziehen, sondern vielmehr der, der sie gemacht hat. Sie umschweben mich den ganzen Tag, und ich kann ihnen nicht, wie den Tönen, entfliehen; das

Licht

Licht, die Königin der Farben, schmeichelt mir, was ich auch thue, und wohin ich mich wende, mit seinen tausendfachen Reitzen, so daß ich, wenn es sich auch plötzlich entfernt, es mit Sehnsucht wieder suche, und unruhig bin, bis ichs gefunden habe. O du inneres Licht, das Tobias mit geschlossenen Augen sah, da er seinem Sohn die Wege des Lebens zeigte, und Jacob, da er, obgleich seine Augen dunkel waren, die künftige Schicksale seines Volkes weißagte: du bist das wahre Licht, und das einzige, das alle lieben, die dich sehen — dich möcht' ich haben! das irrdische Licht streut nur verführerische Reitze auf den Weg des Lebens seiner blinden Liebhaber.

Ich widerstehe zwar seinen Verführungen, aber nicht immer, weil sie mich allenthalben umgeben, und wie viel tausend Reitze zu den bereits vorhandenen haben die Menschen durch ihre Künste und Reichthümer an Kleidern, Gefässen, Gemählden u. a. weit über den nothwendigen und mäßigen Gebrauch zur Schau gestellt, sich selbst daran vergaft und in ihrem Innern darüber vergessen, wer alles gemacht habe! Und kommt doch alle Schönheit, die durch unsere Seele auf unsere Machwerke übergeht, von jener Urschönheit, die noch weit höher als unsere Seele ist, und nach welcher ich Tag und Nacht mich sehne!

Zu diesen allen kömmt noch eine andere weit gefährlichere Versuchung — die eitle Neugierde, die sich unter dem Namen der Erkenntniß und Wissenschaft verbirgt, und auch beschwerlichen Geschäften sich unterzieht, nur um etwas neues zu erfahren. Liegt wo ein ermordeter Körper, wie eilen die Menschen hinzu, ihn zu betrachten, blos um vor ihm erschrecken, um sich betrüben, um erblassen zu können! Sie fürchten sogar, er möchte ihnen im Traum vorkommen, gleich als wenn sie genöthigt wären, ihn wachend zu sehen, oder seine Schönheit sie herbeilockte! Diese Krankheit der Neugierde hat die Menschen bewogen, in Schauspielen die wunderbarsten Sachen vorzustellen. Von ihr kommt unser Verlangen, die verborgenen Geheimnisse der Natur zu erforschen, sollte auch ihre Erkenntniß uns noch so wenig nützen, denn die Menschen wollen nur wissen. Sogar die Magischen Künste rühren daher; sogar, daß sie Gott selbst versuchen, und Wunder und Zeichen von Ihm fodern, nicht zu ihrer Seligkeit, sondern blos, um etwas Unerhörtes zu erfahren. (*)

(*) Anderswo sagt er: „die Menschen gehen hin, und „bewundern die Höhen der Berge, das Brausen „des Meers, den Sturz der Ströme, den weiten „Ocean, die Kraise der Sterne — und verlassen sich „selbst und bewundern sich selbst nicht!“ (Confess.

Wie viel unnöthiges ich hierinn von mir selbst durch deine Gnade abgeschnitten habe, das weißt du, o Gott! Aber wann werde ich sagen können, daß ich von allem Unnöthigen ganz los sey? daß ich auch die Begierde nach den Schauspielen ganz abgelegt habe? Zwar haben sie nicht mehr die hinreissende Gewalt wie ehmals über mich, der Astrologie habe ich völlig den Abschied gegeben, und nie verfiel ich darauf, die Todten zu fragen. Wie oft hingegen versucht mich mein Feind durch die listigsten Vorspiegelungen, von dir, dem ich nur Demuth und Gehorsam schuldig bin, ein Zeichen zu fordern? Laß diesen Gedanken, in den ich nie eingewilligt habe, je länger je mehr von mir entfernt seyn!

Meine Neugierde wird noch auf andere Weise täglich auf die Probe gesetzt, bald dadurch, daß ich nichts bedeutende Gespräche, in der Absicht um Schwache nicht zu ärgern, anfangs geduldig, endlich aber gern und mit Willen anhöre. Die circensischen Thiergefechte besuche ich nie mehr, aber wenn ich auf dem Lande von ungefähr eine Jagd antreffe, so zieht sie mich oft von den wichtigsten Gedanken ab, und reißt mich an sich. Und wenn du mich nicht alsobald an mei-

ne

X. 8, 6.) — Welchen Eindruck diese Stelle auf Petrarca gemacht, s. Th. I, Zusätze: seine Reise auf den Berg Ventoux.

ne Schwachheit erinnerst, oder nicht dieser oder jener äusserer Umstand mich zu dir zieht, so bleibe ich stehen und dieser eitle Fürwitz macht mich stumpf. Wie oft vergesse ich mich selbst, indem ich einer Eidex, die Mücken fängt, oder einer Spinne, die ihr Gewebe flichtet, zusehe, und ob ich gleich darüber den Schöpfer lobe, der alles so weise geordnet, so haftet doch der Gedanke an ihn am wenigsten in meiner Seele. Ein anderes ist, schnell aufstehen, ein anderes, nicht fallen. — So voll ist mein Leben von Eitelkeiten und Versuchungen! denn da unser Herz so viel unnöthige Dinge in sich aufnimmt, so wird es dadurch oft selbst im Gebet gestört.

Von Rachsucht und von Stolz hast du mich zwar befreit: aber das ist noch nicht ganz von mir gewichen, daß ich von andern gern geliebt oder gefürchtet werde, blos um einer gewissen innern Freude willen, die doch keine Freude ist. Daher kommt es, daß wir dich weder so lieben, noch so fürchten, wie wir sollten: denn es ist uns mehr daran gelegen, an deiner statt, als um deinetwillen gefürchtet oder geliebt zu werden, und so machen wir einen Götzen aus uns selbst. Täglich leide ich unter dieser Versuchung. Du gebietest auch hierin Enthaltsamkeit: gieb was du befiehlst, und befiehl was du willst! Du kennst die Seufzer meines Herzens

und

und die Ströme meiner Thränen, die ich deswegen vergiesse, denn ich fürchte mir vor meinen verborgenen Fehlern, welche dein Auge allein sieht, und fühle, daß ich auf jeder andern Seite mich besser, als gerade auf dieser kenne. Wenn ich auch etwas Gutes an mir habe, so sollte fremdes Lob meine Freude darüber nicht vermehren, aber sie thut es, so wie der Menschen Mißfallen sie vermindert. Oft mischt sich derselben Liebe des Nächsten bei: ich freue mich, wenn ein anderer das Gute lobt, und folglich es kennt, und betrübe mich, wenn er tadelt, was er nicht kennt, oder was gut ist. Aber vielleicht kömmt dies blos daher, weil ich mich freue, wenn meine Lobredner nicht eine andere Meinung von mir äussern, als ich sie selbst habe, also wiederum nicht aus Liebe zu ihrem Besten, sondern aus Eigenliebe. An dir, o ewige Wahrheit, sehe ich, daß ich mich über mein Lob nicht meinet- sondern meines Nächsten wegen freuen soll. Hierin aber bin ich mir selbst unendlich weniger, als dir, bekannt. Zeige mich mir selber an, damit ich denen, die für mich bitten, bekennen könne, wo ich verwundet sey! Ich möchte mich auch das noch fragen: Ob es nicht eben aus jener Eigenliebe herrühre, daß ich mich mehr bekümmere, wenn von mir mit Unrecht Böses gesagt wird, als wenn meinem Nächsten

dieses

dieses geschieht? Soll ich sagen: ich wisse auch dieses nicht, damit ich mich ferners selbst damit betriege, und weder im Herzen noch mit Worten wahrhaftig sey? Herr, wende diese Thorheit von mir ab! Ich bin arm und schwach, und am besten daran, wenn ich mir selbst mißfalle, und im Stillen nach deiner Barmherzigkeit seufze, bis ersetzt wird, was mir mangelt, und ich zu dem Frieden gelange, den das Auge des Stolzen nicht sieht.

So habe ich alles an der Hand der Wahrheit untersucht, und du hast mich gelehrt, wovor ich mich hüten, und was ich suchen soll. Ich habe vermittelst der Sinne die Welt ausser mir betrachtet, hierauf meine Sinnen selbst, und endlich das Innere meiner Seele. Dich, du unvergängliches Licht, habe ich zu Rathe gezogen, um zu wissen, welche Dinge wirklich wären, welche nicht, und wie ich sie schätzen sollte? Ich höre hierüber deine innere Weisung, und so oft ich ihr folge, empfinde ich ein unaussprechliches Vergnügen, dem ich, so oft mich nicht nothwendige Zerstreuungen daran hindern, mit neuer Freude zueile. Denn in allen Dingen ausser mir finde ich keinen sichern Ruheplatz für meine Seele, als nur in dir allein, in welchem meine Zerstreuung sich wieder sammelt. Bisweilen lässest du mich in meinem Innern ein so unge-

wohn-

wohntes Wohlseyn, eine so unbeschreibliche Freude empfinden, daß ich nicht weiß, ob ich jemals, wenn diese in mir vollendet und daurend gemacht wird, einer grössern Seligkeit fähig seyn werde? Aber oft drückt mich meine Last wieder nieder, oft sinke ich wieder in den gewöhnlichen Zustand zurück, und weine, und fühle mich gebunden. So beherrscht uns die Gewohnheit! Nach ihrem Gesetz zu leben fühle ich genugsame Kraft, aber ich wills nicht: in jenem neuen Leben möchte ich leben, und kann's nicht: das ist mein Elend!

Wo soll ich den finden, der mich mit dir versöhnt? Kann dies ein Engel thun? oder mein Gebet? oder irgend ein Gottesdienst? Viele, die sich bemühten, zu dir zurückzukehren, und nicht genug Kraft dazu in sich fühlten, versuchten dieses und verfielen auf das fürwitzige Verlangen, Erscheinungen zu haben: dafür wurden sie von Illusionen geäft. Stolz auf ihre Weisheit haben sie, anstatt sich demüthig auf ihre Brust zu schlagen, dieselbe erhoben, und sich dadurch Bilder, die ihrem eignen Herzen ähnlich waren, zugeführt, nemlich die Phantome der Mitgesellen ihres Hochmuths, der Geister, die in der Luft herrschen, und sie mit magischen Künsten verführten, denn sie suchten einen Mittler, der sie reinigte, und fanden ihn nicht; es waren

blos jene bösen Geister, die sich als Engel des Lichts ihnen zeigten; nicht der wahre Mittler zwischen Gott und Menschen, der weder ganz Mensch ist, um nicht allzu entfernt von Gott, noch ganz Gott, um nicht allzu entfernt von den Menschen zu seyn, zwischen sterbliche Sünder, und den unsterblichen Gerechten in die Mitte trat, sterblich wie die Menschen, gerecht wie Gott, damit er durch seine Gerechtigkeit den Tod überwinde. Wie hast du uns, guter Vater, geliebt, daß du deines einigen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns Ungerechte dahin gegeben hast! Auf Ihm ruht meine ganze Hofnung, der zu deiner Rechten sitzt, und für uns bittet. Ohne Ihn müßt' ich verzweifeln! Erschrocken über meine Sünde, und die Last meines Elends gedachte ich in eine Wüste zu fliehen; du aber hast mich verhindert, und zu mir gesprochen: Christus ist darum für alle gestorben, damit die, welche leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben ist. Siehe, Herr, auf dich werfe ich alle meine Sorgen, damit ich lebe! Ich will die Wunder deines Gesetzes betrachten; du kennst meine Unwissenheit und Schwäche; lehre mich und heile mich! denn dein einiger Sohn, in welchem alle Schätze der Weisheit und des Verstandes verborgen liegen, hat mich mit seinem Blut erkauft. Darum sollen den Herrn loben alle, die nach ihm fragen!

So weit die Bekenntnisse des Augustinus! denn das eilfte, zwölfte und dreyzehnte Buch gehören nicht hieher, da sie weder historische Umstände noch fortgesetzte Prüfungen seines Herzens, sondern eine blos theologische Abhandlung über die Schöpfungsgeschichte Mosis enthalten, worinn er nach der Manier und dem oft verdorbenen exegetischen Geschmack seiner Zeit theils allegorisirt, theils über verschiedene Gegenstände, hauptsächlich über die Zeit, sehr scharfsinnig philosophirt. Schon das bisherige dürfte manchem Leser zu fromm und theologisch gewesen seyn.

Noch eine andere Schrift Augustinus, die er mit musterhafter Aufrichtigkeit als ein 73jähriger Greis schrieb, kann als ein Anhang seiner Bekenntnisse angesehen werden: seine *Retractationes*, oder Revision aller seiner Schriften, mit beigefügten Verbesserungen einzelner Lehrsätze und Stellen in zwey Büchern. Ein Auszug derselben gehört eben so wenig hieher, da ihr Werth für uns eigentlich blos litterarisch ist. Doch sein Zweck dabei gehört zur Geschichte seines Herzens, und verdient hier (aus der Vorrede der Retract.) angeführt zu werden:

„Längst habe ich mir das zu thun vorgenommen, was ich mit der Hülfe des Herrn hier be-

beginne, nemlich alle meine Schriften mit richterlicher Strenge noch einmal zu durchgehen, und was mir nicht gefällt, selbst anzumerken. Kein Verständiger wird mich tadeln, daß ich mich selbst tadle. Sagt er: ich hätte nichts schreiben sollen, was mir später mißfallen könnte, so hat er völlig Recht, und sagt was ich. Wer aber nicht den ersten Rang in der Weisheit haben kann, suche wenigstens in der Bescheidenheit nicht zurück zu stehen, und wem es nicht gegeben ward, lauter Dinge zu sagen, die ihn nie gereuen, bereue wenigstens, daß er etwas gesagt, was er nun als unrichtig erkennt. Doch, es mag jeder diese meine Arbeit deuten, wie er will, ich habe für mich auf das Wort des Apostels zu sehen: „So wir uns selber richten, so werden wir vom „Herrn nicht gerichtet;“ und, was Salomo sagt: „Wer viel schwätzt, wird der Sünde nicht entrinnen; erschreckt mich, nicht weil ich viel geschrieben, sondern weil viele, das was ich redte, aufgeschrieben und herausgegeben haben. Denn das nenne ich nicht Geschwätz, wenn das Nothwendige auch noch so oft und so weitläuftig gesagt wird; und darum erschreckt mich jenes Wort, weil ohne Zweifel in meinen Schriften sich viele Stellen finden, die, wenn auch nicht irrig, doch wenigstens unnöthig und überflüssig seyn dürften. Und welcher Christ schaudert

nicht

nicht vor dem Ausspruch des Herrn: „Ich sage Euch, daß die Menschen werden Rechenschaft geben müssen für jedes unnütze Wort, das sie gesprochen haben!“ Wenn Jacobus sagt: „wer mit Worten nicht fehlt, der ist ein vollkommner Mann,“ so bin ich weit entfernt, mir diese Vollkommenheit itzt, da ich ein Greis bin, und noch viel weniger von den Zeiten her, da ich ein Jüngling war, zuzuschreiben, und nur so viel wurde mir gegeben, daß ich, wo in meiner Gegenwart an das Volk geredt werden sollte, immer lieber andere hörte als selbst sprach, und zum Hören schnell, zum Reden aber langsam war. — Ich habe mich also entschlossen diese Revision zu schreiben und herauszugeben, da ich meine Bücher selbst, die einer Verbesserung bedürfen, den Händen der Leser nicht mehr entreissen kann. Auch diejenigen unter ihnen will ich nicht übergehen, die ich damals schrieb, als ich im christlichen Glauben erst unterrichtet wurde, und zwar irrdische Hofnungen aufgegeben hatte, aber doch noch nach alter Gewohnheit von menschlicher Weisheit aufgeblasen war. Denn sie wurden abgeschrieben, gelesen, und werden noch mit Nutzen gelesen, wofern man ihnen ihre Fehler verzeiht, oder, wo auch dieß nicht geschieht, die darin enthaltenen Irrthümer von sich thut. Wer al-

so dieses liest, ahme nicht dem Irrenden, sondern dem sich Bessernden, nach! —

In diesem Buch recensirt er 93 von seinen Schriften. (In der neusten Benedictiner-Ausgabe in XI Folianten sind 107 ächte Schriften von ihm, worunter einige Commentare über die Bibel und das wichtige Werk de civitate Dei von beträchtlicher Grösse sind, 73 unächte und zweifelhafte Schriften, 270 Briefe, 394 ächte und 317 zweifelhafte Predigten. (*Cave* hist. litt.)

Mit dem Tode seiner Mutter, oder dem Jahr 387 schließt Augustinus seine Lebensgeschichte. Damals war er 33 Jahre alt. Ich füge hier für die, die diesen in der Kirchengeschichte seines und der vierzehn folgenden Jahrhunderte so äusserst wichtigen Mann nur wenig kennen, eine kurze Ergänzung derselben bei.

Zu Rom, wo er sich noch einige Zeit aufhielt, fieng er zuerst an, seine vorigen Glaubensgenossen, die Manichäer öffentlich zu bestreiten, und fuhr damit, so lang er lebte fort. Hierauf gieng er nach Afrika zurück, und bald nachher bezog er sein väterliches Landgut bei Tagaste, um daselbst in völliger Entfernung von der Welt seine übrigen Tage zuzubringen, verkaufte aber

wahr-

wahrscheinlich einen Theil der Ländereien deßelben und gab das Geld den Armen. Hier lebte er einige Jahre, fern von allen weltlichen Sorgen in der Gesellschaft einiger Freunde, im Fasten, Gebet und guten Werken und übte sich Tag und Nacht in der heiligen Schrift. Seine neuen Ideen theilte er mündlich und schriftlich seinen Freunden mit. Aber nicht immer ist eine solche Muße fruchtbar an gemeinnützigen, sondern öfters blos an spitzfindigen Fragen, die den Geist vom Wesentlichen und Praktischen abziehen. Der Briefwechsel, den Augustinus in dieser Zeit mit seinen Freunden führte, worunter Nebridius war, der aber bald darauf starb, gibt viele Beweise hiezu, und die Neigung zu metaphysischen Subtilitäten und theologischen Allegorien, die sich durchgehends in seinen Schriften findet, möchte wohl in dieser Epoche die meiste Kraft gewonnen haben. Im Jahr 391 machte er eine Reise nach Hippo, einer ansehnlichen Seestadt Numidiens, wohin ihn ein kaiserlicher Beamter gerufen hatte, um sich von ihm in der heiligen Schrift unterrichten, und zur Verachtung der Welt bekehren zu lassen, welches aber Augustin für diesmal nicht gelang, da der Mann mit leeren Versprechungen, der Welt abzusagen, ihm immer auswich. In ganz Nordafrika war sein Ruhm verbreitet; und Augustin hütete sich

sorgfältig, nie etwa in eine Stadt zu gehen, wo es der Gemeine eben an einem Bischof fehlte, um nicht dazu erwählt zu werden. Zu Hippo hörte er der Predigt des dortigen Bischofs Valerius zu, und als dieser darin anführte, es fehle dieser Gemeine an einem Presbyter, (*) wurde Augustin auf der Stelle ergriffen, und mit grossem Geschrey zum Bischof geführt, daß er ihn dazu einweihen möchte. Mit Thränen sträubte er sich, weil er sich nicht entschliessen konnte, das stille Landleben zu verlassen. Ungeachtet dessen wurde er genöthigt, die Stelle anzunehmen. Valerius, ein frommer, gottesfürchtiger Bischof, hatte große Freude darüber, und dankte Gott mit Thränen, einen Mann gefunden zu haben, wie er ihn sich oft erbetten hatte, der, da er selbst, als ein geborner Grieche, seiner lateinischredenden Gemeine nicht genug seyn könnte, ihm beistünde, sie durch Erklärung der h. Schrift und eine gesunde Lehre zu erbauen. (**) Er ertheilte

(*) Eine wichtige Stelle in der damaligen Kirchenverfassung. Ein Presbyter durfte alle kirchlichen Functionen verrichten, und selbst Büssende lossprechen. Der Bischof unternahm selten etwas ohne seinen Rath und Einwilligung, und der Presbyter hatte seinen Rang gleich unter ihm, und vor den Diaconen.

(**) Posidonii s. Posidii vita Augustini.

theilte ihm auch Erlaubnis, in seiner Gegenwart zu predigen, welches sonst in den afrikanischen Gemeinen nicht üblich gewesen war. Einige andere Bischöfe verleumdeten deswegen den Augustinus; Valerius aber sah auf den Nutzen der Gemeine, und ließ sie reden, wenn nur durch den Presbyter die Amtspflichten erfüllt würden, die er als ein Ausländer, nicht erfüllen zu können, vorsah. Die übrigen Bischöffe ahmten nachher selbst diesem Beispiel mit Nutzen nach. Doch hielt sich Augustin nicht gleich für tüchtig, dieses Amt zu verwalten, und bat sich einige Musse für die Zubereitung zu demselben von seinem Bischof aus: „Ich bitte dich vor allem aus (schreibt er ihm (*), deine fromme Klugheit möchte bedenken, daß in dieser Welt und hauptsächlich in unsern Zeiten nichts leichter und den Menschen gefälliger sey, als das Amt eines Lehrers, wenn es nachlässig und gegen ihre Fehler nachsichtig geführt wird, aber auch vor Gott nichts elenderes, traurigeres und verdammlicheres; und auf der andern Seite nichts schwerer, mühsamer und gefährlicher, aber auch vor Gott nichts seliger, wenn es so verrichtet wird, wie unser Herr es will. Diese rechte Weise deßelben habe ich noch nie erlernt, und gerade zu der Zeit, wo ich es zu lernen anfangen wollte, wurde mir, viel-

(*) Epistola 148 nach Erasmi Ausgabe.

vielleicht zur Strafe meiner Sünden, die zweite Stelle an dem Steuerruder der Kirche aufgetragen, da ich überall noch kein Ruder führen konnte. Vielleicht will mich damit der Herr dafür züchtigen, daß ich die Fehler vieler Lehrer, noch ehe ich die Schwierigkeiten ihres Amtes kannte, als wäre ich gelehrter und besser, zu tadeln gewagt habe; denn nun fühle ich erst, wie unbedachtsam ich geurtheilt habe, da ich selbst Hand anlegen soll. Ich sehe noch weit mehr Gefahren dabei, als ich niemals dachte, nicht daß ich nicht gewußt hätte, worin sie bestünden, sondern weil ich von meinem Fleiß und meinen Kräften, sie auszuweichen oder zu erdulden, höher gedacht habe, als ich itzt sehe, daß ich hätte sollen. Der Herr verlacht meinen Stolz, und will dadurch mich selbst mir zu kennen geben. Hat er es aus Erbarmen gethan, so habe ich die beßte Hofnung; da ich aber nun meine Schwäche kenne, so ist meine Pflicht, mir durch Erforschung der heil. Schrift die nöthigen Kräfte zu diesem schweren Geschäfte zu sammeln. — Du hältst mich vielleicht für tüchtig, aber ich kenne mich selbst am beßten, seitdem mich die Erfahrung belehrt hat; oder du willst mich fragen: was mir denn zu diesem Amt noch fehle? So viel ist dessen, daß ich eher sagen könnte, was ich bereits schon habe, als was ich noch zu haben wünsche. Ich

darf

darf nemlich sagen, daß ich alles nicht nur wisse sondern fest glaube, was zu unserm Heil gehört. Aber wie ich dieses zum Besten anderer anwenden soll? das ist die Frage. Ohne Zweifel giebt es in der heiligen Schrift manche Räthe hierüber, die wir aber nicht anders, als wie unser Herr sagt, durch Gebet, durch Lesen und Nachdenken erhalten können. Hiezu bitte ich mir von dir für einige Zeit Musse aus ꝛc.“

Weil er in seinem ländlichen Aufenthalt die Vortheile einer solchen Einsamkeit kennen gelernt hatte, so legte er bald nach dem Antritt seines Amts nicht weit von Hippo ein Closter an, wo er mit verschiedenen frommen Männern in freiwilliger Armuth seine Tage zuzubringen gedachte. Dieses Closter machte er zu einer Pflanzschule für die Geistlichen seiner Gemeine. Auch andere Gemeinen erbaten sich von ihm Lehrer aus demselben, welche sodann in ihren Gegenden ebenfalls dergleichen Clöster errichteten. Er nahm von den gemeinsten Leuten darin auf, wollte aber doch nicht, daß das Mönchsleben so ganz ohne Einschränkung gelobt werden sollte, weil er in den Clöstern auch viele schlechte Leute antraf. (*) Er versicherte einst seiner Gemeine, er habe nicht leicht bessere Menschen gefunden, aber auch keine schlimmern, als in den Clöstern,

und

(*) Schröckhs KG. XV, 289.

und man könne auf sie die Selle Johannis anwenden: „Der Gerechte wird gerechter, und der Unreine noch unreiner.“ Er errichtete ferners ein Nonnenkloster, worin seine Schwester Vorsteherin wurde. Immer mehr verbreitete sich sein Ruhm und sein Einfluß. Durch seine Clostereinrichtungen verbesserte er die Geistlichkeit in Afrika, seine Bücher wurden ins Griechische übersetzt, und auch jenseit des Meers mit Bewunderung gelesen. Er verbesserte noch als Presbyter, einige unchristliche Gebräuche der Kirche, die noch von den Zeiten des Heidenthums übrig waren. Valerius, der ihn zärtlich liebte, und fürchtete, Augustin möchte ihm weggenommen und von einer andern Gemeine zum Bischof erwählt werden, sah sich genöthigt, ihn einst auf eine zeitlang an einem unbekannten Ort zu verbergen, und ließ ihn endlich, um ihn zu Hippo zu fixiren, zu seinem Mitbischof ernennen. Augustin willigte erst nach vielem Widerstreben darein, weil er es der Ordnung der Kirche zuwider hielt. (Im Jahr 395.)

Seine übrigen Thaten und Schicksale gehören in die Kirchengeschichte. (*) Beständig stritt er sich mit Irrlehrern seiner Zeit, welche ihn oft sogar in Lebensgefahr brachten. Was ihm an

Zeit

(*) S. Schröckhs Kirchengeschichte, Th. XV, S. 219–530. Cramers Bossuet, Th. III. 451 u. f. f.

Zeit übrig blieb, verwandte er auf Verbesserung der Kirchenzucht und Kirchenverfassung, und auf Ausarbeitung seiner Schriften.

Endlich in seinem 76sten Jahr erlebte er noch das Unglück, daß seine bischöfliche Stadt von den Vandalen belagert wurde. Viele tausend seiner Mitbürger büßten in diesem Kriege ihr Leben ein, eine Menge christlicher Gemeinen wurden aus einander gejagt, Kirchen und Clöster zerstört, die Geistlichen vertrieben, und der Arianismus, den die Vandalen begünstigten, schien eine allgemeine Oberherrschaft erhalten zu wollen. Augustin, sagt Posidonius, betrübte sich weniger über den Verlust der zeitlichen Güter, welchen sein Vaterland in diesem Krieg erlitt, als über die Gefahr und den Verlust vieler Seelen, den er für unvermeidlich ansah. Thränen waren seine Speise Tag und Nacht, die letzten Tage seines Lebens wurden ihm aufs traurigste verbittert, er unterlag den Arbeiten, dem Kummer, und dem Elend seiner Zeiten. Sein einziger Wunsch, den er gegen seine Freunde äusserte, war, daß Gott entweder die Stadt befreien, oder ihn möchte sterben lassen, eh sie erobert würde. Das Letztere geschah; im dritten Monat der Belagerung, die im ganzen 14 Monate dauerte, überfiel ihn ein Fieber, welches bald tödlich wurde. Er pflegte oft zu sagen: Selbst

die

die besten Christen, besonders Lehrer, wenn sie auch nach ihrer Taufe fromm gelebt hätten, dürften nicht ohne gebührende Buße aus der Welt gehen; und ließ sich selbst deswegen in dieser letzten Krankheit die Bußpsalmen Davids auf ein Täfelchen schreiben, das er an die Wand seines Bettes fest machte, beständig ansah, und unter vielen Thränen las. Zehn Tage vor seinem Tode bat er die Seinigen, daß keines zu einer andern Zeit in sein Zimmer kommen möchte, als wenn der Arzt käme oder ihm Speisen gebracht würden. Dies geschah, diese ganze Zeit verwandte er auf das Gebet. Bis auf seine letzte Krankheit hatte er seine Amtsgeschäfte ununterbrochen fortgesetzt, und alle Glieder und Sinnen vollkommen erhalten.

So entschlief er endlich unter dem Gebet und den Thränen seiner Freunde, am 28. August des Jahrs 430, im 76sten Jahr seines Alters. Ein Testament machte er nicht, denn er hatte sein ganzes Vermögen den Armen gegeben.

Uriel Acosta

Bild des menschlichen Lebens.

Ich wurde in Portugal in der Stadt Porta gebohren (*) Meine Eltern waren vom Adel, und stammten ursprünglich von Juden her, die ehmals in diesem Reich mit Gewalt zur christlichen Religion genöthigt wurden. Mein Vater war aber ein aufrichtiger Christ, und hielt sehr viel auf Ehre. Ich genoß in seinem Hause eine gute Erziehung. Wir hatten Bedienten, und ein prächtiges spanisches Pferd im Stall, da mein Vater ein sehr geschickter Reuter war, dem ich hierin, so gut ich konnte, nachahmte. Nachdem ich in einigen Künsten nach der Weise anderer Söhne von Stande unterrichtet worden war, legte ich mich auf die Rechtsgelehrsamkeit.

Was meine Gemüthsart betrift, so war ich von Natur gutmüthig, und zum Mitleiden so geneigt, daß ich mich, so oft irgend ein Unglücksfall, der jemand begegnet wäre, erzählt wurde,

der

(*) Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

der Thränen unmöglich enthalten konnte. Gefühl für Ehre war mir so anerbohren, daß ich nichts so sehr fürchtete, wie Schande. Mein Gemüth war nicht unedel, und ich konnte in Zorn gerathen, wenn sich eine gerechte Ursache dazu zeigte. Ich war ein Feind aller stolzen und übermüthigen Leute, welche andern, die sie verachten, Gewalt zu thun pflegten, und gesellte mich gewöhnlich gegen sie zu der schwächern Parthey. Meiner Religion halben habe ich unglaubliche Dinge in der Welt erlitten. Ich wurde nach den Gesetzen dieses Reichs in der Römischkatholischen Religion unterrichtet, und in meinem Jünglingsalter beobachtete ich aufs strengste alle Gesetze der Kirche, weil eine entsetzliche Furcht vor der ewigen Verdamnis in mir war. Ich verwandte viele Zeit auf Lesung der heiligen Schrift, geistlicher Bücher und der Beichtbücher — aber je mehr ich sie las, desto grössere Zweifel entstanden in mir. Dies verwickelte mich endlich in unauflösliche Schwierigkeiten, Angst und Kummer. Jammer und Traurigkeit verzehrten mich. Es schien mir unmöglich, alle meine Sünden nach den Gesetzen der römischen Kirche beichten zu können, und dadurch würdig die Absolution zu empfangen, oder alles zu erfüllen, was von mir gefordert wurde; mithin verzweifelte ich an meiner Seligkeit, wenn sie

nach diesen Gesetzen erhalten werden müßte. Es hielt schwer für mich eine Religion zu verlassen, die mir von Kindesbeinen an war eingeflößt worden, und vermittelst des Glaubens tiefe Wurzeln in mir geschlagen hatte: doch stiegen Zweifel in mir auf, (ich war damals ungefehr zwey und zwanzig Jahr alt) es möchte wohl das, was von einem andern Leben gesagt würde, nicht so ganz richtig seyn, und der blinde Glaube an diese Lehren sich mit der gesunden Vernunft nicht so leicht vertragen; die Vernunft selbst schien mir mancherlei Zweifel und Bedenklichkeiten dagegen einzuflüstern. Hiebei beruhigte ich mich für einmal, und war doch wenigstens dessen gewiß, es möchte sich damit verhalten wie es wollte, so könnte ich auf dem seitherigen Wege die Seligkeit für meine Seele unmöglich erlangen. Damals studirte ich, wie ich oben sagte, die Jurisprudenz, erlangte aber doch bei einer gewissen Gelegenheit im 25sten Jahr meines Alters eine geistliche Pfrunde, nemlich die Schatzmeisterstelle in der Stiftskirche.

Da ich so in der Römischkatholischen Religion keine Ruhe für meine Seele fand, und doch gerne etwas gehabt hätte, woran ich mich halten könnte, mich aber zugleich erinnerte, wie ein grosser Zwist zwischen den Juden und Christen ihrer Religion halben wäre, so durchlas ich

die

die Bücher Mosis und der Propheten, und fand sogleich einiges, was in nicht geringem Widerspruch gegen die Lehren des neuen Testaments war, hauptsächlich schien mir das, was in jenen von Gott gesagt wird, weniger Schwierigkeiten unterworfen zu seyn. Ferner sah ich, daß dem alten Testament sowohl Juden als Christen, dem neuen aber nur die Christen Glauben zustellten. Endlich überwog der Glaube an Moses, und ich schloß, ich müßte seinem Gesetz gehorchen, weil er doch alles von Gott empfangen zu haben behaupte, und sich blos einen Boten von Gott an sein Volk nannte, der von Gott selbst dazu berufen ja genöthigt worden wäre. In Portugall durfte ich mich auf keine Weise frey zu seiner Religion bekennen, und beschloß daher, meinen Wohnplatz zu verändern, und mein väterliches Haus zu verlassen. Ich trug kein Bedenken, jene geistliche Pfründe zu Gunsten eines andern abzugeben, ohne auf den Nutzen oder die Ehre dieses Postens, wie man sonst in diesem Lande zu thun pflegt Rücksicht zu nehmen. Auch verließ ich mein schönes Haus, welches mein Vater selbst in der angenehmsten Gegend der Stadt erbaut hatte. Wir stiegen also, nicht ohne große Gefahr, zu Schiff (denn ohne besondere Erlaubnis des Königs darf keiner, der von den Juden abstammt, das Reich verlassen) — ich, meine

Mutter

Mutter und meine Brüder, denn diesen hatte ich aus brüderlicher Liebe meine Grundsätze über die Religion, obwohl mir einige derselben selbst noch zweifelhaft waren, mitgetheilt; auch dies mit der größten Gefahr für mich, da man in diesem Lande selbst nicht einmal frey von diesen Dingen sprechen darf. Wir kamen aber glücklich nach Amsterdam, und fanden daselbst die Juden in völliger Freiheit ihres Gottesdienstes. Hier liessen wir uns, um das Gesetz zu erfüllen, sogleich beschneiden.

Nach wenigen Tagen aber sah ich, daß die Sitten und Ordnungen der Juden dem Gesetz Mosis im mindesten nicht gemäß wären. Wenn das Gesetz, wie es selbst fordert, treu und rein soll beobachtet werden, so haben die sogenannten jüdischen Weisen sehr übel gethan, so viele ihm ganz widersprechende Sachen hinzuzufügen. Deswegen konnt' ich mich nicht enthalten, ja ich glaubte, Gott einen angenehmen Dienst dadurch zu leisten, frey das Gesetz zu vertheidigen. Die jüdischen Weisen aber, wie sie izt sind, und ihre Sitten und ihr boshaftes Gemüth noch immer beibehalten, stritten aufs eifrigste für die Secte und die Verordnungen der Pharisäer, und wie sie aus Geiz und Ehrsucht alles thun, um, wie ihnen mit Recht vorgeworfen worden, ihre Ehrenplätze im Tempel und die Begrüssungen

auf

auf den Strassen noch ferners zu geniessen, wollten durchaus nicht gestatten, daß ich im mindesten von ihnen abwiche, sondern im Gegentheil unverbrüchlich genau ihren Fußstapfen folgte; wo nicht, so drohten sie mir, mich in geistlichen und weltlichen Dingen von ihrer Gemeinschaft zu verbannen. Da ich es aber ebenfalls weder für fromm noch männlich hielt, daß ich, der ich für die Freiheit mein Vaterland und alle Vortheile desselben verlassen hatte, aus Furcht den Rücken wenden, und mich Leuten unterwerfen sollte, die kein rechtmäßiges Ansehen über mich hatten, so beschloß ich eher alles zu erdulden, als von meiner Meinung abzugehen. Ich wurde also von ihnen in Bann gethan, und selbst meine Brüder, deren Lehrer ich gewesen war, giengen auf der Strasse aus Furcht vor ihnen, ohne mich zu begrüssen, vorüber.

In dieser Lage nahm ich mir vor, ein Buch zu schreiben, und in demselben theils die Gerechtigkeit meiner Sache zu vertheidigen, theils aus dem Gesetz Mosis selbst die Thorheit der Pharisäischen Traditionen, und ihren Widerspruch gegen daßelbe darzuthun. Nachdem ich dieses Werk angefangen, so fiel ich (denn ich will alles redlich und wahr, wie es sich zugetragen, erzählen) mit fester Ueberzeugung und nach langem Nachdenken der Meinung derer bei, die in dem

alten

alten Gesetz blos zeitliche Strafen und Belohnungen, und keine Spur von einem künftigen Leben und der Unsterblichkeit der Seele finden, wovon es völlig schweigt. Groß war die Freude meiner Feinde, als sie hörten, daß ich diese Meinung angenommen habe: denn nun hoften sie, für ihr Betragen gegen mich durch diesen einzigen Umstand hinreichende Entschuldigung bei den Christen zu finden, welche die Unsterblichkeit der Seele auf das Evangelium hin, wo sie ausdrücklich gelehrt wird, glauben und erkennen. In der Absicht also, um mir wegen den übrigen Umständen den Mund zu stopfen, und mich selbst bei den Christen verhaßt zu machen, liessen sie durch einen gewissen Arzt, noch ehe mein Buch erschien, ein anderes unter dem Titel: Von der Unsterblichkeit der Seele, (*) herausgeben. Der Verfasser desselben griff mich darinn aufs allerbitterste an, und nannte mich einen Epikuräer. Ich hatte um diese Zeit noch eine sehr üble Meinung von Epikur, und sprach über ihn ab nach den ungerechten Aussagen anderer, ob ich gleich seine Lehre noch nicht selbst untersucht hatte. Da ich aber später von wahrheitliebenden Männern ein besseres Urtheil über ihn hörte und selbst seine Lehren kennen lernte, so bedaurte ich, einen so großen Mann als einen

(*) Dieses Buch kam 1623 heraus.

Thoren und Wahnwitzigen ausgeschrieen zu haben; doch kann ich auch itzt noch kein ganz bestimmtes Urtheil über ihn sprechen, da mir seine Schriften unbekannt sind. Mein Gegner schloß, wer die Unsterblichkeit der Seele leugne, müsse überall keinen Gott glauben.

Sogar die Kinder mußten auf Befehl ihrer Eltern und der Rabbinen, sich haufenweise auf den Strassen versammeln, mit lauter Stimme mir fluchen, mit allen Arten Beschimpfungen mich zum Zorn reizen, und einen Ketzer und Abtrünnigen schelten. Oft rotteten sie sich sogar vor meinem Hause zusammen, warfen Steine in die Fenster, und liessen nichts unversucht mich zu stören, und sogar in meiner eignen Wohnung nicht ruhig zu lassen. Sobald jene Schrift wieder mich herausgekommen war, stellte ich ihr alsobald eine andere zu meiner Vertheidigung entgegen, in welcher ich die Unsterblichkeit der Seele aus allen Kräften bestritt, und nebenbei die Abweichungen der Pharisäer von Mosis Gesetz an den Tag legte. (*) Kaum war diese erschienen, so versammelten sich die jüdischen Aeltesten und Magistratspersonen, und verklagten mich bei der Stadtobrigkeit, ich hätte ein Buch geschrieben, worin ich die Unsterblichkeit der

Seele

(*) Examen traditionum Pharisaicarum ad legem scriptam.

Seele leugnete, und dadurch nicht nur ihre, sondern auch die christliche Religion über den Haufen zu stürzen gedächte. Auf ihr Angeben wurde ich ins Gefängniß gelegt, nach acht oder zehn Tagen aber auf geleistete Bürgschaft wieder losgelassen, denn ich mußte dem Burgermeister eine Strafe von 300 Gulden zahlen, und mein Buch wurde confiscirt.

Einige Zeit nachher, da Erfahrung und Jahre vieles an den Tag bringen, und folglich unser Urtheil verändern (man erlaube mir, frey zu reden! denn warum sollte dieß einem Manne nicht gestattet seyn, der hier gleichsam sein Testament macht, um den Menschen die Geschichte seines Lebens und ein Beispiel des menschlichen Elendes zu hinterlassen, wenigstens im Tode die Wahrheit zu sagen?) fieng es mir an zweifelhaft zu werden, ob das Gesetz Mosis auch wirklich für Gottes Gesetz zu halten sey? und viele Gründe schienen mir das Gegentheil zu beweisen. Endlich wurde ich gewiß, daß es, gleich vielen andern seines gleichen eine blosse Erfindung der Menschen sey. Manches darin schien mir gegen das Gesetz der Natur zu streiten; Gott aber, der Urheber der Natur, kann sich selbst nicht widersprechen, und dies würde seyn, wenn er den Menschen Dinge geböte, die der Natur zuwider sind. Fest hievon überzeugt sprach ich bei

mir selbst: (mögte doch dieser Gedanke nie in meine Seele gekommen seyn!) „Was hilft es „mir, wenn ich bis an meinen Tod in diesem „Zustand, getrennt von der Gemeinschaft meiner „Nation verbleibe, da ich ein Fremdling in die„sem Lande bin, und mit den Einwohnern des„selben, deren Sprache ich nicht einmal verstehe, „keinen Umgang haben kann? Ist es nicht besser „wieder in ihre Gesellschaft zu treten, zu thun, „was sie wollen, und mit den Wölfen zu heülen? Bewogen durch diese Betrachtungen trat ich wieder in ihre Gemeinschaft, nahm alle meine Behauptungen zurück, und unterschrieb ihre Lehrsätze; dies geschah fünfzehn Jahre nach meiner ersten Trennung von ihnen. Ein Neffe von mir war der Unterhändler dabei.

Nach wenigen Tagen aber wurde ich von einem Knaben, dem Sohn meiner Schwester, angeklagt, ich verrathe durch meine Speisen und andere Dinge, daß ich kein Jude sey. Neue und heftige Kriege entstanden daraus. Denn jener Neffe, der mich mit den Juden ausgesöhnt hatte, glaubte durch diese That seine eigne Ehre verletzt, und weil er ohne das äusserst stolz, aufgeblasen, unklug und unverschämt war, fieng er einen offenbaren Krieg gegen mich an, zog alle meine Brüder auf seine Seite, und versuchte alles, um mich meiner Ehre, meines Vermögens

und folglich auch meines Lebens zu berauben. Er verhinderte eine Heyrath, die ich, damals ein Wittwer, so eben schliessen wollte. Er machte, daß einer meiner Brüder mein Vermögen, welches er in Händen hatte, zurückbehielt, und trennte unsere Handelsverbindung, welches in meiner damaligen Lage ein unersetzlicher Verlust für mich war. Genug, er war der abgesagteste Feind meiner Person, meiner Ehre, meiner Güter, meines Lebens. Ausser diesem häuslichen Krieg kam noch ein anderer, der der Rabbinen und des Volkes über mich, welche mit neuem Haß mich zu verfolgen anfiengen, und die unverschämtesten Dinge sich gegen mich erlaubten, so daß ich sie nicht anders als verabscheuen konnte.

Ein neuer unglücklicher Zufall beförderte meinen Untergang. Von ohngefähr kam ich mit zwey Männern, einem Italiäner und einem Spanier, beides Christen, zu sprechen, die von London herübergekommen waren, und mir ihre Armuth entdeckten, zugleich aber über ihre Absicht, zur jüdischen Kirche überzutretten, mich um Rath fragten. Ich rieth ihnen, dies nicht zu thun, sondern zu bleiben was sie wären, denn sie wußten noch nicht, welches Joch auf ihren Nacken gelegt werden würde. Ich bat sie aber, den Juden nichts davon zu sagen, und

mei-

meinen Namen zu verschweigen, welches sie mir auch versprachen. Diese boshaften Leute aber, die nur auf schändlichen Gewinn dachten, den sie daher zu erhalten hoften, entdeckten alles haarklein meinen guten Freunden, den Pharisäern. Da versammelten sich die Vorsteher der Synagogen, da entbrannten die Rabbinen, und das muthwillige Volk schrie mit großer Stimme: kreuzige! kreuzige ihn! Ich wurde vor den grosen Rath berufen, man stellte mir mit gedämpfter und trauriger Stimme, als wäre es um nichts geringeres als mein Todesurtheil zu thun, vor, was gegen mich angebracht würde, und endlich wurde gesprochen: wofern ich ein Jude sey, so sollte ich mein Urtheil erwarten und mich ihm gehorsam unterziehen, wo nicht, so würde ich abermals in den Bann gethan werden.

O ihr vortreflichen Richter! die ihr nur dann meine Richter seyd, wenn ihr mir schaden könnt, aber wenn es darum zu thun, mich von der Gewaltthätigkeit eines andern zu erretten, nicht Richter, sondern niedrige Sclaven unter dem Befehl eines andern seyd — was war euer Urtheil, dem ich mich unterziehen sollte? Es wurde mir eine Schrift vorgelesen, worin stand: ich soll mit einem Trauerkleid angethan in die Synagoge kommen, eine schwarze Wachskerze in der Hand halten, und gewisse von ihnen vorgeschriebene ce-

niedrigende Worte, worin sie mein Verbrechen unmäßig übertrieben, vor der ganzen Versammlung ausstossen. Nach diesem müßte ich öffentlich in der Synagoge mit einem ledernen Riemen gepeitscht werden, hierauf über der Schwelle des Saals mich niederwerfen, so daß alle über meinen Rücken hinausgehen könnten, und endlich an gewissen Tagen fasten. Mein Innerstes erschütterte sich, da ich dies Urtheil hörte, und unauslöschlicher Zorn brannte wie ein Feuer in mir. Doch hielt ich an mich, und antwortete nur kurz: diesem könne ich nicht gehorchen! Auf diese Antwort beschlossen sie, mich von ihrer Gemeinschaft abermals zu verbannen; mit dem nicht zufrieden, spieen mich viele von ihnen sogar auf öffentlicher Strasse und wo sie mich antrafen an, und selbst Knaben mußten auf ihren Befehl dieses thun. Blos mit dem Steinigen verschonten sie mir, denn das durften sie sich nicht erlauben.

Sieben Jahre dauerte dieser Kampf, in welcher Zeit ich unerhörte Dinge ausgestanden habe. Denn zweierlei Feinde hatte ich gegen mich: das Volk und meine Verwandten, welche meine Schande suchten, um Rache von mir zu nehmen. Sie ruheten nicht, bis sie mich meines vorigen Glückes ganz beraubt hatten, denn sie sagten: Er wird nichts thun ohne Zwang, und gezwungen muß er werden. War ich krank, so liessen

sie

sie mich allein. Lag irgend eine andere Last auf mir, so zeigten sie die größte Freude darüber. Bat ich um einen Richter aus ihrem Mittel, der zwischen uns entschiede, so fand ich kein Gehör. Vor dem Magistrat die Sache auszumachen, welches ich einmal unternehmen wollte, hatte viel Schwierigkeiten. Der Weg, solche Streitigkeiten vor dem Gericht zu schlichten, war nicht nur langwierig, sondern vieler Verzögerung und Aufschub ausgesetzt. Oft sagten sie mir: Unterwirf dich uns! wir sind alle deine Väter, glaube oder fürchte nicht, daß wir schlecht gegen dich handeln werden. Sage nur einmal, du seyest bereit, dich dem zu unterziehen, was wir dir auferlegt haben, das übrige überlaß uns, wir wollen thun, was recht ist! Ich, so schändlich eine solche mit Gewalt erpreßte Unterwerfung für mich schien, überwand endlich nach langer Ueberlegung mich selbst, um die Sache zu Ende zu bringen und die Folgen zu erfahren, und erklärte mich, ihr Urtheil anzunehmen. Handeln sie, dachte ich, schlecht und schändlich an mir, so wird meine Sache gegen sie desto gerechter, und es kommt an den Tag, wie treulos sie gegen mich gesinnet gewesen. Ja es kam an den Tag, wie niederträchtig und verabscheuenswürdig sie handelten und dachten, und auf welch eine schändliche Weise sie die edelsten

Men-

Menschen wie die niedrigsten Sclaven mißhandeln. „Ich will alles erfüllen, sagte ich ihnen, was ihr mir auflegt.“ Und nun verleiht mir Gehör, ihr Edeln, Verständigen und Menschlichgesinnten unter meinen Lesern, und erwägt mit niedergeschlagnem Geist, welche Strafe diese Leute an mir ausgeübt haben, sie, Privatpersonen, einer fremden Herrschaft unterthan, gegen mich, der ich keine Sünde begangen hatte!

Ich trat in die Synagoge, die von Männern und Weibern vollgepfropft war, denn alles hatte sich zu diesem Trauerspiel hinzugemacht; und als es Zeit war, bestieg ich die hölzerne Canzel, die in der Mitte der Schule zum Predigen und andern Geschäften zugerichtet ist, und las mit lauter Stimme ihre Schrift herunter, worin ich bekennen mußte, daß ich würdig sey, eines tausendfachen Todes zu sterben, dafür, daß ich den Sabbath entheiligt und den Glauben verleugnet habe, den ich doch nur in so weit verletzte, daß ich auch andern rieth, nicht zum Judenthum überzutreten, wofür ich aber ihrem Urtheil mich unterzog, und nie mehr in ähnliche Fehler zurückzufallen, versprach. Nach vollendetem Lesen stieg ich von der Canzel herab, der hochwürdige Vorsteher trat zu mir, und sprach mir leise ins Ohr, ich mögte mich nun in einen Winkel des Zimmers entfernen. Ich that dieses,

wo-

rauf der Thürhüter mir befahl mich bis auf den Gürtel auszukleiden. Ich gehorchte, band ein Tuch um den Kopf, legte die Schuhe ab, und umfaßte mit den Armen eine Säule, an welche sie sodann der Thürhüter fest band. Nach diesem kam der Vorsinger, und gab mir nach der Vorschrift ihrer Traditionen mit einem ledernen Riemen 39 Schläge auf den Rücken, denn das Gesetz befiehlt, nie mehr als 40 Streiche zu geben, und da ihm diese Leute so treu und dabei so fromm sind, so machen sie einen weniger, um die Zahl nicht zu überschreiten. Während dem Schlagen wurde ein Psalm gesungen. Hierauf setzte ich mich auf den Boden nieder, und der Prediger oder ein anderer Weiser trat hinzu, und — wie kindisch sind die Ceremonien der Menschen! — erledigte mich von dem Bann. So war denn die Pforte des Himmels mir wieder eröfnet, die mich vorher durch die stärksten Riegel selbst von ihrer Schwelle ausschloß. Ich zog darauf meine Kleider wieder an, und warf mich auf der Schwelle des Eingangs nieder, wo mir der Thürhüter den Kopf hielt. Alle, Greise und Knaben, giengen sodann über mich hinaus; denn kein Affengeschlecht hat läppischere Gebräuche! Wie alle hinaus waren, stund ich auf, wurde von einem Bedienten — (niemand sage also daß sie mich nicht geehrt hätten, da sie mich

doch,

doch, nachdem sie mich genug geschlagen, bewein-
ten und streichelten!) vom Staub gereinigt, und
gieng so nach Hause. O welche Menschen!
welche Barbaren! von welchen ich nichts Be-
schimpfendes erwarten sollte! Schlagen sollten
wir dich? sagten sie: das sey ferne von uns zu
denken! Es urtheile, wer dieses hört, welch ein
Anblick es war, einen alten Mann von nicht ge-
meinem Stande, und von Natur ausserordent-
lich schamhaft, entblößt vor einer ganzen Ge-
meine, Männer, Weiber und Kinder zu sehen,
und auf Befehl seiner Richter mit Geisseln ge-
strichen, solcher Richter, die eher verworfene
Sclaven als Richter zu heißen verdienten! Man
überlege meinen Schmerz, mich zu den Füssen
meiner bittersten Feinde niederwerfen zu müssen,
von welchen ich so viel Unglück, so viel Unrecht
erlitten hatte, und meinen Rücken zu ihrem Fuß-
schemel darzubieten! Man bedenke, welches noch
weit schrecklicher, und ein schaudervoller Anblick
war, daß meine leiblichen Brüder, von Einem
Vater und Einer Mutter gebohren, und im glei-
chen Hause mit mir erzogen, ganz uneingedenk
der Liebe, die ich ihnen immer erzeigt habe, und
der vielen Gutthaten, die sie von mir in meinem
Leben empfangen, alles mögliche anwendeten,
mir zum Dank dafür Schande, Verlust und
Unglück zuzuhäufen, und so viel andere schreck-

liche

liche Umstände, die ich mich schäme zu erzählen! — — —

Mit Recht hätte ich Rache für diese unerhörten Grausamkeiten, für dieses schreckliche Unrecht, das sie mir angethan, und womit sie mir mein Leben verhaßt gemacht haben, von ihnen nehmen können — wenn mir nicht die Kräfte dazu gemangelt hätten! Welcher ehrliebende Mann würde ein mit so viel Schande überhäuftes Leben noch länger ertragen wollen? Um so viel gerechter ist meine Sache als ihre Sache, als die Wahrheit besser ist, denn die Lüge. Sie streiten für Lügen, ich für die Wahrheit und die natürliche Freiheit der Menschen, welche frey von Aberglauben und kindischen Gebräuchen ein, Menschen würdiges, Leben führen sollen. — Ich bin ein Hasser des Betrugs, und ein Freund des ganzen menschlichen Geschlechtes ohne Unterschied; sie sind seine allgemeinen Feinde, indem sie alle Völker für nichts halten und zu den Thieren zählen, sich selbst aber frecher Weise bis zum Himmel erheben. —

Ich gestehe, daß es mein Vortheil gewesen wäre, von Anfang an zu schweigen, und alles gut seyn zu lassen, was in der Welt geschieht; denn so allein kann man sich gegen die Unterdrückung des unwissenden Pöbels und der Tyrannen sicher stellen, die immer ihren Vortheil dabei

finden, die Wahrheit zu unterdrücken, und die Gerechtigkeit zu Boden zu treten. Da ich aber einmal unvorsichtiger Weise, betrogen von einer falschen Religion, mit ihnen auf den Kampfplatz getreten bin, so ist es besser, mit Ruhm unterliegen, und wenigsteus ohne nagenden Kummer sterben, welcher die Folge einer schändlichen Flucht und sübelangewandten Geduld bei Männern von Ehre ist. Ihr führt eure Menge zum Beweis der Gerechtigkeit eurer Sache an: du, ein einziger, sollst uns, die wir viel sind, nachgeben! Allerdings ist es nützlich, daß einer vielen weiche, um nicht von ihnen zerrissen zu werden; aber nicht immer ist, was nützlich ist, zugleich auch schön. Schön ist es nicht, mit Schande weichen, und Ungerechten und Gewaltthätigen den Sieg überlassen; eine lobenswürdige Tugend ist es, den Stolzen so viel möglich widerstehen, damit sie nicht in ihrer Bosheit Gewinn suchen, und täglich stolzer werden. — Ich bekenne und beklage es, daß ich von eurer Menge unterdrückt worden bin, aber eben darum kocht Zorn in meinem Innersten, und alles schreit in mir, es sey unedel, gegen unedle, stolze, hartnäckige, und starrsinnige edelmüthig zu seyn. Dies kann ich sagen, aber die Kräfte fehlen mir — — !

Ich weiß, daß meine Feinde, um mich bey dem dummen Pöbel zu verläſtern, von mir ausgegeben: dieſer Menſch hat gar keine Religion, er iſt kein Jude, kein Chriſt, kein Mohamedaner! Unterſuche zuerſt, du blinder Phariſäer, was du ſagſt! Was würdeſt du ſagen, wenn ich ein Chriſt wäre? Würdeſt du mich nicht einen Abgötter ſchelten, und mir, wie dem Lehrer der Chriſten, von dem ich abgefallen bin, Gottes Strafe zuerkennen? Wäre ich ein Mohamedaner, ſo wiſſen alle, was du mir für Namen geben würdeſt; und ſo könnte ich deinen Läſterungen nie entgehen, als wenn ich mich vor deine Kniee würfe, und deine Füſſe, das iſt, deine elenden Menſchenſatzungen, umarmte, u. ſ. w.

Hier habt ihr alſo die wahre Geſchichte meines Lebens, und welche Perſon ich auf dem eiteln Schauplatz dieſer Welt, in meinem unbeſtändigen und unglücklichen Leben geſpielt habe. Richtet nun gerecht und unpartheyiſch, ihr Söhne der Menſchen, richtet frey und nach der Wahrheit, wie es ſich Männern geziemt, die Männer ſeyn wollen. Findet ihr etwas, das euch zum Mitleiden hinreißt, ſo erkennt und beweint das traurige Loos der Menſchheit, das auch euch zu Theil geworden iſt. Damit auch mein Name nicht fehle, ſo wißt, daß ich in Portugal, wo ich ein Chriſt war, Gabriel Acoſta hieß, unter

den

den Juden aber, o hätte ich diese nie gesehen! Uriel genannt wurde.

Wenige Tage, nachdem Acosta dieses geschrieben hatte, (sein Entschluß zu sterben, zeigt sich klar darin;) wollte er, glühend vor Rachsucht, seinen Neffen, der ihn in dieses Unglück gestürzt hatte, da er eben bey seinem Hause vorbei gieng, mit einer Pistole erschiessen. Der Schuß versagte, und da er sich verrathen sah, schloß er seine Hausthüre zu, und gab sich mit einer andern, die er zu dieser Absicht bereit hielt, den Tod. Man fand in seinem Hause diese Schrift, von welcher der berühmte Simon Episkopius eine Abschrift erhielt, welche seiner Schwester Enkel Philipp von Limborch in einem Anhang zu seiner *Amica collatio cum erudito Iudaeo de veritate religionis christianæ*, zu Amsterdam 1687 durch den Druck bekannt machte.

Nur der historische Theil dieses Aufsatzes gehört hieher; die letzte Hälfte deßelben ist eine äusserst zornige Invective gegen seine Glaubensbrüder und ihre Religion, wo er beiläufig alle geoffenbarte Religion verwirft, und nur eine einzige wahre annimmt, die sogenannte patriarchalische, welche blos in Beobachtung des Naturgesetzes bestehen, und nach der Tradition

der Juden und dem Glauben vieler einfältigen Leute zu unserer Zeit, vor Abrahams Zeiten in der Welt gewesen seyn soll; welchem Naturgesetz aber, sowohl die jüdische als die christliche Religion in seiner Meinung widerstreiten. Acosta fand nirgends Gelegenheit, mit Leuten von dieser Religion ein Experiment zu machen, gewiß aber hätte sein unruhiger Geist es bald auch mit diesen verderbt. Er kannte bei dieser Behauptung den, zwar heftig bestrittenen, im Grunde aber unwiderlegbaren ersten Grundsatz der geoffenbarten Religion im allermindesten nicht, daß das menschliche Herz verderbt sey von Jugend an, mithin die Hauptfrage, nicht, worin das Naturgesetz bestehe? sondern wo Lust und Kraft herzunehmen, es zu erfüllen? Doch hievon zu reden, ist hier nicht der Ort. Seine Gründe und sein Vortrag sind so, wie man sie von einem äusserst aufgebrachten Mann zu erwarten hat; und erstere von Limborch im angeführten Buch auf wenigen Seiten widerlegt.

Offenbar fehlte es diesem scharfsinnigen Kopf am rechten Unterricht in seiner ersten Religion, und an Gelegenheit, sie jemals in einer edlern Gestalt kennen zu lernen, als worin seine portugiesischen Beichtväter und die heilige Inquisition sie ihm zeigten. Was hätte aus einem Manne werden können, der mit einer so redlichen Wahrheits-

heitsliebe so viel Scharfsinn verband, und für die Wahrheit oder seine Meinung von derselben sein Vaterland und zwar mit Lebensgefahr verließ, wenn ein günstigeres Schicksal ihn zu einer bessern Quelle geleitet hätte! Aber wir sind von gestern und wissen nichts. — Sonderbar ist es aber doch, daß er schon als denkender Jüngling weit vernünftiger und seinem Naturgesetz gemässer fand, was im alten Testament, als was im neuen von der Gottheit gelehrt wird. Merkwürdig ist auch sein Trieb, etwas Gewisses zu haben, woran er sich halten könnte; ein Trieb, der gewiß in allen wahren denkenden Menschen ligt, und für die, die einen Gott glauben, ein sicheres Pfand ist, daß wir nicht zum Irrthum, sondern zur Wahrheit erschaffen sind.

Bayle hat einen lesenswürdigen Artickel von ihm, worin er manche treffliche Bemerkung sagt, nur daß man nie recht weiß, ob im Ernst oder im Spaß? Er fügt zwar bei, nachdem er einen Auszug aus dieser Lebensgeschichte gemacht, „daß er die darin enthaltene Facta nicht garantire.“ Sie hat aber so viel innere unverkennbare Spuren der Aechtheit, und gieng durch so redliche Hände, (des Episkopius und Limbroch) daß unmöglich ein gegründeter Zweifel dagegen erhoben werden kann, und er selbst weiters keinen einzigen anführt. Indessen kann

dies an einem Manne nicht befremdend seyn, der seine Zweifelcy so weit trieb, daß er von 1704 an bis an seinen Tod 1706, von der Wahrheit der weltbekannten Niederlage der Franzosen bei Höchstätt sich durchaus nicht wollte überzeugen lassen. Er bemerkt sehr richtig: Hätte Acosta noch 6—7 Jahre gelebt, so würde er wahrscheinlich auch an der natürlichen Religion gezweifelt, und „seine miserable Vernunft“ ihm eine Menge Zweifel gegen die Vorsicht und den freien Willen des ewigen und nothwendigen Wesens eingegeben haben. „L'on peut comparer la Philosophie à des poudres si corrosives, qu'aprés avoir consumé les chairs baveuses d'une plaie, elles rongeroient la chair vive, & carieroient les os, & perceroient jusqu'aux mouelles. La philosophie réfute d'abord les erreurs; mais, si on ne l'arrête point là, elle attaque les vérites: & quand on la laisse faire à sa fantaisie, elle va si loin, qu'elle ne sait plus ou elle est, ni ne trouve plus ou s'asseoir. Il faut imputer cela à la foiblesse de l'ésprit de l'homme, ou au mauvais usage qu'il fait de ses prétendues forces. Par bonheur, ou plutôt par une sage dispensation de la Providence, il y a peu d'hommes qui soient en état de tomber dans cet abus.“

Franz Junius.

Ich erzähle die Barmherzigkeit des Herrn, indem ich die Geschichte meines kummervollen Lebens erzähle, damit der Herr an mir verherrlicht werde, der mich gemacht hat. Oefne, Herr, meine Lippen, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige! Leite meinen Geist, daß ich hier und in meinem ganzen Leben von deiner Treue und Wahrheit zeugen könne! Vor dir, o Herr, will ich von mir reden, ich will die Wahrheit verkündigen, welche du durch eine wunderbare Leitung nach deiner unendlichen Gnade mir enthüllt hast; damit meine Freunde, die es wissen wollen, es erfahren, und die Kinder, die du mir gegeben hast, sich an deine Güte, die du mir erzeigtest, erinnern, und alle Frommen, die dich anrufen, mit mir in das Heilig-

damit ein Zeugniß deiner Güte und Herrlichkeit von mir unter den Deinigen bleibe!

Mein Großvater, Wilhelm du Jon, Herr von Boffardiniere bei Issoudun, diente unter König Ludwig XII in dem Navarrischen Kriege, wo man sich bemühte, die dem Jean d'Albert auf eine Bannbulle des Pabstes Julius II hin von König Ferdinand von Spanien entrissenen Länder wieder für ihn zu erobern, und erhielt vom König für seine geleisteten Dienste für sich und seine ganze Familie den Adel. Ich habe noch Denkmale von diesem Feldzug, die er in die Hauptkirche zu Issoudun vergabte, daselbst gesehen. Er hatte 3 Söhne und zwo Töchter. Einen wiedmete er dem Krieg, den andern der Kirche, und den dritten dem Staat, und den Wissenschaften. Dieser letztere, Dionysius, war mein Vater. Er studirte in Bourges, Poitiers und Toulouse die Rechte, zwar nicht mit Widerwillen, doch unfleissig. Er war von Körper sehr stark, behend und von unbezwinglichem Muth, so daß keine Schlägerei unter den Studenten entstand, wo er nicht unvorsichtiger Weise und oft wider seinen Willen mit verflochten worden wäre, da bald diese, bald jene ihn auf ihre Seite zu ziehen suchten. Oft habe ich ihn später dieses beklagen gehört. Daher pflegte etwa mein Großvater auf die Briefe, die er ihm auf

die Academie schrieb, die Aufschrift zu machen: „Meinem lieben Sohn Dionysius, den ich zu studieren geschickt habe,“ anstatt man sonst schreibt: „dem Studierenden.“ Endlich erhielt er zu Toulouse die Freiheit zu lehren, und kam sobald er wieder zu Hause war, zwar als ein Unerfahrner, aber durch eine besondere Leitung Gottes, sogleich zu öffentlichen Geschäften. Der Anlaß dazu war folgender:

In der Vorstadt von Issoudun, welches die zwote Stadt in Berry, und durch ihre Weine und Wollmanufakturen berühmt ist, liegt ein Franziscanerkloster, dessen Guardian, Pater Tossan, ein Mann von einem unverschämten Maul und zu allen Lastern geneigt war. Dieser predigte einst von der Königin von Navarra, Margaretha, Schwester König Franz I, und Herzogin von Berry, vor öffentlicher Versammlung: „Sie sey eine Lutheranerin, und verdiene in einen Sack gesteckt und ersäuft zu werden, u. dgl.“ Als er dieses oft, ungeachtet aller Warnungen, wiederholte, konnte der Magistrat dieses nicht länger verheelen. Man untersuchte die Sache, verhörte Zeugen, und überschrieb sie dem König. Der König wurde äusserst aufgebracht, und foderte, man sollte ihm diesen Menschen zu der gleichen Strafe, die er seiner Schwester bestimmt hätte, ausliefern. Dem

Magi-

Magistrat wurde Befehl gegeben, sich seiner zu bemächtigen, und ihn nach Paris zu schicken. Die Königin bat nach ihrer bekannten Güte für ihn, und bewirkte endlich, daß eine weit gelindere Strafe für ihn bestimmt wurde. Aber wer ihn aus seinem Closterreich entführen und dem König überliefern wollte — das war die Frage! Niemand wagte es, weil auch der Pöbel in der Stadt die Reden des fanatischen Mönchen billigte. Da er also öfters, und allemal vergeblich, theils von königlichen Trabanten, theils durch nachdrückliche Befehle der Stadtobrigkeit war aufgefodert worden, herauszukommen: so erbot sich mein Vater, der kürzlich von der Academie heimgekommen war, Waffen zu führen wußte, und sich seiner vorigen Heldenthaten erinnerte, den Befehl des Königs auszuführen, wofern er namentlich ihm übertragen würde. Man schrieb dieß dem König, der Befehl kam nach Issoudun; mein Vater gieng an der Spitze der königlichen Soldaten in das Closter, ergrief den Mönchen, und schleppte ihn mitten durch den wütenden Pöbel, welcher lermte und Steine warf, zur Stadt hinaus. Hierauf wurde er zwey Jahre auf die Galeeren verurtheilt.

Dies war die erste Handlung, welche meinen Vater bei dem König und seiner Schwester beliebt machte, ihm aber vom dummen Pöbel und

dem

dem ganzen Franziscanerorden einen unauslöschlichen Haß, die niederträchtigsten Verleumdungen, Drohungen, Beschuldigungen, Verfolgungen, Schaden, ja endlich einen blutigen Tod zuzog, und er hätte allerdings besser gethan, und dem gemeinen Wesen nützlicher seyn können, wenn er nach dieser frechen That, wie ihm die Königin von Navarra und viele Grosse öfters riethen, auf Reisen gegangen wäre, um anderwärts dem Vaterland Dienste zu leisten.

Mein Vater heirathete Jacobäa Zugalda, ein Mädchen von gutem Hause, und einem tugendhaften und friedfertigen Gemüth. Er zeugte mit ihr 4 Söhne und 5 Töchter. Bald aber empfand er die ersten unangenehmen Folgen jener kühnen That: denn durch List der Franziscaner, und weil er aus obiger Ursache auch bei dem Pöbel verhaßt war, wurde er des Lutherthums, wie man die Religion damals nannte, angeklagt: man bediente sich zu dieser Absicht einer Magd aus unserm Hause, welche zeugen mußte, mein Vater habe an Fasttagen Fleisch gegessen. Meine Mutter hat mir immer bezeugt, daß dieses Vorgeben falsch gewesen. Um nicht aus dem Kerker sich gegen so viele Feinde vertheidigen zu müssen, nahm er die Flucht, und wurde von der Königin von Navarra fast ein ganzes Jahr unterhalten. Seine Feinde, und

sogar

sogar einige Verwandte, welche vorgaben, sie hätten ihm Geld zu seiner Reise vorgestreckt, fielen hierauf über sein Vermögen her.

Nach zwey Jahren kam der Guardian wieder von der Galeere zurück, und wurde mit grossem Jubel seines Ordens und des Pöbels empfangen. Man versammelte sich vor unserm Hause, man rief meiner bekümmerten, damals hochschwangern Mutter zu: „Der Heilige ist wieder zu„rückgekommen, aber die Bösewichter, die ihm „zuwider waren, hat der Teufel weggejagt.“ Noch ein anderer nicht geringer Kummer lag auf meiner Mutter: Denn da mein Vater oft heimlich zurückzukommen pflegte, so wurde sie schwange, und nun von dem Volk als eine Ehebrecherin ausgeschrien. Endlich gebar sie einen Sohn, und um eben diese Zeit ließ König Franz auf Fürbitte der Königin von Navarra den Proceß meines Vaters untersuchen. Er wurde von aller Anklage losgesprochen, kehrte wieder in sein Vaterland zurück, und erhielt die Stelle eines königlichen Rathes und Kriegscommissarius (Tribunus militum) in Bourges, welche er bis an sein Ende mit Ruhm verwaltete. Die Königin von Navarra, als Herzogin von Berry erwies ihm ebenfalls viel Gnade.

In dieser Stadt Bourges erblickte ich am ersten Mai 1545 das Licht der Welt, mit grosser

Ge=

Gefahr meiner Mutter, und meines eignen Lebens. Man taufte mich daher so schnell wie möglich. Meine Pathen waren: Franz Aubespine, und Franz Bchaud von Chantilly, welcher leztere nach der Pariserbluthochzeit, wie viele andere rechtschaffene Männer vor Kummer starb.

Noch als Knabe befielen mich die Pocken zum drittenmal, und raubten mir das Gehör und Gesicht, durch die Nachlässigkeit meiner Wärterinnen wurde ich dabey erkältet, und behielt davon auf Zeitlebens einen ofnen Schaden am linken Fuß, wohin sich jede meiner Krankheiten am Ende zieht.

In meinem fünften Jahr lernte ich unter der Anweisung meines zärtlichen Vaters die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, so oft er nicht abwesend, oder ich nicht krank war, welches oft geschah.

Im 6ten Jahr lernte ich schreiben, und meine Gemüthsart fieng an sich zu entwickeln. Ich hatte von Natur eine gewisse Munterkeit und Wiz, womit ich meinen Vater, wenn er von Geschäften müde war, oft erheiterte. Aber meine Erziehung, die Last meiner Arbeiten, mein Umgang, meine Studien haben diese so abgestumpft, daß wenn ich etwas munteres thun oder sagen soll, dies nie anders als mit einem unange-

nehmen Gefühl, als würde ich wieder kindisch, geschiehr. Ich hatte eine unglaubliche Ehrsucht, Reiz zum Zorn, und eine für dieses Alter sehr starke Urtheilskraft, so daß meine Mutter bisweilen sogar unwillig über mich wurde, und mir vorwarf, ich wolle ein zweiter Socrates werden. Ich gewöhnte mich an vieles Essen, weil unsere Bediente mir vorgaben, die Kränklichkeit meines Körpers würde dadurch geheilt. Neben dem hatte ich eine fast übertriebene Schüchternheit, die mir bis izt geblieben, und in öffentlichen und Privatgeschäften, selbst im Umgang mit meinen vertrautesten Freunden mir und andern sehr oft drückend ist, ja mich sogar bisweilen von Pflichten abhält. Als Knabe war sie so groß, daß ich selbst mit meiner Mutter nie ganz vertraulich, sondern immer mit einer gewissen schüchternen Ehrfurcht sprechen konnte. Unwillig darüber hielt sie mir oft das Beispiel meiner Brüder und Schwestern vor, und glaubte am Ende ich hätte keine ächte Liebe zu ihr. Doch, da ich sie zum leztenmal sah (1567) wurde sie endlich überzeugt, daß sie in meiner Natur liege, und entschuldigte sie als eine Krankheit, die mir selbst gewiß am meisten leid thut. Ja, ich muß zu meiner Schande sagen, daß sie mir so anhängt, daß ich oft ohne Erröthen selbst meiner Gattin die gemeinsten Dinge nicht sagen, oder einem Bedienten etwas be-

fehlen darf. Aus ihr folgte auch das Mißtrauen, das ich immer in mich selbst setze; daß ich immer, was ich von anderen höre oder sehe, mir zu eigen zu machen suche, und von andern mehr lerne, als ich ihnen von mir zu lernen Gelegenheit gebe. Ich bin mit Bedacht langsam im reden, wenn mich nicht eine unvorgesehene Gemüthsbewegung hinreißt; endlich, so ehrgeizig ich sonst bin, so überlasse ich immer und mit beßrem Willen andern den Rang im Reden oder Geschäften, und wie vortreflich mir dieses gedient habe, Erfahrungen zu sammeln, will ich, um nicht mich selbst zu rühmen, andere zeugen lassen, und sage dies blos darum, damit die Jugend von meinem Beispiel Demuth und Bescheidenheit lerne, welche immer eine gewisse Frucht der Erfahrung giebt. Ich bezeuge es, daß, nächst dem göttlichen Segen, nichts so sehr mir in allen Dingen nützlich gewesen ist, als dieses, aus dem Bewußtseyn meiner Schwäche und meiner Schüchternheit erlangte, Mißtrauen gegen mich selbst, und die fleissige Aufmerksamkeit auf alle, mit denen ich umgehen mußte.

Bis in mein zwölftes Jahr hatte ich Privatlehrer in meinem Hause, in diesem Jahr fieng ich an, die öffentlichen Schulen zu besuchen. Jener ihre Namen verdienen, von ihrem nicht undankbaren Schüler genennt zu werden,

Jo=

Johann Morell (u. a.) — Durch sie bekam ich Liebe zu den Wissenschaften indem sie mit Treue an mir arbeiteten, und ich aus Ruhmsucht mich bestrebte, ihre Absichten zu erfüllen. Denn so tief hatte sich diese böse Pflanze in mir eingewurzelt, daß ich damals ungeduldig wurde, so oft ich andere loben hörte, mich selbst aber auch nie an dem Lobe begnügte, welches ich mir durch den hartnäckigsten Fleiß errungen hatte. Doch die Vorsicht bediente sich dieses bösen Saamens zu meinem Vortheil, und erbarmte sich meiner. Zu diesen Beschäftigungen mit den Wissenschaften, die ich sowohl zu Hause als in der Schule trieb, kamen noch andere, welche mir mein Vater, ein Mann von scharfem und gesundem Urtheil, schon in meinem zarten Alter aufgab, damit ich mit Gelehrsamkeit auch Erfahrung in Weltgeschäften verbinden lernte. Denn so oft ich Musse hatte, mußte ich ihm helfen, Angeklagte verhören, Klagpunkten aufsetzen, Urtheilsprüche schreiben, u. dgl. in geheimen Sachen brauchte er mich als seinen Schreiber, damit weniger ausgeschwatzt würde. Ich freute mich ungemein, wenn ich merkte, daß mein Fleiß und meine Treue ihm gefielen, und wenn auch andere angesehene Männer sie lobten, so entflammte dieses meinen Eifer aufs heftigste, täglich mehr zu werden.

Zwei Dinge aber standen mir auf meiner Laufbahn im Wege; erstlich die Strenge einiger mir ungünstiger Lehrer; zweitens die meiner Ehrbegierde gar zu oft gezeigte Aussicht auf hohe Ehrenstellen, die ich in Frankreich erhalten könnte. Denn einige angesehene und vielgeltende Männer suchten meinen Vater mehrmals zu überreden, er sollte mich grössern Geschäften widmen. Hauptsächlich thaten dieses die drei Brüder von Aubespine, Verwandte und einige Freunde meines Vaters, sie versprachen mir sogar jene Ehrenstellen ganz sicher, aber mein Vater wollte, ungeachtet ihres fast ungestümen Zusprechens, nie einwilligen. Einmal war es daran, daß ich noch als Knabe nach Deutschland gehen sollte, um die Sprache zu erlernen; ein andermal in die Schweitz, zweimal war ich reisefertig im Begleit des königlichen Gesandten nach Constantinopel zu reisen. Oft rieth man mir, ich sollte, um die Geschäfte des Reichs kennen zu lernen, in irgend einem königlichen Gericht in der Hauptstadt unterzukommen trachten. Ich erinnere mich, daß Franz von Aubespine einst in meiner Gegenwart sagte: es sey in Frankreich ein Sprichwort, „der Weg durch die Schulen ist der längste," welches er dahin erklärte, nöthige Kenntnisse und Künste können in der Jugend hinreichend erlernt werden, wer sich

aber

über den Wissenschaften ergiebt, werde meistens alt, ehe er die erwünschten Früchte davon sehe, oder sie andern mittheilen könne. Mein Vater zauderte, und gab den Räthen und Versprechungen dieser grossen Männer bald mehr, bald weniger nach, bis er endlich, da er meine natürliche Schüchternheit und Liebe zur Einfalt genugsam kennen gelernt hatte, wie wenig sie an den Hof und zu politischen Intriguen taugte, beschloß, ich sollte bei den Wissenschaften, und in der seitherigen Laufbahn, welche ihm gefiel, bleiben; wie viel auch diese Umstände beitrugen, mich in dem Eifer für sie zu befestigen, ist unbeschreiblich, obschon jene Freunde nichts weniger als dieses im Sinne hatten. Ein ehrliches Auskommen mit Musse zog ich, bewußt meiner Schwäche, den Ehrenvollsten Geschäften weit vor. Ich liebte von Natur Aufrichtigkeit und haßte alle Verstellung, wodurch ich mir aber auch beinahe immer, wenn ich in öffentlichen Geschäften gebraucht wurde, Neid und Undank zuzog, da mein Grundsatz war, eine ganz offenherzige Freimüthigkeit ohne Ansehen der Person werde die beste Bürgschaft meiner unverfälschten Treue seyn. Dies Bewußtseyn meiner Schwäche und meiner Schüchternheit machte, daß mir selbst auch vor der Mittagssonne des Hofes bange war. Das Ansehen meines Va-

ters,

fers, den ich innigst verehrte, befestigte mich in meinem Entschluß. Denn sobald er bei sich beschlossen hatte, ich sollte für immer den Wissenschaften gewiedmet bleiben, und gegen alle noch so glänzenden Verführungen mein Ohr verstopfen, hörte er nicht auf, mich und meinen ältern Bruder, durch die ernsthaftesten Ermahnungen, durch Gründe, Beispiele und selbst durch Drohungen zum Fleiß derselben anzufeuren. Am Tische pflegte er uns an unsere Pflichten zu erinnern, besonders wenn in Staatsgeschäften etwas gegen Vernunft und Billigkeit geschah, wovon er glaubte, daß wir es zu verstehen fähig seyen. In prophetischem Geiste klagte er oft, wie Frankreich von Ungerechtigkeit erfüllt, wie unmöglich es sey, daß Ehrliebende und gewissenhafte Männer zu Ehren gelangen, daß eine allgemeine Pest und Schwindsucht das Reich verzehre, und schwere strenge Gerichte Gottes unmöglich lange mehr ausbleiben könnten. Wir sollten uns also je länger je weniger auf das Vermögen verlassen, das wir von ihm zu erben hoften, da er das gewisse Unglück des Vaterlandes voraus sehe; noch auf Ehrenstellen hoffen, die wir, wofern wir unser Gewissen rein erhalten wollten, vielmehr zu fliehen hätten. Er rathe uns einen ganz andern Weg einzuschlagen, Wissenschaften und Gelehrsamkeit würden ein weit sicherer Besiz für uns

seyn,

seyn, und uns am ehrenhaftesten durch das Leben bringen; ausgerüstet mit ihnen würden wir hingehen können wo wir wollten, und gefiele uns irgend eine Bedienung bei Fürsten oder Republiken nicht länger, anderwärts bei allen Guten und Verständigen Ehre und Gunst finden und willkommen seyn. Nie hörte ich meinen Vater ohne Thränen, wenn er mit väterlichem Ernst von diesen Dingen sprach, und so wol der Inhalt seiner Worte, als das Ansehen dessen, der sie sprach, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf mich.

Alle diese Umstände feurten mein Gemüth, das ohne das Ruhe und Stille liebte, je länger je mehr zum Eifer in den Wissenschaften an. Aber auf der andern Seite hemmte mich die unglaubliche Härte und fast henkermässige Manier, die sich einige andere Lehrer gegen mich erlaubten, und welche ich mit Nennung ihres Namens verschonen will. Mein Muth und meine Lernbegierde mußte nothwendig sinken, wenn ich oft sieben bis achtmal des Tages unschuldiger Weise entblößt auf die Erde hingelegt, und dann gepeitscht und geschlagen wurde. Wenn wir z. B. die Dialektik des Trapezuntius vorhatten, und die Form des Syllogismus B hieß, so sagte er: ich hätte über Tisch zu viel bibisse (getrunken;) war sie C, so hieß es, ich hätte clamavisse

(ge-

(geschrien) war sie D, ich hätte dies oder jenes dixisse (gesagt) u. s. w. und allemal wurde ich geprügelt. Wie oft wurde ich genöthigt, eine That zu gestehen, die mir niemals zu Sinn gekommen war, und alsdann geschlagen, nicht wegen der That, sondern weil ich sie so lang geleugnet hätte! Wie oft nach der unsinnigsten Laune tyrannisirt, so daß Tag und Nacht mein elender Körper diesem Barbaren zum Spiel dienen mußte, der seine Leibeskräfte an mir übte, und seine Lust an meinem Leiden hatte. Mein Bruder litt so darunter, daß er einst wahnwizig wurde, und endlich den Studien auf immer entsagte. Auch bei mir hätte es diese leztere Folge gehabt, wenn die Furcht vor Gott und meine tiefgepflanzte Achtung vor meinem Vater mich nicht zurückgehalten hätten. Ich kämpfte mich mit einer besondern Gnade Gottes durch diese Leiden durch, dergleichen schwerlich irgend ein Knabe bei Menschen Gedenken erfahren haben mag, und verheelte sie beständig so sehr, daß ich sie selbst nicht einmal meiner zärtlichen Mutter oder meinen innigstgeliebten Schwestern eröfnete. Möchten doch alle Eltern recht untersuchen, wem sie ihre Kinder anvertrauen, und die Lehrer mit Fleiß, aber auch mit Billigkeit und Mässigkeit ihre Zöglinge unterrichten! denn nie hätte ich mir vorstellen können, mit wie viel

Kummer und Gefahren unsere Kindheit oft umringt sey, wenn ich nicht selbst unverdienter Weise die traurige Erfahrung davon gemacht hätte.

Im dreyzehenten Jahr besuchte ich die Vorlesungen des Hugo Donellus über die Anfangsgründe der Rechtsgelehrsamkeit. Sie gefielen mir nicht übel, besonders da ich wohl sah, wie wenig Nutzen ich aus jenem Privatunterricht schöpfen könnte, und sie wurden mir um so leichter, da ich schon bei meinem Vater einige Vorübungen dazu gemacht hatte. Zwei Jahre lang trieb ich sie unter geschickten Lehrern fort.

Ich überlegte hierauf, wie viel Kenntnisse aus den schönen Wissenschaften, den Sprachen und besonders der Geschichte mir noch mangelten, welche zur wahren Kenntniß nicht nur der Rechte, sondern auch anderer Wissenschaften unumgänglich nöthig sind. Gerade in dieser Zeit bekam mein Vater Nachricht von Lyon, daß abermals ein Gesandter des Königs nach Constantinopel abgehen werde, und wofern ich mit ihm, der mich kannte und lieb hatte, abreisen wollte, müßte ich mich unverzüglich in Lyon einfinden. Der gelehrte Rector der dasigen Schule, Barthelemi Aneau, unser Verwandte und ein Vertrauter des Gesandten, drang vorzüglich bei meinem Vater darauf. Ich reisete also mit Bewilligung des leztern hin, aber zu spät, denn

der

der Gesandte war schon in Italien. Ich erhielt Befehl in Lyon zu bleiben, bis sich eine Gelegenheit zeigte, ihm nachzureisen.

In dieser angenehmen Stadt bei der Menge von Büchern konnte ich mir nun ungehindert alle diejenigen Kenntnisse verschaffen, die mir noch mangelten, und ich eifrigst zu erhalten wünschte. Mit unersättlicher Lernbegierde legte ich mich bald auf diese, bald auf jene. Da aber mein vortreflicher Lehrer eine zeitlang mein Genie beobachtet hatte, so gab er mir über die ganze Art meiner Studien folgende herrliche Räthe, die ich hier allen Jünglingen mittheile: er sehe, sagte er, daß ich zwar viele und verschiedene Arbeiten, aber ohne Methode und ohne Zweck, unternehme; er rathe mir, da er selbst die übeln Folgen eines solchen Studierens an sich erfahren, dies nicht zu thun; unsere Studien würden dadurch verwirrt und unser Geist überladen. Ich sollte mir einen gewissen bestimmten Zweck derselben machen, diesen beständig im Auge behalten, und allen meinen Arbeiten Bezug darauf geben, da weder die menschliche Seele noch unser Leben hinreichten alle Wissenschaften zu umfassen. Alle übrigen Wissenschaften und Bücher sollte ich nur in so weit brauchen, als sie meinem Hauptzweck dienen könnten. Den

Nutzen dieses Rathes habe ich in meinem ganzen Leben erfahren.

Aber schon im Anfang meiner hiesigen Laufbahn stieß ich auf zwo höchst gefährliche Klippen, deren eine mir viel Mühe machte, und wo ich an der zweiten beinahe gescheitert hätte. Denn, da in dieser Stadt eine unglaubliche Ausgelassenheit herrscht, so versuchten es einige unkeusche Weiber und Mädchen, sogar auf Anstiften derer, welchen mich mein Vater empfohlen hatte, auch meine Unschuld zu Fall zu bringen. Hauptsächlich that dieses ein gewisser Bekannter von mir, der auf die unverschämteste Weise und unverblümt mir täglich vorstellte, ich würde weder gesittet noch angenehm in der Gesellschaft werden, wenn ich nicht anfinge, auch in Liebschaften Erfahrungen zu machen. Und noch mit andern Reden und Künsten suchte er mich um das Heil meiner Seele zu bringen. Tag und Nacht lagen mir diese Verführerinnen an; in meiner Unschuld wußte ich nicht einmal recht, was sie wollten, beständig lag mir aber die Erinnerung an die Ehrbarkeit und Eingezogenheit im Sinn, die ich in meiner Eltern Hause gesehen hatte. Nicht blos einzeln kamen sie zu mir, sondern oft fielen drey oder viere zugleich auf die unanständigste Weise über mich her, um mein Gemüth nach ihren Lüsten zu beugen, und über die Beu-

te meiner Schamhaftigkeit triumphiren zu können. Endlich schämte ich mich ihrer so sehr, daß, als eine in Gegenwart vieler Zuschauer auf mich loskam und mir liebkoste, ich ihr dagegen eine tüchtige Maulschelle versetzte, worauf sie, ungewiß, ob es Scherz oder Ernst wäre? mit niedergeschlagnen Augen eine Weile stehen blieb, und weiter erwartete, was geschehen würde. Da sie mich aber endlich gar deutlich verstand, so erfüllte sie das ganze Haus mit Geheul, und zog dadurch sich das Gelächter aller Umstehenden, mir aber den Haß der Thoren zu. So oft wurde ich von diesen Versuchungen geplagt, daß ich sogar einst heimlich entfliehen, und zu meinem Vater zurückkehren wollte. Doch die Betrachtung brachte mich von diesem Vorsatz zurück, daß der Eigenthümer des Hauses, der sehr viel bei meinem Vater galt, gewiß nichts unterlassen würde, seine Bosheit zu beschönigen, und mich auf eine Weise bei dem Vater anzuschwärzen, daß dieser ihm mehr als mir, einem jungen unerfahrnen Menschen, Glauben zustellen müßte.

Unbesiegt durch Gottes Gnade von dieser Pest der Jugend, unterlag ich beinahe völlig einer andern Versuchung, bis mich mein himmlischer Vater, der mich von Ewigkeit an in Christo zur Seligkeit erwählt hat, auch von dieser

erlöste.

erlöste. Diese war der Atheismus, zu dessen Billigung und Einwilligung ich durch die Frechheit anderer, und meine eigene Unklugheit nach und nach verleitet wurde. Ich las um diese Zeit, auf Ancau's Rath, Cicero's Werk von der Natur der Götter, und da ich mir einst einige Anmerkungen daraus zusammen schrieb, kam gerade ein gewisser Mann zu mir, welcher den dort angeführten Grundsatz des Epikurus: „daß die Gottheit sich um nichts bekümmere;“ mit den scheinbarsten Gründen zu beweisen suchte. Ich antwortete ihm zwar, doch ohne fest in meinen Schlüssen zu seyn, gab ihm aber je mehr und mehr Beifall, fühlte das schleichende Gift, wie es immer mehr in mir überhand nahm, und sowohl die Achtung, die ich für diesen Mann hatte, als der scheinbare Scharfsinn seiner Schlüsse brachte mich in kurzem dahin, daß ich seine Meinung vollkommen annahm. Aber du, mein Herr und mein Gott! hast dich deines Knechtes erbarmt, und mich durch deine große Barmherzigkeit dem Verderben wieder entrissen! Täglich hörte ich solche gottlose Lehrsätze an unserm Tisch, und wo ich hingieng; sie umsausten mein Ohr dermassen, daß ich für alles andere das Gefühl verlor. Denn wenn wir, wie Cicero sagt, stündlich etwas grausames hören oder sehen, so verlieren wir selbst, auch wenn wir von

Natur noch so sanftmüthig sind, endlich das Gefühl für Menschlichkeit, und hören wir gottlose Reden, den Sinn für Gott und Gottseligkeit.

Nachdem ich ein ganzes Jahr lang in diesem Abgrund gelegen hatte, so errettete mich Gott auf eine wunderbare Weise wieder daraus. Einst nemlich entstand zu Lyon am Fronleichnamstag ein Aufruhr, wobei in der Gegend der Stadt, die zwischen der Rhone und Saone liegt, mehrere Menschen ihr Leben einbüßten. Der wütende Pöbel riß bald diese bald jene aus ihren Häusern, und umzingelte endlich auf das Anstiften eines Priesters auch das Haus, worin ich wohnte, weil dieser sagte, es sey ein Mann aus demselben gekommen und habe ihm das Ciborium, worin die Hostie lag, zerbrochen. Hiedurch suchte er seine Unvorsichtigkeit zu verbergen, denn weil er selbst auf der Flucht war, und sich eiligst in unser Haus retten wollte, stieß er an der Hausthüre mit seinem Ciborium an und zerbrach es. Diese Lüge kam viele theüer zu stehen, denn mein Lehrer Aneau u. a. verloren darüber das Leben; seine Gemahlin, welche der Pöbel in die Saone werfen wollte, konnte kaum noch durch die Dazwischenkunft des Prevot gerettet werden, der sie ins Gefängniß schickte. Unser Haus wurde von Bewafneten umringt und alle Ausgänge bewacht. Ein Müller erblickte mich,

rief:

rief: er kenne mich gar wohl, ich soll seinen Händen nicht entstichen! und suchte über eine Mauer zu springen, um mich mit seiner Hallparte zu erstechen. Zum drittenmal schon hatte ich, da ich die Wuth dieses Mannes sah, durch die Vorder- oder Hinterthüre entstiehen wollen — endlich fand ich bei lezterer einen Ausgang, den die Feinde nicht besetzt hielten, indem sie sich darauf verliessen, daß doch die ganze Strasse von ihren Soldaten bewacht würde. Durch dieses Pförtgen entfloh ich, kam mitten durch die Soldaten unter Schlägen und Stössen glücklich über die Saone in die andere Gegend der Stadt, wo alles still und ruhig war, und endlich durch Hülfe einiger Freunde aus derselben heraus. Lang irrte ich, noch nüchtern herum, und kam endlich in eine Baurenhütte, wo ich Speise forderte, welche mir auch sogleich mit bestem Willen gegeben wurde.

Hier aber bereitete mir der Herr — o wunderbare Weisheit Gottes! — eine ächte Schule des Christenthums: Der Bauer fragte mich um Neuigkeiten von Lyon; ich erzählte ihm den Aufstand; er fragte um die Ursache, ich gab die Religion und theologische Zänkereien an. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit fragte er mich um die Meinung der Katholiken und die der Hugonotten über diese Dinge. Ich erklärte sie ihm,

so gut ich konnte, wie ich es nemlich gehöret hatte, nicht selbst glaubte. So geschah es, daß der gute Bauer mir seinen Eifer für die Gottseligkeit unter Mitwürkung des Herrn unvermerkt einflößte, ich aber, ein böser Christ, ihm mit Kenntnissen vorleuchten mußte. In derselbigen Stunde offenbarte Gott seine Gnade an uns Beiden: ich mußte dem Bauer Religionskenntnisse, er mir einen neuen Anfang des Eifers für die Wahrheit beibringen. Wir giengen von einander, jeder durch den andern in etwas gebessert. Mein Eifer für die Wahrheit war zwar noch so unbeträchtlich, daß ich wenig davon erwartete, aber die Erinnerung an diesen ausserordentlichen Mann blieb mir, und das Beispiel seiner ächten Gottesfurcht rief mich oft von meiner so sehr eingewurzelten Gottlosigkeit zurück.

Ich gieng an demselbigen Tag wieder in die Stadt, besuchte meine Freunde, rafte, was mir die Diebe übrig gelassen hatten, zusammen, und reisete nach einigen Wochen wieder nach Hause.

Zufällig, wie es schien, aber nicht ohne Gottes Leitung, geschah es, daß mein Vater ein paar Monate vorher einige Edelleute von Burgund auf königlichen Befehl aufheben und nach Paris liefern mußte. Von diesen hörte er auf der Reise unter allerley Gesprächen, daß die Leute, an welche er mich in Lyon empfohlen

hat-

hatte, allesammt erklärte Gottesleugner seyen, welches ihn, wie leicht zu denken, kummervoll und ängstlich über mich machen mußte. Hauptsächlich lag es ihm schwer auf dem Herzen, wie er mich auf eine ehrenhafte Weise dieser verderbten Gesellschaft, wofern sie auch mich mit ihrem Gift angesteckt hätte, entreissen könnte? da also die Vorsicht ihm diese Sorge abnahm, und selbst mich nach Hause zurückführte, so gab er sich zuerst alle ersinnliche Mühe, meine Gesinnungen in Absicht auf Religion und Gottseligkeit auszuspähen, und hierauf mich auf eine sanfte unvermerkte Weise, wenn sie unrichtig wären, zu heilen. Er sah nach meinen Büchern, beobachtete meine Studien und meinen Umgang, suchte durch andere, gegen welche ich vertraut war, zu erfahren, wes Sinnes ich wäre? besonders da er merkte, daß meine natürliche Schüchternheit mich hindere, gegen ihn offen zu seyn. Endlich foderte er mich selbst auf, künftig freier gegen ihn zu seyn. Er sagte mir, ich sey nun in einem Alter, wo diese Schüchternheit höchst unanständig an mir sey; wenn über der Tafel geredt werde, so sey es Zeit, auch bisweilen etwas von meinen Kenntnissen und Bemerkungen bescheiden anzubringen, und nicht immer stumm zu bleiben. So würden er und andere endlich einmal erfahren, was ich gelernet hätte,

er wolle mich sodann täglich mehr in den Stand setzen, meine Studien zu befolgen, und durch edle Handlungen Ruhm zu erhalten. Durch öftere und sehr liebreiche Erinnerungen dieser Art brachte er mich endlich dahin, daß ich bisweilen an seiner Tafel, doch nur sehr wenig sprach. Bald erlangte mein Vater, was er wollte; denn nur kurze Zeit konnte ich an mich halten, und trug bald, unter dem Schein, als hielt ich sie für Irrthümer, mancherley Sätze meines schändlichen Atheismus vor. Aber, o guter Gott, mit welcher Zärtlichkeit und mit welchem Ernst wußte mein Vater meine unbedachtsamen Reden, ohne zu schelten oder zu schmähen', selbst ohne zu disputiren, zurückzuweisen! Sanft, verständig, edel, fromm lehrte er mich über Sachen, die ich noch nicht hinreichend verstühnde, mein Urtheil zurückzuhalten, und zuerst die Urtheile gelehrter Männer anzuhören, ehe ich meine Unwissenheit so thörigter Weise auskramte. So ernsthaft befahl er mir dieses, daß ich es mir von dieser Zeit an fast immer zum Gesetz gemacht habe, in all meinen Reden und Urtheilen meine Meinung so lang aufzuschieben, bis ich die Sache aus dem Grund kennen gelernt hätte. Man erzählt von Demosthenes, als einst ein Jüngling bei einer Mahlzeit beständig plauderte und nicht zum Schweigen zu bringen war, habe er

ihn

ihn gefragt: „Hör' du, junger Mensch, woher kommt es, daß du bei dem Lehrer, der dich reden lernte, nicht auch schweigen gelernt hast?“ Beides dieses lehrte mich mein Vater.

Aber noch blieb ihm die andere, weit schwerere Arbeit über, mich von der, ihm nun kund gewordenen, Krankheit zu heilen. Da er hierüber, ohne daß ich es wußte, ernstlich nachdachte, half ihm abermals Gott auf eine ausserordentliche Weise. In diesem Jahr nemlich fieng man in Frankreich an, öffentliche Predigten zu halten. Eines Tages, da der berühmte Rechtsgelehrte, Jacob Cujacius, dessen Vorlesungen ich immer besuchte, wegen andern Geschäften seine Vorlesung einstellte, und ich wieder nach Hause zurückkehren wollte, mußte ich bei einem Hause vorbeigehen, wo eben eine zahlreiche Versammlung war. Ich gieng hinein, hörte flüchtig zu, aber ohne weitern Nutzen. Ich kam wieder nach Hause, ungewiß, was ich thun, was ich lesen, womit ich mich beschäftigen sollte? Zufällig traf ich auf ein neues Testament, welches mein Vater oft zu lesen pflegte, und hier in mein Zimmer gelegt hatte, so daß es mir in die Augen fallen mußte, damit ich es lesen möchte, wenn es vielleicht Gott gefiele, mich dadurch zu erleuchten! Absichtlich verheelte er mir seine Gedanken vom Zustand meiner Seele, auch da

er

er diese tiefe Wurzel der Gottlosigkeit in mir wahrgenommen hatte; denn dieser ausserordentlich weise Mann wußte wohl, daß die Frömmigkeit dem Gemüth nicht aufgezwungen, sondern sanft eingeflößt, und nicht befohlen, sondern gelehrt werden will, und deswegen bereitete er mir mit Stillschweigen und der feinsten Verstellung den Weg zur Kenntnis der wahren Religion und zum Gefühl für ächte Frömmigkeit. Ich öfnete das Buch, welches die Gottheit selbst mir hier vor Augen legte, unabsichtlich und während ich ganz andere Gedanken hatte; da fiel mir beim ersten Aufschlagen sogleich jener erhabene Anfang des Evangelium Johannis in die Augen: Im Anfang war das Wort u. s. w. Ich las einen Theil des Capitels, und wurde unter dem Lesen so bewegt, daß die Göttlichkeit des Inhalts und die Majestät der Schreibart, die alle bloß menschliche Beredsamkeit weit hinter sich zurücklaßt, sich sogleich mit unwiderstehlicher Gewalt mir aufdrang. Mein Körper schauderte, mein Gemüth staunte, und diesen ganzen Tag war ich in meinem Innersten so bewegt, daß ich kaum zu mir selber kommen konnte, und nicht wußte, wer und wo ich wäre? Herr, mein Gott, du hast dich meiner in Barmherzigkeit erinnert, und dein verlornes Schaf wieder zu deiner Heerde zurückgeführt.

Von

Von diesem Tag an, an welchem der Geist Gottes so mächtig in mir wirkte, wurde ich je mehr und mehr gegen alles andere gleichgültig, und dachte und trieb mit brennendem Eifer nur das, was die Gottseligkeit befördern könnte. Mit welcher Wonne mein Vater diese Veränderung beobachtet habe, läßt sich leicht denken! Der gute Mann hatte aber noch immer weltliche Absichten mit mir, und wünschte, daß ich mir diese bei meinen Studien zum Ziel setzen möchte. Ich ließ ihn durch meine Freunde, deren er sich, mich auszuforschen, bediente, wissen, ich wünschte in den Sprachen und andern Hülfswissenschaften noch einige Fortschritte zu machen, ehe ich mich irgend einem schwerern Geschäfte bestimmt widmete. Dieß gefiel ihm, und er ließ mir die Wahl, ob ich nach Paris oder Genf gehen wollte? Hierüber verfloß einige Zeit, da er aus Liebe mir, und ich aus Achtung ihm die Entscheidung überließ. Mancherlei Räthe von andern durchkreutzten sich; in Paris war Aussicht zu künftigen Beförderung und eine grössere Anzahl berühmter Gelehrter als in Genf. Louis Rousard, Doctor der Rechte, rieth mir dieses vorzüglich: „Paris sey der Inbegrif der Welt, und jene grossen Männer die Gestirne derselben, ihre gelehrten Streitigkeiten seyen die unaufhörlichen Regengüsse der tiefsinnigsten Weisheit, welche

die

die jungen Gemüther fruchtbar machten." Von andern wurde Genf gelobt, doch nicht so übertrieben vortheilhaft, wie Paris. Während dieser Unterhandlung wurde mein Vater schleunigst nach Paris berufen, und hinterließ meiner Mutter, sie sollte mich hingehen lassen, wohin ich wollte. Im Anfang des Märzen entschloß ich mich daher, da sich eben eine gute Gesellschaft zeigte, nach Genf abzugehen, um daselbst die Sprachen zu erlernen, wozu ich von Jugend an eine brennende Begierde hatte. Meine Mutter gab mir nur ungefähr so viel Geld mit, als ich auf die Reise nöthig hatte, und versprach mir, der Vater, der in wenigen Tagen wieder nach Haus kommen sollte, würde mir so viel nachschicken, als ich nöthig hätte.

(1562.) Wie ich nach Lyon kam, kam eben die erste Protestation des Prinzen von Conde und seiner Verbündeten aus der Presse, worin sie zu den Waffen ruften, und sich über die Bewaffnung und die Greuelthaten der Guisischen Parthey hoch beklagten. Dieses bekümmerte mich so sehr, daß ich eine geraume Zeit anstand, ob ich nicht wieder nach Hause zurückkehren wollte? Doch ich gieng, und kam am 17 März glücklich in Genf an. Für Unterhalt und Wohnung war voraus gesorgt, ich schaffte mir also aus dem wenigen übriggebliebnen Gelde vier Bücher

an,

an, und wartete mit den andern, bis ich mehr von meinem Vater hätte. Auch hierin mußte ich später die gütige Leitung Gottes bewundern: hätte ich mehr Geld gehabt, so hätte ich eine Menge Bücher ohne Wahl aufgekauft, und in mancherley Studien ausgeschweift. Jtzt mußte ich diese vier einzigen ein ganzes Jahr durchstudieren. Von obigem Tage an entbrannte die Kriegesflamme in ganz Frankreich, die Städte wurden erobert, die Landstraffen besetzt, die Bothen aufgefangen, Mordthaten verübt, die Felder verwüstet, und alles mit Blut befleckt. Täglich kamen neue Gerüchte nach Genf und wurden meist sogleich widersprochen. Geld hatte ich gar keines mehr, selbst nicht Befehle von meinen Eltern oder Freunden, wo ich welches heben könnte, so daß die drückendste Noth mich plagte, welche durch zwo Unvorsichtigkeiten von mir noch erhöht wurde. Erstlich machte ich, überredt von einigen Freunden, mit ihnen eine Reise durch die Schweitz, obschon ich bereits fast ganz erschöpft war; zweitens theilte ich mit einem rechtschaffenen und frommen Freund, Hrn. von Ferriol, aus Dauphine, mein übriges Geld, bis der eine oder andere wieder eine neue Lieferung bekäme.

Ungern willigte ich in die Schweitzerreise ein, doch schämte ich mich zurückzubleiben, um so

mehr,

mehr, da jene Freunde mir ihre Hülfe und Schutz aufs edelmüthigste versprachen. Sie daurte drey Wochen: zu Bern sahen wir Musculus und Haller, zu Zürich Martyr, Bullinger und Gwalter, zu Neufchatel Farel'n und a. eben da der Bericht von der Eroberung von Tours und Poitiers und der Belagerung meiner Vaterstadt kam. Endlich kehrten wir, müde der Reise und der Ausgaben, die unsere Rechnung weit überstiegen, nach Genf zurück.

Ich suchte sodann durch jene vier Lichter meiner Bücher meine Unwissenheit, so gut ich konnte, zu erleuchten, und mich in meiner Armuth zu trösten. Ich studirte sie mit äusserstem Fleiß: die Bibel durchlas ich einigemale, wie auch Calvins Justitutionen, die ich mit seinen Predigten und Vorlesungen verglich, excerpirte und in einen Auszug brachte, den ich nachher einem Freunde verehrte; Bezæ Confessionem brauchte ich als einen Index zu Calvins Werk; Hebräisch lernte ich nach Cevallerii Grammatik in Ermanglung eines Lehrers aus mir selbst. Nachher genoß ich nebst einigen andern Philipp Biguons Unterricht in dieser Sprache. Durch diese Arbeiten suchte ich mir die Zeit zu verkürzen, und den Kummer über meine Armuth, das Elend meines Vaterlandes, und das Schicksal meiner Eltern und Verwandten zu vertreiben;

endlich aber kam ich in solche Noth, daß im October, der ohne das sehr kalt war, überdas, daß es mir an Kleidern mangelte, mein ganzes Vermögen in nicht mehr als siebenzehn Genfer-Sols bestand, und alle Auswege, mich zu retten, verschlossen schienen. Ich schämte mich jemand um Hülfe anzugehen, Unbekannten besonders hatte ich nicht Kühnheit genug mich zu entdecken, Bekannten noch weniger, da ich bereits merkte, daß einige meinen Umgang flöhen. Denn oft fragten mich dieser oder jener auf der Strasse: „Hast „du keine Briefe von deinem Vater? weißt du „nichts von ihm?“ Sagte ich Nein! so war ihre ganze Antwort: „Sonderbar!“ und dann giengen sie wieder fort: keinem durfte ich meine Noth klagen. Wie ich nun sah, daß ich die grimmige Kälte nicht länger würde aushalten können, da ich blos ein leinenes Brustwammes und einen kurzen Mantel hatte, so beschloß ich, auf alle Hülfe der Menschen Verzicht zu thun, da ich aus ihrem kaltsinnigen Betragen gegen mich auf ihren wenigen Willen mir zu helfen schliessen zu können glaubte, und mit der nächsten Woche anzufangen, nach dem Beispiel des Cleanthes, den einen Tag mit der Arbeit an den Schanzen der Stadt etwas zu verdienen, und den andern dem Studieren zu widmen. Aber Gott sah auf mich, er kannte meine körperliche Schwachheit,

und sandte unvermuthet Hülfe, durch einen edelmüthigen Jüngling aus meiner Vaterstadt, Wilhelm Bourdon. Seine Mutter war sehr arm und seit vielen Jahren eine Wittwe, die mit ihrer zahlreichen Familie in einem engen Gäßchen zu Bourges nicht weit von meines Vaters Hause wohnte. Meine fromme mitleidige Mutter pflegte ihr und einigen andern armen Wittwen auf jedes Mittagessen etwas Suppen oder Brod, oder Fleisch zu schicken, und sie auch sonst auf andere Weise in ihrer Armuth zu unterstüzen. Zwey Jahre lang hatte er zu Genf das Schneiderhandwerk gelernt; da der Bürgerkrieg in Frankreich ausbrach, nahm er Kriegsdienste; weil aber die erste Schlacht, der er beiwohnte, bey Macon in Burgund übel ablief, kehrte er zu seinem vorigen Beruf nach Genf zurück. Unvermuthet trafen wir eines Tags, da ich mir eben obigen Plan entwarf, einander beym Herausgehen aus der Kirche an. Er erkannte mich nicht gleich, doch kam ihm mein Gesicht als bekannt vor, ich aber kannte ihn, und schämte mich meiner Blösse. Er lief mir durch einen andern Weg zuvor, um mich noch einmal im Gesicht zu sehen, redete mich unter einem gleichgültigen Vorwand an, und nannte mich endlich bei meinem Namen. Sobald ich mich zu erkennen gab, bezeugte er Verwunderung über meine

elende Lage, die ich seither aus allzu grosser Schüchternheit zu verheelen gesucht hatte, bot mir seine Dienste an, gab mir sogleich alles Geld, das er bey sich hatte, versprach für meinen Unterhalt zu sorgen, und lud mich ein, in seine Wohnung zu ziehen, damit er mit geringen Kosten mich erhalten könnte. Standhaft schlug ich dieses aus, standhaft blieb er bei seinem Anerbieten, bewies mir, daß er mit seiner Handarbeit leicht uns beide erhalten könnte, welches er wegen den Gutthaten unserer Familie gegen die seinige für seine Pflicht halte, und ohne das wisse, daß ich ihm einst alles wieder ersetzen könnte. Ganz schamroth gab ich endlich nach, und zog mit meinem wenigen Geräthe in sein Haus. Beynahe sieben Monate lang wurde ich von ihm ernährt, bis der Friede in Frankreich geschlossen wurde, und ich Geld erhielt, woraus ich ihn wieder bezahlen konnte.

Doch auch während dieser Zeit drückten mich schwere Sorgen, die ich wiederum vor allen, selbst vor meinem Gastwirth verheelte, Kränklichkeit, Unreinlichkeit eines gewissen alten Mannes im Hause, die wenige Gelegenheit zum stillen Studieren und Meditiren u. a. das ich mit Bedacht verschweige, hauptsächlich die Sorge, ich möchte meinem Gutthäter zu schwer fallen. Aus dieser Ursache, und um wieder ruhig studieren zu können, nahm ich mir ein viermonat-

liches

liches Fasten vor, so daß ich die Mittagsstunden mit Lesen, Beten und Auswendiglernen zubrachte, und am Abend für meine ganze Mahlzeit zwey Eyer und ein kleines Glas Wein genoß. Dieser lange Hunger zog mir eine Abzehrung zu, daß mein Körper fast alle Kräfte verlohr, welches ich erst fühlte, da ich auf die dringende Bitte meiner Freunde, welche meine Krankheit aus meinem Ansehen erkannten, wieder etwas mehr Speise zu nehmen anfieng, denn ich war wirklich so schwach, daß ich kaum noch meine dünnen Kleider auf meinen Schultern tragen konnte. Von dieser Zeit an stärkte Gott meine Gesundheit wieder, doch nur langsam.

Unterdessen fürchtete mein Vater, ich möchte mich ganz dem Studium der Theologie widmen wollen, und ließ mir, gleich nach geschloßnem Frieden eine Summe Geldes in Genf auszahlen, mit dem Befehl, daraus meine Schulden zu tilgen, das überschießende gebe er mir bloß als Reisegeld, um mit demselben wieder nach Hause kehren zu können. Es war ihm zwar sehr erfreulich, daß ich ein frommer Mensch war, aber daß ich die Frömmigkeit öffentlich lehren sollte, das hätte er, wie ich nachher von meiner Mutter hörte, zeitlebens nicht zugegeben. Ich aber, dem die Hand Gottes durch die vorigen Begebenheiten meines Lebens die Bosheit der Welt gezeigt,

zeigt, und Verachtung derselben, und Liebe zu der Evangelischen Wahrheit gelehrt hatte, — ich dachte ganz anders. Aber was thun? Hier war der Befehl meines Vaters, und auf der andern Seite meine Neigung und das Bewußtseyn des göttlichen Willens! Wie ich beide vereinigen könnte? sah ich keinen Weg offen.

Gerade um diese Zeit reisete Hr. Claude Prevot, ein sehr gelehrter Mann und vertrauter Freund meines Vaters, in mein Vaterland, um zu Issoudun eine Predigerstelle anzunehmen. Diesem gab ich Briefe an meinen Vater mit, worin ich um Erlaubnis bat, für meine Studien noch einige Zeit in Genf bleiben zu dürfen, wobei ich mich auf Prevots Zeugnis berufte.

Aber siehe! noch ehe Prevot in Berry ankam, wurde mein Vater ermordet, auf folgende Weise. Am Fronleichnamstag geriethen zu Issoudun, da kaum die Procession zu Ende war, die Katholiken plötzlich in Aufruhr, rannten lermend, ungeachtet des kürzlich geschlossenen Friedens, auf das reformirte Bethaus zu, und verwüsteten alles mit Feuer und Schwert. Da der König diese That erfuhr, so beschloß der Staatsrath, meinem Vater völlige Gewalt zu geben, die Sache zu untersuchen, und die Urheber abzustrafen. Er empfieng dafür ein Diplom dieses Inhalts. Ohne einem Menschen, selbst nicht einmal

mal meiner sehr bekümmerten Mutter, ein Wort zu sagen, reisete er in seinem gewöhnlichen Begleit nach Issoudun. Vor der Stadt postirte er seine Trabanten unter einem Vorwand an verschiedene Stellen, er selbst gieng nur mit drey Gefährten ins Wirthshaus, und blieb daselbst eine Weile ruhig, als ob er von jemand eine Antwort erwartete. Plötzlich rottete sich der Pöbel zusammen, besetzte das Rathhaus, den Markt, und die Thore, und belagerte das Wirthshaus drey Tage lang, worauf endlich einige Meuchelmörder, die sich betrügerisch hineinschlichen, ihn ermordeten, seinen halbtodten Körper aus dem Feuster warfen, welchen der Pöbel durch alle Strassen schleppte, und endlich den Hunden vorwarf. Es wurde öffentlich verboten, seine Ueberbleibsel zu begraben. Doch diesen letzten Liebesdienst, wozu kein Mann die Kühnheit hatte, that ihm eine Frau, die bei Nachtzeit seinen Leichnam auf dem Kirchhof der Franziskaner in unserm Erbbegräbnis begrub.

Der königliche Staatsrath wurde über diesen Mord äusserst aufgebracht, und befahl, daß für diese grausame That, die das gefährlichste Beispiel gab, die Mauren der Stadt sollten niedergerissen werden. Doch dies unterblieb, weil der Gouverneur der Stadt und einige Adeliche einen uralten Haß gegen meinen Vater hatten,

und er selbst der Feindseligkeit gegen die katholische Religion beschuldigt wurde.

Da ich diese traurige Nachricht hörte, wurde ich von meiner vorigen Sorge so weit erlöset, daß eine neue weit schwerere an ihre Stelle trat. Ich entsagte gänzlich einem so undankbaren Vaterlande, welches gute Bürger vertilgte nnd die Bösen beschützte; und dachte darauf, wie ich meiner Mutter, die ohne das im Kummer und zu großen Ausgaben genöthigt war, am wenigsten beschwerlich seyn könnte. Daher beschloß ich zu Genf zu bleiben, und lieber junge Leute zu unterrichten, als die Studien zu verlassen; meine Mutter bat ich, meinetwegen gar nicht bekümmert zu seyn. Mit dieser Bedingniß wohnte ich 22 Monate bei dem Prediger Ludwig Enoch, *) gab Unterricht in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, in der Absicht, selbst auch mich in diesen und den übrigen theologischen Wissenschaften immer fester zu setzen. Im gleichen Hause mit mir wohnte Stephan Gros, ein Genfer, wegen seiner Frömmigkeit, truglosem Herzen und unglaublichem Fleiß in den Wissenschaften mein liebster Freund. Ich erinnere mich eines Vertrags, den wir mit einander wegen unserm gemeinschaftlichen Studierzimmer machten, daß er

nem-

*) Ebenfalls von Issoudun gebürtig. Senebier.

nemlich von Anbruch der Nacht bis um Mitternacht dasselbe gebrauchen, hierauf aber zu Bette gehen, und mir die Lampe für mein Studiren übergeben sollte. Dies nannten wir in unserer vertrauten Sprache den Castor und Pollux spielen. Wir hielten es so, bis der schrecklich strenge Winter kam, der unserm Vertrag ein Ende machte. Mich zwar schreckte die Kälte von meinem Vorsatz nicht ab, und ich blieb bis tief in die Nacht an meiner Arbeit, aber wie der Frühling kam, verspürte ich schlimme Folgen davon auf meinen Körper. Ich wünschte zwar, daß alle Jünglinge von meinem Beispiel Arbeitsamkeit lernten, aber eine solche, welche wahrhaft nützt; hingegen eine übertriebene mißbillige ich gänzlich, denn dadurch wurden alle Säfte meines Körpers völlig verderbt, und meine Seele so überspannt, daß ich oft andern, und meistens mir selbst lästig wurde.

Bald nachher starb der Rector der Genferischen Schule. Als der Prediger im Spithal an seine Stelle kam, erwies mir der Kirchenrath die Ehre, durch Hrn. Enoch mich ersuchen zu lassen, ich möchte nur auf sechs Wochen, bis sie einen Nachfolger gewählt hätten, letztere Stelle versehen. Ich dankte, und wendete vor, ich könne es nicht annehmen, weil ich meine Studien noch vollenden müßte; im Grunde aber fürchte-

te ich wohl selbst am Ende so an diese Stadt gebunden zu werden, daß ich nie mehr loskommen könnte. Denn alle die Krankheiten, die ich mir durch meine hartnäckige Arbeit zuzog, schrieb ich, mit Unrecht, dem Clima von Genf zu, das sich mit meiner Natur nicht vertrüge, und gedachte also je eher je lieber fortzugehen.

Im folgenden April schickte die französische Gemeine zu Antwerpen einen Gesandten nach Genf, und bat um einen Prediger, da sich in allen Niederlanden keiner zeigte, der französisch sprechen könnte. Viele gute Leute ermunterten mich diese Stelle anzunehmen, und selbst die Noth, worin sich diese Kirche befand, erregte mein Mitleiden. Ich ließ mich von dem Convent examiniren, nahm Abschied, und reisete ab. Bis hieher hatte mich, o mein Gott, deine Vorsehung geleitet und gebildet, damit ich, dein schwacher Diener, von dir zur Erbauung deiner Kirche gebraucht werden könnte!

Zu Mez begrüßte ich die protestantische Gemeine, und beobachtete ihre vortrefliche Kirchenordnung. Während ich da war, kam ein Bothe von Montmedy (Malmedirium), und bat die Brüder zu Mez, im Namen einiger frommen Einwohner, ihnen einen Mann zu schicken, der sie mit Predigten erbauen und eine Gemeine unter ihnen stiften könnte. Man ersuchte mich

also, da die Kirche zu Mez zu arm an Predigern war, meinen Weg über diesen Ort zu nehmen, und diesen guten Leuten zu helfen. Ich that es, wurde aufs leutseligste von den Einwohnern empfangen, und hielt, auf ihr dringendes Anhalten, in einem Privathause zwey öffentliche Predigten, am Abend und des folgenden Mittags, nicht ohne Gefahr von den Römischkatholischen. Kurz nachher wurde diese kleine Gemeine von dem Abbt und dem Gerichtsherrn des Orts, wie ich es vorhergesagt hatte, wieder zerstört, worauf sie nach der Pfalz auswanderten. Ueber Lüttich kam ich glücklich in Antwerpen an, (1565.) wo eben eine Flotte nach Portugal auslief, um die Braut des Prinzen von Parma abzuholen. Alles in Brabant und Flandern war festlich, voll Freuden, und guter Hofnung, weil gerade damals Graf **Egmont** wieder aus Spanien zurückkam, wo er vom König aufs liebreichste empfangen, und nebst den übrigen Grossen des Landes mit den schönsten Versprechungen getröstet, und mit Ehren und Geschenken überhäuft worden war — um ein desto fetteres Schlachtopfer zu werden!

Kaum war ich in Antwerpen angelangt, so fiel eine Last von vielfachen Sorgen und Arbeiten auf mich. Noch war bey vielen eine Erinnerung an die Kriege, die sie einst ge-

gen

gen Frankreich geführt hatten, und diese sahen mich, obgleich ich ein Prediger und mit den beßten Zeugnissen von einer Brüderkirche an sie gekommen war, anfangs für nichts anders als einen heimlichen Spionen an. Oft schalt man mir meine Nation ins Angesicht, so daß ich, anstatt dieselbe zu vertheidigen, klagend ausrufen mußte: „Vermag denn der Teufel soviel auf die Herzen der Menschen, ihnen vermittelst der Thorheiten der Könige und Fürsten einen so unauslöschlichen Haß gegen einander einzuflössen, daß selbst itzt, wo wir alle zur Predigt des Evangeliums berufen sind, das Blut Christi, das uns von Sünden reinigt, nicht so viel über uns vermag, diesen Haß zu tilgen, und uns zur heiligen Einigkeit des Geistes zu verbinden!“ Endlich beruhigten sie sich meinethalben, und der Herr verlieh mir, daß ich es mit Geduld und Glauben überwand. Kaum war aber diese Last weg, so kam eine andere, welche mir von meinen geliebten Collegen, und auf ihren Antrieb nicht nur von unsern, sondern von allen benachbarten Kirchen aufgeladen wurde, obschon ich sie lange Gewissens halber nnd in Erinnerung meiner vorigen Prüfungen standhaft ausgeschlagen hatte, nemlich das Amt, die öffentlichen Schriften, Briefe und Antworten der Gemeine auszufertigen.

Im

Im September kam ein neuer Unstern über das Land; die Braut aus Portugal kam an, und mit ihr eine ganze Menge Inquisitoren aus Spanien, mit Gewaltsbriefen von König Philipp, die Inquisition in den Niederlanden in ihrer ganzen Strenge einzuführen. Alles gerieth darüber in die äusserste Bestürzung, alles beeiferte sich, die Freyheit und persönliche Sicherheit von den Händen der Inquisition zu erretten: vor allem aber eine kleine Anzahl von Edelleuten, denen die Religion und das gemeine Wesen am Herzen lag, und die in dieser Absicht einen Tag ansetzten, wo sie über die zu nehmenden Maaßregeln sich gegenseitig berathen wollten. Dies war gerade der Tag der Hochzeit des Prinzen von Parma mit der portugiesischen Prinzessin im Anfang des Octobers. Ich wurde ebenfalls auf denselben nach Brüssel berufen. Es wohnten nur ungefehr 20 Herren bei. Ich hielt eine Anrede und Gebet, hierauf berathschlagten sie sich in meiner Gegenwart und beschlossen, sich unter einander und durch auswärtige Bündnisse gegen die unerträgliche und barbarische Tyranney des Ketzergerichtes zu stärken und derselben aus allen Kräften zu widerstehen. Ich sprach kein Wort dazu. Dies war der erste Grund zu dem Widerstand gegen die Inquisition, und geschah in dem Kuilemburgischen Hause auf

dem

dem Pferdmarkt zu Brüssel, worüber zwei Jahre nachher die beiden Brüder Cok, denen das Haus gehörte, enthauptet, das Haus selbst auf Befehl des Herzogs von Alba unter den entsetzlichsten Flüchen niedergerissen und der Platz desselben mit Salz bestreut wurde. (*) Nach drey Tagen kehrte ich, froh über das vollendete Geschäft, in das ich ohne mein Wissen hineingezogen worden war, nach Antwerpen zurück.

Von dieser Zeit an fielen noch weit schwerere Sorgen auf mich. Denn täglich kamen nun an die Kirche und an mich Briefe von verschiedenen Orten, die ich beantworten, allerhand Staatsschriften, die ich aufsetzen mußte u. dgl. Meistentheils aber wußte niemand den Verfasser als ich, und ein gewisser antwerpischer Bürger Johann von Lalbois, ein sehr treuer Mann. Unter leztern waren allerhand politische Ermahnungen an die Fürsten und Herren des Staatsrathes, worin ich sie mit philosophischen Gründen und Beispielen aus der Geschichte zu bereden suchte, die Gewissensfreiheit unverlezt zu lassen, und für das Beßte und die Ruhe des gemeinen Wesens besorgt zu seyn, wovon jene erste der Grund seyn müßte. Diese schickten wir nach Brüssel, und ließen sie heimlich in ihren

Ver-

(*) Dieses war die erste Verbindung des niederländischen Adels gegen die spanische Tyranney. H.

Versammlungssaal auf dem Rathhause legen. Alle billigten sie sehr und sie wirkten Gutes. Auch der Graf Egmont lobte sie solang, bis er erfuhr, daß ihr Verfasser ein Franzose wäre. Oft wurde von dem Magistrat durch Edicte der Thäter ausgeschrieben, und durch Herolde aufgerufen — aber immer rettete mich die göttliche Vorsehung aus der Gefahr. Einigemale war ich selbst zugegen, wo vor dem Rathhause ein Mandat heruntergelesen und dem Entdecker des Verfassers auch nur einer dieser kleinen Schriften eine Belohnung von 3 — 400 Gulden versprochen wurde. Endlich wurde ich durch Spionen verrathen.

Am Ende dieses Jahres kam nemlich der Graf Ludwig von Nassau nach Antwerpen, und unterredete sich heimlich mit mir über eine von mir verfaßte Bittschrift an den König von Spanien für die öffentliche Freiheit und die Abschaffung der Inquisition. Die Spürhunde unserer Feinde rochen dieses, und erdachten folgende List, um der Sache auf den Grund zu kommen. Man stellte einen gewissen Mahler aus Brüssel an, der nach Antwerpen kommen, und mit verstelltem Religionseifer sich zu unserer Partey gesellen mußte. Er spielte seine Rolle vortreflich, sah mich in einigen Versammlungen, beobachtete mich scharf, und gieng mir nach, bis er endlich

meine

meine Wohnung entdeckte. Er mahlte mein Bild, schickte es nach Brüssel an die Statthalterin Margaretha von Parma und den geheimen Rath, und dieser es an den Markgrafen von Antwerpen mit dem Befehl, sich meiner zu bemächtigen. Dieses wurde dem Prätor der Stadt aufgetragen, welcher, um sicherer zu gehen, die Magd in dem Hause, worinn ich wohnte, die vor kurzem bei ihm gedient hatte, zu sich rufen ließ. Aber weder durch Güte noch durch Ernst brachte er das mindeste von ihr heraus. Um aber doch dem Befehl Folge zu leisten, nahm er vom Burgermeister (gemäß den Privilegien der Stadt) Vollmacht, das Haus dieses Bürgers zu untersuchen, und fragte mir bei demselbigen nach. Doch die gütige Vorsehung kam ihm zuvor, und rettete mich und meinen Hauswirth. Denn sie leitete es, daß ich blos eine halbe Stunde vorher ehe der Prätor kam, ausgehen mußte, um die Kirche zu Breda zu besuchen; und mein Hauswirth noch frühzeitig genug den ihm zugedachten Besuch durch einen Freund erfuhr, um meine Sachen, zwar nicht ohne grosse Gefahr, theils verbergen, theils wegtragen zu können.

Als kurz vor Ostern (5 April 1566) jene Crone des niederländischen Adels (*) eine ausführliche

(*) Die verbündeten Herren, unter Anführung des Hrn von Brederode. H.

führliche Supplik an den König überschickte, so entstanden daraus noch weit gefährlichere Bewegungen und für mich, der ich als ein Ausländer der Gefahr am meisten ausgesetzt war, noch weit schwirigere Geschäfte. Denn andere Prediger durften frey ihr Amt verrichten: über mich aber war wegen obgedachten Schriften und meinen geheimen Predigten die Statthalterin vorzüglich erbittert. Man erdachte also zu Lille in Flandern eine neue List gegen mich. In den meisten Flandrischen Dörfern hielt der Pöbel lange, ehe man es in Brabant wagte, öffentliche und zahlreiche Versammlungen, entweder aus Zuversicht auf seine Menge, oder aus wahrem Trieb zur Religion. Dieser Gelegenheit bediente man sich, um meiner habhaft zu werden. Ein gewisser Edelmann, Rassenguien, der vorher bei dem Grafen von Egmont gedient hatte, war Gouverneur der Stadt. Dieser unterredete sich mit einem andern benachbarten Edelmann, Caubec, und eröfnete ihm, wie gern er unsere Religion möchte kennen lernen, und zu dem Ende einer Unterredung zwischen einem reformirten und katholischen Geistlichen beiwohnen, um die Wahrheit zu erfahren, von welcher ihn denn nichts mehr, selbst nicht des Königs Befehl, sollte abbringen können, u. dgl. Caubec faßte Hofnung und versprach, dafür zu sorgen. Schleu-

nigst schickte er einen Bothen mit Briefen nach Antwerpen, weil diese Kirche am beßten mit Predigern versehen war. Man berieth sich und beschloß, mich abzuschicken, obgleich ich voraus sagte, was auch geschah, daß aus dieser Sache nichts werden würde. Nassenguien erfuhr dies alles, machte seine Zurüstungen, und ließ, unter dem Vorwand, er hätte ein Kind zu taufen, den Bischof von Tournay zu sich bitten, um der Disputation beizuwohnen.

Sobald ich in Lille ankam, führte mich mein Gefährte, wie ankommende Fremde zu thun pflegen, in einen Weinkeller. Wir hatten den Wein noch nicht berührt, als schon der Wirth herbeilief und uns sagte, daß sechs Häscher gegen das Haus kämen, uns abzuholen. Er ließ uns aber durch eine Hinterthüre entwischen und für unsere Rettung sorgen. Ich wurde bald da, bald dorthin von einem Haus ins andere geführt, um den Verfolgern zu entrinnen. Dies geschah um Pfingsten, da die Unsrigen in Brabant nur noch heimliche Zusammenkünfte hielten, und von vielen deswegen der Menschenfurcht, des Mißtrauens, der Trägheit beschuldigt wurden. Da aber, und hauptsächlich auf Betrieb des Präsidenten des Raths von Burgund, Viglius Zwichem, auf jene Postulation der Edelleute unter dem verführerischen

Na-

Namen einer Moderation neue Gesetze gegen die Protestanten geschmieder wurden, nach welchen man die vorige Grausamkeit nur zum Schein milderte, und also die dringendste Gefahr allen in die Augen leuchtete, so wurden einige Unterredungen gehalten, welchen auch Philipp Marnix, Herr von S. Aldegonde zu Antwerpen beiwohnte, und für gut gehalten, gleichwie in Flandern, also auch in Brabant, um noch grösserer Gefahr für die Kirche vorzubeugen, den Gottesdienst öffentlich zu halten, sowohl zu Antwerpen, als wo sonst noch eine Gemeine gegründet werden könnte. Damals schickte ich unsern Brüdern in Genf die von der Synode revidierte Confession der Belgischen Kirchen zu, um sie, wofern sie sie billigten, drucken zu lassen. Hiedurch wurde im Junius auch jenes Moderations-Edict gestürzt, und die reformirte Lehre fieng an, sich ausserordentlich auszubreiten. Meine übrigen Brüder im Lehramt schienen für ihr Leben und Amt völlig gesichert zu seyn, mich aber hielt die Statthalterin, gewiß mit Unrecht! für den einzigen Aufwiegler der französischen Kirche zu Antwerpen, diese aber für die Aufwieglerin aller übrigen Kirchen. Deswegen schickte sie auch, da sie eine neue List ersann, um unsere Kirchen zu trennen, und sie mit Versprechungen und Drohungen zu überreden suchte, nur sechs

Wochen lang, bis der, alsdann gewiß versöhnte, König, eine mildernde Antwort aus Spanien schickte, ihre Botschaft zuerst an uns nach Antwerpen, in der Beglaubigung, alle übrigen Kirchen würden sogleich zu dem, was wir gut fänden, ihr Jawort geben. Der Gesandte war Franz von Hawes, ein ziemlich gelehrter, erfahrner und ungemein beredter Mann. Zum Vorwand der Verfolgung gegen mich führte man an, daß ich ein Ausländer sey. So war ich beständig und allenthalben, zu Brüssel, Brügge, Gent, Antwerpen, u. a. in Todesgefahr.

Im Julius war ich zu Gent, wohin mich die dortige Kirche berufen hatte, gerade zu der Zeit, wo ohne unser Wissen und gegen unsern Rath die Bilderstürmer, auf Anstiften unkluger oder böswilliger Leute, durch ganz Flandern die Tempel und Bilder zu zerstören anfiengen. Ich rufe den ganzen damaligen hohen Rath von Flandern zum Zeugen an, ob ich nicht, da einige aus unserm Mittel an die Bilderstürmer abgesandt wurden, mit aller Treue gehandelt habe? Nie gefielen mir ihre gewaltthätigen und Ordnungswidrigen Unternehmungen, noch wird niemand jemals eine andere Gesinnung darüber an mir wahrgenohmen haben.

Ich kehrte hierauf nach Antwerpen zurück, wo am Ende dieses Monats eine Synode gehal-

ten

ten wurde. Man beschloß, zween aus uns nach S. Tron abzuschicken, wohin eine Zusammenkunft der verbundenen Edelleute angesagt war. Ich, und Peregrin Granges, diese heilige und sanfte Seele, wurden gegen unsern Wunsch und Willen dazu ernennt. Wir kamen, wohnten bei, und richteten nichts aus, wegen der unzeitigen Dazwischenkunft eines Dritten, dem es Gott verzeihen wolle! Kaum war ich wieder in Antwerpen, so rufte die Gemeine zu Gent mich schon wieder zu sich, und ich war daselbst nur erst angekommen, als schon die Nachricht kam, daß auch zu Antwerpen alle Kirchen geplündert worden seyen: alle Strassen zu Genf wiederhallten die ganze Nacht von den Orgelpfeifen und andern musikalischen Kircheninstrumenten die man von Antwerpen hergebracht hatte. Das Volk rottete sich zusammen, und beschloß lärmend, alle Bilder zu zerstören. Man bestimmte auf folgenden Morgen die Zusammenkunft auf einem gewissen Plaz. Drey Stunden vorher kam ein gewisser Levin zu mir, und fragte mich, ob er auch Hand anlegen sollte, oder nicht? Ich stellte ihm vor: Wir Christen dürften so etwas nicht ohne rechtmässigen Beruf thun; auch er habe keinen solchen, da er weder eine obrigkeitliche Person wäre, noch irgend ein gesetzmässiges Ansehen ihn dazu berechtigte. Er scheine dies selbst zu fühlen,

weil

weil er mich um Rath frage. Ich rieth es ihm also ab, er gehorchte, aber unglücklicher Weise verlohr er doch dabei sein Leben.

Ungeachtet dessen und obschon ich in öffentlichen Predigten das Volk von solchen Gewaltthätigkeiten abzuhalten suchte, und mich dadurch bei vielen verhaßt machte, wurde ich dennoch fast von allen unsern Feinden für den Urheber derselben gehalten, und vier Tage nachher, sagte es mir ein katholischer Priester zu Gent ins Angesicht. So wurde ich theils vom Haß des Volks gegen mich und mein Amt, theils von ungerechten Beschuldigungen und falschem Argwohn je länger je mehr darnieder gedrückt, und alles schien sich gegen mich verschworen zu haben, besonders seit dem das Convent zu S. Tron das Begehren der Statthalterin zugestanden hatte, daß kein fremder Minister im Land geduldet werden sollte. Hätten dies die Verbündeten nicht zugestanden, so würden sie sich eine neue Beschuldigung zugezogen haben, als stühnden sie in Verbindung mit Auswärtigen besonders mit Frankreich, das seit den alten Kriegen noch immer verhaßt war, und, wäre ich, welches ich eingedenk meines Berufes, immer auswiech, zu ihren Berathschlagungen gezogen worden, so hätte man aus ihrem mir angediehenen Schutz geschlossen, ich wäre ein Emissair, Mordbrenner,

und Uebelstifter. So weiß der Satan auch die Guten zu trennen, und das Band der christlichen Einigkeit zu zerreissen, oft, ehe wir es selbst merken!

Um diese Zeit kam einst der Gouverneur von Flandern Hr. von Wackenheim, eines Abends spät in mein Haus, um mich in der Stille aufzuheben, da ich nur eine Stunde vorher dasselbe verlassen, und eine Reise nach Brüssel angetretten hatte. Ein andermal wollte er sich meiner auf folgende Weise bemächtigen: Er ließ neulich ausrufen, daß kein Mensch zu Schiffe nach den Karthäusern (einer Gegend in der Vorstadt, wo wir uns zum Gottesdienst versammelten,) fahren sollte, unter dem Vorwand, man möchte etwa mit dieser Gelegenheit Waffen in den Versammlungsort bringen. Dieß ließ er zu einer ganz ungewohnten Stunde promulgiren, eben da ich bei Peter de Rijk, einem Advocaten von Gent, zu Mittag aß. Wir hatten schon ein Schif bestellt, um nach dem Mittagessen hinaus zu fahren, als uns Nachricht von diesem Edict kam; der gute Mann wollte es nicht glauben, weil zu dieser Stunde niemals Edicte publicirt würden, und befahl mir, in dieser Zuversicht ganz getrost zu Schiffe zu steigen. Wir fuhren durch die Stadt bis zu dem Stadtgraben, und wollten nach den Carthäusern. Der Gouverneur

hatte

hatte sich mit seiner Garde und einer zahlreichen Mannschaft auf die Brücke postirt, und gieng von da, da er uns von weitem kommen sah, uns bis ans Ufer entgegen. Meine Begleiter erschracken, und sprachen ängstlich unter sich, wie es mir Unglücklichen ergehen würde und was wir bei der Sache zu thun hätten? Ich hingegen voll Vertrauen auf Gottes Hülfe befahl ihnen, gutes Muthes zu seyn, zu thun was ihnen befohlen würde, gar nicht auf mich zu sehen, und sich so zu betragen, als ob ich gar nicht zugegen wäre. Wie wir näher kamen, schrie uns der Statthalter entgegen: „Ob wir „nichts von seinem Verbot gehört hätten? Wa„rum wir zu Schiffe führen? Wir sollten so„gleich aussteigen.“ Wir gehorchten; es waren unser 25. Ich gieng mitten durch seine Soldaten hindurch, und grüßte den Gouverneur der mich aber nicht ansah, sondern sich vom Pferd herab beugte, um desto genauer zu sehen, ob nicht noch jemand in dem Schif, denn es war bedeckt, verborgen läge? Vertraut auf die Leitung des Herrn, ihr, die ihr ihm dient, und haltet euch standhaft im Glauben an die Wahrheit: der Herr ist treu, der Hüter Israels, der wird euch stärken und bewahren!

Einst mußte ich auf den Rath und die Ermahnung der Kirche zu Gent, obwohl aber-

mals gegen meinen Willen nach Brügge reisen, wohin mich die dasige Gemeine begehrt hatte. Johann von Munt (Joh. Muntensis), ein redlicher Prediger von Brügge, den kurz vorher einige Spanier daselbst aus der Predigt weggerissen und übel zugerichtet hatten, kam nach Gent, und stellte uns die Noth seiner Kirche vor, mit Bitte, ihm einen Prediger für die französische Gemeine seines Orts mitzugeben. Ungeachtet die zu Gent selbst an solchen Mangel hatten, und ich auf meine Rückreise nach Antwerpen drang, so baten mich doch alle inständig, ich möchte denen zu Brügge einige Tage schenken. Ich verweigerte es. Aber der Gesandte drang mit einer so unerwarteten und mir unbegreiflichen Gewalt in mich, daß ich voll Erstaunen über seine fast ungestüme Beredsamkeit einwilligte und gieng. Wir beide predigten vor der Stadt, er in Flandrischer, ich in Französischer Sprache. Die Bürger und einige anwesende Engländer hofften, was ich nicht hofte, wir würden am Abend ohne Anstoß wieder in die Stadt zurückkehren können. Da wir aber nach Hause giengen, kam uns unter dem Thor der Magistrat entgegen, ließ die Bürger hiencin, meinem Collegen aber befahl er, wieder zurück zu gehen. Dies sah ich von weitem, denn er war eine ziemliche Strecke vor mir, erkannte ihn an seiner

langen Gestalt, die über alle hervorragte, nahm Abschied von den Engländern, und gieng nicht näher zur Stadt. Man gab mir einige Wegweiser mit, die zugleich ein Nachtquartier besorgen sollten, denn da der folgende Tag ein Sonntag war, so sollte ich abermals eine Predigt an diesem Ort halten. Alle Mühe, ein solches zu finden, war vergeblich, weil jeder sich scheute, uns aufzunehmen, so daß wir bei Mondschein die halbe Nacht herumirrten, bis man uns endlich in eine Baurenhütte einließ Am folgenden Tag nach vollendeter Predigt wurden wir nach dem einstimmigen Rathschluß der Gemeine in ein benachbartes Städtchen Dam geführt, wo wir zween Tage ausruhten und gütig aufgenommen wurden.

Am folgenden Tag sollte der Graf von Egmont, Statthalter von Flandern, nach Brügge kommen, um die wegen der Religion in der Stadt entstandenen Spaltungen beizulegen. Deswegen wurde auch den Tag vor seiner Ankunft, am Montag, auf seinen Befehl zu Brügge ein Edict publicirt, worin 800 Gulden, wenn mich jemand lebendig, und 400, wenn man mich tod einlieferte, versprochen wurden. Die Unsrigen waren in großer Verlegenheit, wie sie sich gegen Egmont betragen sollten, und niemand war da, der ihnen beistehen konnte. Sie berathschlag-

ten sich hierüber mit den Gentern, denen ich in ähnlichem Fall vor wenig Tagen beigestanden war; und alle wurden einig, mich, auf welche Weise es immer geschehen könnte, in die Stadt zurück zu holen. Sie schickten einen Boten ab. Während dieses zu Brügge vorgieng, beschied uns der Magistrat von Dam auf das Rathhaus, und fragte uns, woher wir wären? Da sie hörten, daß mein College aus Brabant wäre, entliessen sie ihn. Mich fragten sie sehr viel: ich antwortete ihnen einfältig, nach der Wahrheit und nach meinem Gefühl. Sie stiessen lange die Köpfe zusammen, endlich eröfneten sie mir auf eine sehr freundliche Weise: Sie wollten nicht, daß ich durch sie in Gefahr käme; sie trauten mir zu, daß ich gegen sie und ihre Stadt keine andere Gesinnungen hege, als ich geäussert habe; verheelen könnten sie mir aber nicht, daß gestern in ihrer Hauptstadt zu Brügge ein Edikt auf königlichen Befehl gegen mich publicirt worden sey, sie rathen mir daher, als meine und des Vaterlandes Freunde, mich heute noch aus ihrer Sadt wegzubegeben, am folgenden würden sie besagtes Edict plubliciren, und wenn der Rath zu Brügge ihnen über ihre Saumseligkeit Vorwürfe machte, sich entschuldigen, sie hätten es zu spät bekommen, folglich nicht früher promulgiren können. Ich versprach wegzugehen, und dankte

ihnen

ihnen für ihre Güte. Aber wie kummervoll mußte meine Lage seyn, da ich weder die Landessprache verstand, noch in dieser unbekannten Gegend einen Führer auf meine Reise haben konnte! Schon hatte ich beschlossen, die Nacht in einem der nächsten Sümpfe, wo ich gestern vorbeigekommen war, zuzubringen. Indem aber kam jener Bothe von Brügge mit der Bitte, in diese Stadt aus angeführten Gründen zurückzukehren. Da er, ungeachtet meiner anfänglichen Weigerung, inständigst anhielt, und mich bey Gott, dem Urheber dieses Rufs, beschwor, so wurde ich endlich überwunden, und sagte: ich wüßte gar wohl die Gefahr, wenn er sie gleich hartnäckig leugnete: hätte er aber ein Mittel, mich unerkannt in die Stadt zu bringen, so wollte ich lieber die Reise machen, als zugeben, daß durch meine Abwesenheit die gute Sache verlassen würde. Freudig über diese Zusage gab er sich alle Mühe, irgend einen unbekannten Weg dahin zu finden. Endlich wurde er mit einem Steinhauer, der in der Nähe arbeitete, einig, daß dieser seine Kleider mit mir vertauschen sollte. Und so zog ich eiligst, weil es schon Abend war, mit ihm nach Brügge, und kam durch ein Pförtchen, unerkannt von beiden Hauptwachen, glücklich in die Stadt, um am Bau des Tempels des Herrn zu dienen. Sonderbar fügte es

die Vorsicht, daß ich so glücklich durch sie hinkam: ein gewisser Bürger aus der Stadt mußte mir ohne sein Wissen den Weg bereiten; dieser sah mich, und hielt mich vermuthlich für einen Bekannten, denn er rief mir von weitem in flämischer Sprache laut zu: „Guten Abend Gevattermann!“ und so wurde die Wache ohne seine Schuld hintergangen. Ich kam zu meinen Brüdern, die sehnlichst meiner Ankunft harrten, und rieth ihnen, nach dem mir Gott Gnade gab. Ich blieb einige Tage daselbst, besuchte meine Freunde, und kehrte wieder nach Antwerpen zurück, und erfuhr sogleich gegen alle Erwartung, daß ich daselbst vom Dienst der Kirche ausgeschlossen worden.

Es war nemlich seit der Bilderstürmerey im Monat August die Furcht vor einem Aufstand immer größer geworden, und alle Gouverneure erhielten Befehl, durch billige Verträge das Volk so gut wie möglich in Ruhe zu erhalten. In dieser Absicht hatte auch der Prinz von Oranien, Burggraf oder Vicomte von Antwerpen, gewisse Verträge zwischen den Bürgern beyder Partheien zu Stande gebracht, nach welchen die Antwerpische Kirche sich anheischig machte, nicht mehr als zween Prediger zu halten, und zwar bloß Eingeborne, oder solche die das Bürgerrecht erhalten, und dem Prinzen Treue geschworen hatten. Wirklich

hatten noch vor meiner Ankunft die anwesenden Prediger lezteres gethan.

Da ich also einige Tage müssig in der Stadt mich aufhielt, und dies, obgleich sie es begehrten, mit gutem Gewissen nicht länger thun konnte, so ging ich endlich da sie sich wenigstens das ausbaten, ich möchte die Niederlande nicht verlassen, wie sie fürchteten, auf ihren Rath in das Limburgische Gebiet, und ließ meinen ganzen Vorrath von Kleidern und Büchern bei ihnen zurück, welchen ich nachher gänzlich einbüßte. Am 14. October verließ ich Antwerpen, und kam am folgenden im Limburgerland an, wo abermals neue Stürme über mich kamen. Denn kaum hatte ich den Fuß in Herve gesetzt, so entstand ein Tumult im Ort, ich nahm aber keinen Antheil daran und hielt alle die bey mir waren, davon zurück. Am folgenden Tag führten sie mich nach Limburg. Weil aber der Magistrat, mit Unwillen aller Rechtschafnen, erklärte, er könne mir nicht erlauben, irgend einige Geschäfte in der Stadt zu verrichten, so zog ich auf ein benachbartes Dorf. Freytags den 18 October hielt ich den Limburgern die erste Predigt, auf einem Felde, nicht weit von Herve an der Strasse nach Lüttich, unter grossem Zulauf. Ein gewisser Mann stand hinter meinem Rücken, welcher vorher geschworen hatte, mich mit seinem Jagdspieß zu

erste-

erstechen, sobald ich einmal so weit von ihm stühnde, als lang der Spieß wäre. Sein Spieß blieb ganz, aber seinen Zorn brach Gott, so daß er ganz ruhig und gelassen sein Wort anhörte.

Wir giengen von der Predigt, 130 Menschen stark, nach Herve zum Mittageſſen. Unvermuthet kam der Befehlhaber des Schlosses von Limburg mit Soldaten, um mich wo möglich gefangen zu nehmen. Er ließ Lerm schlagen und von allen benachbarten Dörfern rannte das Volk zusammen. Die Unsrigen liefen vor das Haus, und verliessen die Tafel, wo wir uns eben niedergesetzt hatten. Es gab Lerm, bewafnet postirten sie sich bei die Hausthüren, und besetzten alle Zugänge, um alle Gewalt von mir und dem Hause abzutreiben. Ich suchte die guten Leute, die etwa in meine Stube kamen, zu bereden, wo es immer möglich wäre ein Gefecht auszuweichen, das nicht anders als die traurigsten Folgen für uns haben müßte, und lieber in Zeiten noch mit Ehren abzuziehen. Einigen gefiel dieses, sie brachen einen Zaun hinter dem Hause durch, und nachdem ich heraus war, riefen sie auch den übrigen, die sich zum Gefechte rüsteten, zu: ich gehe nach Limburg zurück, es wäre besser, sie folgten mir nach. Dies geschah, ich kam glücklich daselbst an, und fieng Sonntags den 20 October an in der Kirche zu predigen

mit Verwunderung selbst der Katholiken, und dem Nasenrümpfen der Widertäufer, die in dieser Stadt viel gute Seelen verführt hatten. Nach der Predigt, die früh Morgen gehalten wurde, gieng ich unverzüglich wieder weg, auf ein zwo Meilen von der Stadt gegen Lüttich gelegenes Dorf, und predigte abermals. Gegen meinen Rath wurde unvorsichtiger Weise dieser Ort dazu bestimmt: aber weil das Volk aus der ganzen Gegend Schaarenweise sich da versammelte, so wollte ich, obschon ich bei Zeiten Nachricht von der uns drohenden Gefahr erhielt, doch nicht meiner Pflicht entstehen, oder mir den Vorwurf der Träaheit zuziehen, der nothwendig auf das Amt des Evangeliums selbst, das mir anvertraut war, hätte zurückfallen müssen. Zweimal während der Predigt ergrif plözlich das ganze Volk die Flucht, obschon ichs mit aller Macht zurück rief; das erstemal auf die blosse Sage eines kleinen Knaben, das anderemal auf den Anblick von ungefehr 80 Reutern, die der Bischof von Lüttich, um mich zu fangen, abschickte, und welche sich schon in ein uns zunächst an der Seite gelegenes Thal gezogen hatten. Beydemal aber konnte ich es wieder zusamenbringen.

Sehr hat Gott an diesem Tage mich, sehr hat er das Volk, da es meinen unerschütterten Muth sah, im Vertrauen auf ihn gestärkt! Ein-

mal

mal stand schon ein Reuter nur wenige Schritte hinter mir, sogleich traten ihm unsere Gewafneten entgegen. Viele Weiber wollten anfangen, auf die Reuter, die durch einen engen Hohlweg gegen uns heraufkamen, Steine zu werfen, und konnten kaum noch durch das Ansehen einiger Edelleute unter uns zurückgehalten werden. Endlich zogen sie unverrichteter Sachen wieder ab, ich gieng nach Limburg zu meinem Gastwirth zurück, und predigte hier ein halbes Jahr mit vieler Freude das Wort des Herrn.

Einige Wochen nachher bestärkte mich der Herr noch durch eine andere Erfahrung im Dienst meines Amtes. Im Lüttticher Gebiet lebte irgendwo auf dem Lande eine alte Frau, die viele Kinder hatte, und in die entsetzlichste Verzweiflung versunken war: sie und alle ihre Kinder seyen ewig von Gott verdammt. Schon über 13 Jahre lebte sie in diesem schrecklichen Zustand, wurde oft von katholischen Priestern als eine Besessene exorcisirt, und von ihren Nachbarn geprügelt und an Ketten gelegt. Sie entrann, enthielt sich in den Wäldern, floh den Anblick aller Menschen, und betrug sich so, daß jedermann sie für eine vom Teufel Besessene hielt. Eines Abends giengen einige redliche Männer von Verviers nach Limburg, trafen sie unterwegens an, und wußten sie mit sanften Worten

ten so weich zu machen, daß sie sich von ihnen zu mir führen ließ. Sie kam; anfangs knirschte sie beständig, gab auf keine meiner Fragen Antwort, und schoß stillschweigend wilde Blicke auf die Umstehenden. Ich bemerkte dieses, und sagte letztern einem nach dem andern ins Ohr, ich würde unmöglich in Gegenwart so vieler Zeugen etwas von ihr herausbringen können: sie möchten sich doch auf eine Stunde entfernen. Dies geschah. Sie erholte sich, fieng an zu reden: Schon mehr als 13 Jahre befinde sie sich in diesem elenden Zustand; denn nach dem Tode ihres Mannes hätten ihr ihre neun unerzogenen Kinder so viel Sorgen und Geschäfte gemacht, daß sie oft den Gottesdienst d. h. die Besuchung der Messe, habe unterlassen müssen. Dafür wären ihre Nachbarinnen ihr beständig in den Ohren gelegen, und hätten öfters gesagt, sie sey ewig verdammt. Eben dieses sagten sie auch von ihren Kindern, denn von einer Schlange könnten nur Schlangen gebohren werden; daher schauderte sie, so oft sie sie ansähe. Nachdem ich sie über alles ausgefragt, belehrte ich sie so kurz wie möglich: nicht das sey ein Gottesdienst, was ihre Nachbarinnen dafür hielten, hingegen das, was sie gethan, da sie als eine rechtschaffene Mutter für ihre Waisen sorgte, die rechte Art desselben, wie selbst der heil. Ja-

cobus

cobus uns sage. Sie ließ sich überzeugen, und gieng noch denselben Abend Gott dankend und, zur Verwunderung aller, mit ganz beruhigtem Herzen von uns weg. Diese Begebenheit vermehrte die Ehrfurcht der Leute in dieser Gegend vor dem Worte Gottes, und machte die Gemeine berühmter, so daß viele, obschon ich als gegen eine grobe Unwissenheit öffentlich dagegen stritt und lehrte, mir zu grossem Verdruß ihre Kranken zur Heilung brachten.

Zwo Partheien hinderten um diese Zeit mein Amt gar sehr: die Wiedertäufer und die Papisten. Erstere besuchte ich einigemale, und unterhielt mich freundschaftlich mit ihnen, wodurch ich mit Gottes Hülfe ihre weitere Ausbreitung, wozu es den günstigsten Anschein hatte, hemmen konnte. Die Papisten erfüllten anfangs alle Kirchen mit Geschrei gegen mich, aber anstatt die Zahl meiner Zuhörer dadurch zu vermindern, vemehrten sie sie nur. Ein Franziskaner, der zu Verviers predigte, wurde durch die ungestümen Forderungen der unsrigen so weit getrieben, daß er sich vermaß, sich mit mir in eine öffentliche Disputation einzulassen, und zu dem Ende an einem gewissen Ort zu erscheinen. Da er aber schon den Weg angetreten hatte, kehrte er unter dem Vorwand, er habe etwas zu Hause vergessen, wieder zurück. Folgende lä-

cherliche Geschichte führe ich blos an als einen Beweis der Einfalt, und zugleich der schamlosen Unverschämtheit dieser Leute. Als wir eben auf dem Felde waren, wo disputirt werden sollte, und die Ankunft des Franziskaners erwarteten, drängte sich einsmals ein alter Mann mitten durch die Menge Volkes, und foderte mich zu sehen. Ich hörte das Geräusch, und fragte: was es bedeute? Man sagte es mir, und ich befahl, ihn zu mir zu führen. Da kam er, stand lange da, betrachtete mich von Kopf zu Fuß mit unverwandtem Auge, und brach endlich nach langem Stillschweigen in die Worte aus: „Ey, nun sehe „ich, daß es nicht wahr ist, was man mir von „Euch gesagt hat!“ — „was denn?“ fragte ich: „Ihr habet, sagte man mir, Pferdefüsse!“

Als wir unverrichteter Sache wieder von hier weggingen, so brachte uns ein anderer abergläubischer Mann zum Lachen, der mit Sorgfalt den Rasen ausstach und mit sich nahm, wo meine Füsse gestanden hatten, da wir den Franziskaner zur Disputation erwarteten.

Endlich, nachdem die Katholiken lange nur von fern doch vergebens mich zu verleumden gesucht hatten, so griffen endlich zween von ihnen, ein Franziscaner und ein Jesuite geradezu an, da sie hörten, daß nach wenigen Tagen in der Limburgischen Kirche das heil. Abendmal würde gehal-

ten werden. Sie verabredeten sich mit einander, und kamen beide an einem Abend in die Stadt an, um mich den folgenden Tag auf ihre, d. i. auf ungerechte Bedingnisse zur Disputation herzaus zufodern. Am folgenden Morgen erschien der Befehlshaber des Schlosses auf dem Rathhaus, und eröfnete dieses. Der Rath war der Meinung, man sollte mich auf das Rathhaus berufen. Der Befehlshaber widersetzte sich, und wollte vielmehr, daß einer vom Rath an mich abgesandt würde. Der Stadtvogt eröfnete mir die Sache. Ich antwortete, ich liesse mir alles gefallen, und würde nicht ausweichen: Ort, Zeit und Weise der Unterredung möchten sie bestimmen. Da aber der Magistrat mich auch um meine Meinung darüber befragte, sagte ich: Oeffentlich habe ich gelehrt, ich und alle Leute erwarten, daß ich meine Lehre auch öffentlich werde vertheidigen dürfen.

Nach langem Berathschlagen ließ mir der Rath sagen: wollte ich seinem Rath folgen, so sollte ich nicht in das Schloß hinauf gehen. Meine Gegner wendeten ein: Geschähe die Disputation öffentlich, so befürchteten sie vom Volk beleidigt zu werden. Ich versprach, mich mit meinem Körper vor die ihrigen hinzustellen, daß ihnen nichts widerfahren sollte. Hierauf begehrten sie, sie sollte auf einer gewissen Ebne 5 Mei-

len von Lüttich gehalten werden. Dem setzte ich blos das entgegen: da sie doch schon am Orte wären und hier nach ihrer völligen Bequemlichkeit handeln könnten, so sey es eine unnöthige Mühe, sich um einen andern umzusehen. Auf dieses gingen der Jesuit und Franziskaner wieder weg, und berichteten den ihrigen, sie hätten mich völlig überwunden und in die Flucht gejagt. Als dieses Gerücht sich durch ihre Bemühungen allenthalben verbreitete, kamen noch viel mehrere Leute nach Limburg meine Predigten zu hören, und der Eifer für die Wahrheit gewann bei ihnen selbst durch diese Lüge neue Kräfte.

Als im folgenden April in der Woche vor Ostern die Generalstatthalterin einige Truppen jenseits Mastricht schickte, um mich aufzufangen und das Limburgische Volk zu plagen, schien es dem Magistrat sowohl für mich als für das gemeine Wesen besser, bei Zeiten das Land zu räumen, als mich noch länger der Gefahr auszusetzen. Einer der Schöffen kam Abends zu mir, und eröfnete mir dieses. Ich gieng also in derselben Nacht um XI Uhr mit Wissen des Magistrats beym heftigsten Regen, aus der Stadt, und wurde über die Limburgischen Gränzen geführt, mit völliger Freiheit, mich nach Deutschland, oder wo ich hinwollte, zu begeben. Sie schickten mir ein gutes Pferd nach, und so

kam

kam ich glücklich zuerst in das Gebiet des Grafen von Geroldstein, und endlich nach Heidelberg, wo mich Churfürst Friedrich III aufs gnädigste aufnahm und einige Zeit am Hofe behielt. Zu Schönau, einer neuen Gemeine, *) nicht weit von Heidelberg, in den Gebürgen, besuchte ich, und hielt eine Predigt.

Von hier reisete ich wieder nach Berry, um meine Mutter zu begrüssen. Ohne mein Wissen und Willen gab mir die Schönauische Gemeine einen Begleiter mit, mit dem Befehl, mich ohne anders wieder zurückzubringen. Er folgte mir daher bis in mein Vaterland nach, ich mußte ihm ein Pferd zu leichterm Fortkommen kaufen, und folglich mit doppelten Kosten reisen. Bey meiner Mutter blieb ich anderthalb Monate, und reisete hierauf nach Paris, um Hrn. Franz von Aubespine zu begrüssen. Von hier nach Sedan, von Sedan nach Mez, wo ich fast zween Monate blieb, weil mein jüngerer Bruder, den ich, um ihn zu den Studien anzuziehen, mit mir nahm, daselbst an der Pest starb. Als ich nach Heidelberg zurückkam, predigte ich vom October an zu Schönau das Evangelium.

Da

(*) Churfürst Friedrich III errichtete sie von vertriebenen Niederländern und Franzosen. Struvens pfälz. Kirchengesch. S. 209.

Da im folgenden Jahr die Pest die sonst blühende Gemeine zu Schönau fast ganz erödete, nahm mich mein Fürst, so sehr ich wiederstrebte, von dem Orte weg, und schickte mich in das Lager des **Prinzen von Oranien**, der eben jenen traurigen Feldzug, den unglücklichsten, den vielleicht unser Jahrhundert sahe! in die Niederlande unternahm. (1568.) Verrätherey war von innen, von aussen alles Unglück. Alles flüchtete sich vor der Ankunft unserer Truppen: daher war nirgends Zufuhr, und alle Mühlen zerstört, der Feind beschädigte uns durch unaufhörliche Scharmützel, ohne je eine Schlacht zu wagen, Kälte, Hunger und Regenwetter rieben uns fast gänzlich auf. Drey Tage mußte ich einst zubringen, ohne einen Bissen Brod oder Speise zu geniessen, erst am dritten Abend bekam ich etwas Gemüse; ich erstarrete fast vor Kälte, endlich verlor ich sogar mein Pferd; alles Unglück kam über mich. Ich beschloß daher mich aus dem Lager zu entfernen, und mich, koste es, was es wolle, nach Deutschland zu flüchten. Der Prinz von Oranien, da er dies merkte, suchte mich zurückzuhalten, und wollte mich zu seinem Hofprediger machen. Sehr ungern blieb ich, so lang bis ich mit unserer Armee nach Deutschland zurückkehren könnte.

Dies geschah. In Straßburg nahm mich Elisabeth von Merode, Wittwe des Freyherrn von Malberg, gütig auf, und unterstützte mich, denn ich war entblößt und erschöpft an allem. Doch wollte ich ihre Güte nicht mißbrauchen, und da ich aus ihren Gesprächen merkte, daß es der Gemeine zu Schönau seit meinem Abschied übel gegangen, unternahm ich sogleich den Weg dahin, ohne den Prinzen von Oranien, der sich bei dem Herzog von Zweibrücken zu Bergzabern aufhielt, unterwegs zu begrüssen, um meiner Gemeine zu Hülfe zu kommen. Gott gab Gnade, daß bald nach meiner Ankunft alle daselbst entstandene Händel geschlichtet wurden.

Einigemale erhielt ich von dem Churfürsten Befehl, wieder zu dem Prinzen von Oranien abzugehen, ohne daß meine Entschuldigungen und Klagen nur angehört wurden; aber Gott sorgte, und bewahrte mich, daß ich den Krieg nicht mehr sehen mußte. Denn als ich endlich selbst, um mich bei dem Churfürsten zu entschuldigen, von Schönau in die Stadt gehen wollte, fiel mich nicht weit von der Heidelbergerbrücke ein Hund an, und biß mich in den rechten Fuß. Und so erhielt mich Gott, mein himmlischer Vater gegen aller Menschen Erwartung und selbst gegen den Willen meines guten Fürsten bis auf das Jahr 1592 in der Pfalz.

Bis auf 1573 diente ich der Gemeine zu Schönau, und zog in diesem Jahr auf Befehl des Churfürsten Friedrichs nach Heidelberg, um mit D. Immanuel Tremellius das alte Testament zu übersetzen. 1578 kam ich nach Neustadt (Neostathmus) und lehrte daselbst vierzehn Monate; hierauf nach Otterburg, um nach dem Befehl des Fürsten die dasige neue Colonie einzurichten, wo ich 1½ Jahr predigte; von hier wiederum nach Neustadt; zu einer Lehrstelle in der Schule; von wo mich der Pfalzgraf Johann Casimir als Administrator nach Heidelberg an die Academie berufte. Hier blieb ich, bis ich zu einer abermaligen Reise nach Frankreich genöthigt wurde, wozu die Ankunft des Herzogs von Bouillon Gelegenheit gab. Dieser bewirkte durch sein Ansehen, daß ich mit ihm, obwohl sehr ungern, die Reise in mein Vaterland machte, indem kürzlich meine geliebte Gattin verstorben, und ich selbst kränklich war, auch die Sorgfalt für meine unerwachsenen Kinder und mein Amt mir oblagen. Doch gieng ich, sah den König (Heinrich IV.) kehrte mit Aufträgen von ihm wieder nach Deutschland zurück, legte mit Bewilligung des Churfürsten meine academische Stelle nieder, und verließ die Pfalz, die mein anderes Vaterland geworden war, mit den feu-

rigsten Wünschen für ihr Wohl, die Gott erfüllen möge!

Ich machte die Reise zu dem König durch die Niederlande, theils um meiner Kinder willen, theils weil mir dieser Weg der sicherste und bequemste schien, entweder zum König zu gelangen, oder seine Befehle in kurzer Zeit zu erfahren. Ich kam mit meinen Kindern am 20 Julius glücklich zu Leiden an, und wurde vom Magistrat, der Academie und meinen Freunden aufs gütigste empfangen. Man bat mich, ich möchte mich hier niederlassen und eine Stelle an der Academie annehmen. Ich stellte ihnen vor, daß ich auf Befehl des Königs Deutschland verlassen und gesinnet sey, nach Frankreich zu gehen, ich danke ihnen zwar für die angebotene Ehre, doch müsse ich, um nicht Pflicht und Ehre zu verletzen, zuerst mich bei dem königlichen Gesandten bei den vereinigten Staaten erkundigen, ob er Aufträge von seinem Herrn an mich hätte? und allwege seine Gesinnung über meine Angelegenheiten wissen: sie billigten dieses, und sprachen selbst über ihr Ansuchen, so wie ich über meine Sachen mit dem Gesandten. Alles wurde einig, und ich ließ mich hier, auf der Academie zu Leyden, nieder. Der Herr segne Sie und mich, daß ich nach meinem geringen Vermögen ihren Wohlstand befördern könne!

Noch muß ich etwas von meinem Ehestand und von meinen Schriften beifügen, deren Anzeige (*) einige redliche Leute gefordert haben.

In meinem Ehestand hat mich der Herr durch abwechselnde und schwere Schicksale geübt. Viermal habe ich geheyrathet; ich, der ich sonst seit jener Prüfung in Lyon einen Abscheu vor Weibern hatte, und aus Liebe zu meinem Beruf den Ehestand floh. Leise bestrafte mich der Herr für mein unzeitiges Urtheil, und besserte durch den süssen Umgang der liebenswürdigsten treusten Gattinnen meine unrichtige Meinung vom weiblichen Geschlecht. Meine erste Gattin, Agnes, war eines Burgermeisters Tochter von Lüttich. Die zweite, Elisabeth, des Burgermeisters Tochter von Breda. Die dritte, Johanna, Tochter des Herrn von Betinsart, Schöffen der Stadt Antwerpen. Die vierte, Maria, Johannes Glasers, eines berühmten Juweliers ebendaselbst, Tochter. Die erste kam durch Unvorsichtigkeit einer Hebamme ums Leben, obwohl sie nach ihrer Niederkunft unter grossen Leiden für sie und mich noch sieben Jahre lebte. Die zwote starb an einem hitzigen Fieber, die dritte an der Wassersucht. Sie sind selig im Herrn entschlafen, und haben ein heiliges Andenken an sich ihrem Ueberlebenden hinterlassen.

Die

(*) Welche aber fehlt.

Die erste gebahr mir Zwillinge, die aber sogleich wieder starben; die zwote 4 Kinder, von denen Joh. Casimir, Maria und Elisabeth noch leben; die dritte zwey, Johanna und Franz.

Gedenke meiner, Herr mein Gott! nach deiner Barmherzigkeit, und leite meinen Gang nach deiner Wahrheit, daß ich lehre und thue, nur was du befiehlst, damit deine Kirche erbaut werde durch meinen geringen Dienst, und durch deinen reichen Segen in Jesus Christus, unserm Herrn!

Zehen Jahre blieb Junius als erster Lehrer zu Leyden, und stiftete durch Lehren und Schreiben Nutzen. Sein Name zog Jünglinge aus allen Provinzen Frankreichs hinzu, und sie liebten ihn wie ihren Vater. Im Jahr 1602 verlor er durch die Pest, die in ganz Holland wütete seine Frau, und endlich selbst sein Leben, am 20 October, im 57sten Jahr seines Alters. Seine Krankheit daurte blos zween Tage; er sah seinem Tode mit Muth entgegen. „Nur der Herr „weiß, was wahrhaft gut für uns ist. Dank„bar müssen wir uns seiner Züchtigung unter„ziehen;“ sagte er seinem Sohne, der nebst einigen Freunden weinend neben seinem Bette stand.

stand. Noch in seinen lezten Stunden äusserte er viel Besorgniß für die Academie, welche durch diese Pest mehrere gute Lehrer, besonders in der theologischen Facultät verlohren hätte. Doch beruhigte er sich auch hierüber durch den Glauben an die göttliche Vorsehung, deren Hülfe er selbst für sich in so manchen angstvollen Stunden erfahren hatte. Als ihn Franz Jomarus ermahnte, sich selbst mit den Wahrheiten zu trösten, womit er andere so oft aufgerichtet hätte, sagte er: "was ich andere gelehrt habe, dabei bleibe „ich, dessen tröste ich mich. Ich ruhe ganz in „Gottes Gnaden, sie wird thun, was gut für „mich ist!" Dies sprach er, da schon seine Hände kalt waren, und entschlief.

Seine Schriften füllen zween Folianten (Genf 1608 und 1613) und sind theils exegetisch und theologisch, theils historisch und philologisch. Er edirte auch kritische Ausgaben von Manilius, Ciceros Briefe an Atticus, Noten zu Tertullian, und gab das Buch des Georg Codinus Curopalates de Officialibus Palatii Constantinopolitani & Officiis magnæ Ecclesiæ zum erstenmal heraus. Ungeachtet so vieler Verfolgungen, die er von der römischen Kirche erlitten hatte, hielt er sich doch immer gegen sie in den Schranken der Mässigkeit, und war darinn über sein Zeitalter erhaben, daß er zugab, auch in ihr könne

man

man selig werden, welches Theodor Beza gar nicht gefiel.

Sein Schwiegersohn, der berühmte Gerhard Vossius, erzählt von ihm, er habe oft gesagt: „je älter ich werde, desto mehr erkenne ich meine Unwissenheit.“

Sein Sohn, Franz, war ebenfalls einer der größten Gelehrten seines Zeitalters, und ein ungemein tugendhafter und liebenswürdiger Mann. Er lebte und starb in England, in einem sehr hohen Alter.

Obige Lebensgeschichte von Junius (*) kam auf folgende Weise ins Publikum. Paul Merula, Professor der Geschichte zu Leyden, durch geographische, historische und philologische Werke berühmt, hatte sich vorgenommen, die Geschichte der Entstehung der Republick der vereinigten Staaten Belgiens zu beschreiben. Er untersuchte die Quellen. Bei 7000 Urkunden hatte er bereits gelesen und excerpirt, und noch waren ihm nicht einmal die ersten Quellen des Abfalls der sieben Provinzen von der spanischen Tyranney hinreichend bekannt. Er fragte deswegen auch bei lebenden Personen nach, die dabei thätig gewesen waren, vorzüglich bei Franz Junius, von dem er die wichtigsten

Auf-

(*) Sie ist in Iunii operibus, Genevæ 1613. fol. Tom. I. zu finden.

Aufklärungen über diese Epoche erhielt. Mit vielen Thränen beschrieb ihm Junius das ehmalige Elend des Vaterlandes, die Schrecken der Inquisition, die betrügerische List der Feinde, und die Treulosigkeit Philipps II. Merula fragte ihn, ob er nichts hierüber aufgeschrieben hätte? Junius gestand es zwar nicht, ließ aber merken, daß er nach dem Beispiel des M. Aemilius Scaurus und mehrerer grossen Männer des Alterthums, eine kurze Geschichte seines Lebenslaufs selbst aufgezeichnet habe. Auf Merula's Bitte nahm er sie hervor, und las ihm den Anfang derselben; gab ihm auch dieselbe zum zweitenmal nach Hause, wo sie Merula copirte. „Nie, sagte er, wagte ich es, ihn um die Herausgabe derselben zu bitten, aus Furcht, wenn er sie verweigerte, eine so vortrefliche Schrift möchte für die Welt, hauptsächlich für die christliche Kirche verloren gehen, oder wenn er sie bewilligte, seine Feinde es als Stolz und Eigenliebe ausdeuten. Merula gab sie also, obwohl noch bei Leben ihres Verfassers, 1594 heraus; Dank sey ihm dafür!

Johann Amos Comenius.

Bischof der Mährischen und Böhmischen Brüder-Gemeine, gebohren zu Niewnitz in Mähren 1592, gestorben zu Amsterdam 1671. Er faßte als Jüngling von seinem Lehrer, J. H. Alstedius zu Herborn, eine Liebe zu der allgemeinen Gelehrsamkeit, worin er es so weit als irgend einer seiner Zeitgenossen brachte. 1616 wurde er Rector der Schule zu Przerow, wo er eine Art von Realschule anfieng. 1618 Prediger zu Fulneck, in Mähren, wo seit 1480 der Hauptsitz der Böhmischen Brüder und der zu ihnen geflüchteten Waldenser war. Er gieng beständig mit dem Gedanken um, die öffentliche Erziehung, die in diesem Jahrhundert äusserst elend war, zu verbessern; Er, und ein anderer, Ratich mit Namen, waren enthusiastisch für dieses große Bedürfniß ihres Zeitalters besorgt. Jener übergab 1612 den in Frankfurt versammelten Reichsständen ein Gutachten deswegen, kam aber zuletzt darüber ins Gefängniß, weil man ihm Schuld gab, er hätte

mehr versprochen als er leisten könnte. Comenius publicirte 1627 seine Opera didactica. Er dachte auf ein Mittel, den Kindern Sprache und Sache zugleich beizubringen, wovon der noch itzt bekannte Orbis pictus ein Muster giebt. Wie ihm seine Feinde dieses ausgelegt haben? werden wir nachher hören. 1621 gingen eine Menge seiner Schriften über diesen Gegenstand bei der Plünderung der Stadt durch die Spanier im Rauch auf.

1624 wurde durch ein kaiserl. Edict allen evangelischen Predigern in den Oestreichischen Staaten das Land zu räumen geboten, wodurch auch Comenius sein Amt verlohr. Er hielt sich mit einigen andern vertriebenen Predigern in den Böhmischen Gebürgen auf dem Schloß eines Barons Sadowski von Slaupna auf. Der Unterricht der Söhne desselben veranlaßte ihn, sein voriges Project der Schulverbesserungen wieder aufzunehmen. Aber kaum nach einem Jahr mußte der ganze Evangelische Adel und alle Prediger sich vollends aus dem Lande flüchten. Sie zogen nach Pohlen. Als er mit seiner vertriebenen Heerde auf das Gränzgebirge kam, sah er sich noch einmal nach Mähren und Böhmen um, fiel mit seinen Brüdern auf die Kniee, und betete zu Gott unter vielen Thränen, daß Er doch mit Seinem Wort nicht gar aus Böhmen und Mähren

xen weichen, sondern sich noch einen Saamen behalten wolle! Und dieses Gebet ist erhört worden." (*)

Er gieng hierauf nach Pohlen, erhielt zu Lissa ein Schulamt, und gab 1631 seine Ianua linguarum reserata heraus, (über die beste Manier, Schülern die Sprachen beizubringen.) Dieses Buch wurde in zwölf Europäische, in die Türkische, Arabische, Persische und Mogolische Sprache übersetzt, und bei den meisten Schulen eingeführt. 1638 luden ihn die Schwedischen Reichsstände ein, das ganze Schulwesen ihres Reichs zu verbessern. Er schlug es, aus unbekannten Gründen, aus, versprach aber, mit guten Räthen beizustehen. Das gleiche Anerbieten machte ihm das Engländische Parlament. 1641 gieng er nach London; weil aber eben der Irländische Krieg ausbrach, so nahm dieser dem Parlament alle Zeit weg. 1642 reisete er also nach Schweden zu dem, der ihn berufen hatte, Ludwig de Geer. Er unterredete sich mit dem Reichskanzler Oxenstierna über seine neue Lehrart, erhielt ein Jahrgeld, und Freiheit von allen öffentlichen Schuldiensten. Man schickte ihn nach Elbingen in Preußen, um seine Plane ruhig ausarbeiten zu können. Vier Jahre arbeitete er hier an seinem großen Werk: Opus Pansophi-

(*) Cranz Brüderhistorie, S. 81.

sophicum, großmüthig unterstützt von de Geer, seinem Gutthäter. Hierauf gieng er wieder nach Schweden, und überreichte sein Werk einer Commission, welche es prüfte und des Druckes würdig erkannte. Auf die völlige Ausarbeitung wandte er, wiederum zu Elbingen noch zwei Jahre, wurde aber 1648 genöthigt, nach Lissa zurückzugehen

Sigismund Ragozky, Fürst von Siebenbürgen berufte ihn zu gleichem Zweck in sein Land. Hier blieb er 4 Jahre, und schrieb den Orbis pictus, alsdann reisete er wieder zurück, und blieb zu Lissa, bis 1656 die Pohlen diese Stadt verbrannten, und mit ihr sein Haus, seine Bibliothek, und fast alle seine Schriften — die Arbeit von vierzig Jahren! Nur seine Manuscripte über die Weissagungen einiger seiner Zeitgenossen, denen er nur gar zu viel Glauben zustellte, und einige Fragmente seiner Pansophie wurden durch Zufall gerettet. Er flüchtete sich nach Schlesien, hierauf ins Brandenburgische, sodann nach Hamburg und endlich nach Amsterdam, wo er bis an sein Ende blieb. Er fand ungemein viel Unterstützung, und mehrere reiche Kaufleute gaben ihm ihre Kinder zum Unterricht. Hier ließ er auf Kosten seines Gutthäters 1657 seine *Opera didactica* in Folio drucken, und arbeitete mehrere Werke aus.

Seine

Seine Feinde fragten: wo bei diesen Arbeiten die Sorge für die zerstreute Bruderkirche bliebe, zu deren Bischof er 1632 von einer Synode derselben erwählt worden war? — Man darf nur seine Schriften ansehen, die er zum Vortheil derselben schrieb: (Kirchengeschichte, Kirchenordnung, *Joh. Lasitii* Buch, *de eccles. disciplina Fratr. Bohem.* das er mit einem Anhang herausgab; seine *Paræneſis* an die Englische Kirche u. a.) man darf, wie er selbst sagt, „nur zwo Stunden darin lesen,“ um überzeugt zu werden, daß das Unglück seiner Brüder die erste dringendste Sorge seines Herzens gewesen. Auf seinen vielen Reisen gab er sich alle erſinnliche Mühe, diese unterdrückte Kirche wieder aufzurichten. Er wendete sich mit dringenden Bitten an die protestantischen Fürsten, und sonderlich 1641 an die Großbrittannische Nation. Jeder erfochtene Sieg der Protestanten im dreissigjährigen Krieg belebte seine Hofnung, und um so geneigter stellte er den Prophezeyungen der Poniatovia, des Kotterus und Drabicius vom Fall des Antichrists und des Oestreichischen Hauſes, und der Wiederherstellung der Kirchenfreiheit, Glauben zu. Anfangs zwar nicht, aber wie auch die Brandenburgischen Theologen Kotters seine billigten, wie Drabicius ihn mit Bedrohungen göttlicher Strafen nöthigte, die seini-

gen

gen zu übersetzen und drucken zu lassen, wie seine Freunde ihm dafür anlagen, so gab er endlich nach, und edirte 1657 die Sammlung derselben: Lux in tenebris betitelt. Ist es ihm so gar sehr zu verargen, wenn er, dem Wahrheit und Religionsfreiheit so sehr am Herzen lagen, und der sie allenthalben gewaltsam unterdrückt sah, jede bessere Aussicht begierigst ergriff, und in einer liebenswürdigen Schwärmerei der Hofnung die Zeit der Erlösung näher sah, als sie nach dem Rath der Vorsicht kommen sollte? Man darf auch bloß die Titel einer Menge kleiner politischer Schriften, die in der ersten Hälfte des dreissigjährigen Krieges herauskamen, lesen; man darf nur einen Hippolithus a Lapide nennen, um zu sehen, daß ähnliche Hofnungen und Wünsche nicht allein bei Comenius und obgenannten Propheten, sondern in den besten Köpfen dieses Zeitalters und im Geist der Zeiten lagen.

1671, 15 Nov. entschlief er sanft in seinem 80. Jahr zu Amsterdam. Seine letzte Schrift,(*) von der ich nun Auszüge geben werde, kam 1668 in lateinischer Sprache heraus, und führt folgenden Titel:

Das

(*) In einem Briefe an Peter Montanus 1661 giebt er selbst von seinen Schicksalen und Schriften eine kurze Nachricht, von dem ich Anzeige wünschte, wo er zu finden wäre, um ihn in einem künftigen Bande nachholen zu können.

Das Einige Nothwendige, was dem Menschen im Leben, Tod und nach dem Tode nothwendig seye; welches der durch unnöthige Dinge der Welt abgemattete, nun aber nach dem Einigen Nothwendigen strebende Greis, Joh. Amos Comenius, in seinem 77sten Jahr der Welt zu bedenken vorlegt. Amsterdam 1668.

Ich müßte mich sehr irren, oder schon dieser Titel wird für den größern Theil meiner Leser viel Anziehendes haben. Ein 77jähriger Greis, ein so erfahrner, gelehrter, gottseliger, von mancherlei Unglück in der Welt herumgeworfener Mann, giebt hier sein Testament, das Resultat aller seiner Erfahrungen und seines vieljährigen Nachdenkens, sein leztes Wort der Liebe und der dringendsten Ermahnung! Die Auszüge, die ich aus dem lezten Capitel dieses Buches mit einigen Abkürzungen gebe, werden gewiß die gute Meinung, die uns der Titel von ihm giebt, bestätigen, und zu manchen lehrreichen Gedanken Anlaß geben. Leser von wahrem Geschmack werden sich ebenfalls nicht an der biblischen Sprache, stossen, deren er sich bedient, da sie seine Gedanken und Gefühle so genau ausdrückt, und ihnen durch das Bildliche derselben ein angenehmes Leben giebt.

Die

Die ersten neun Kapitel sind moralischen Inhalts, und voll guter, oft neuer und witziger Gedanken, gehören aber nicht hieher. Er schildert die mancherlei Verirrungen der Menschen, die daraus entstehen, daß sie das, was bei allen Sachen das Wesentliche und Nöthige ist, vergessen, und auf Nebensachen ausschweifen. Er legt über das Einige Nothwendige die Regel Christi zum Grund: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit!“ zeigt wie diese von Gelehrten, Schulmännern, Regenten, Lehrern und Privatpersonen angewendet werden soll; und fährt hierauf im 10ten Kapitel also fort:

„Die allgemeinen Labyrinthe (*) des menschlichen Geschlechtes habe ich beschrieben: soll ich nun meine eignen erzählen? Ich wollte sie mit Stillschweigen vorüber gehen, wenn ich nicht wüßte, daß auch ich Zuschauer meines Thuns und meines Leidens gehabt, und nicht einiges Aergerniß wegen gegebenen und noch nicht verbesserten Irrthümern zu befürchten hatte. Aber weil

(*) Er erklärt im Anfang des Buchs das Mährchen von dem Labyrinth des Minos als ein lehrreiches Bild von den vielfachen Verirrungen der Menschen, daher die öftere Wiederholung dieses Bildes, im Verfolg.

weil es meinem Gott gefallen hat, mir ein Herz, das dem gemeinen Nutzen zu dienen begierig ist, zu geben, und mich in öffentliche Bedienungen zu setzen, auch einige Dinge von mir geschehen sind, worüber allerlei Urtheile ergiengen, so achte ich solches aufzuzeichnen für nöthig, damit, wenn einige mich für ein Muster von Fürwitz und unnöthigen Bemühungen gehalten haben, oder noch halten, sie von meinem Beispiel lernen mögen, daß man auch bei guten Vorsätzen irren könne, und durch meine Erinnerungen entweder dieses zu verhüten, oder, wie ich, es zu verbessern. Denn was der Apostel sagt: „Thun wir zu viel, so thun wirs Gott, sind wir mässig, so sind wir für euch mässig;“ (2. Cor. 5.) das hat ein jeder treue Knecht Gottes auf sich zu ziehen, damit, wo er etwa geirrt, er Gott seinen Irrthum bekenne, und wo er selbst dadurch etwas gutes gelernt hat, es seinem Nächsten zu Nutzen kommen lasse.

Ich danke also meinem Gott, daß er mir von Jugend an eine große Sehnsucht (*) eingeflößt hat; und ob Er gleich dadurch mich in manche Labyrinthe hat gerathen lassen, so hat Er mich doch aus den meisten entweder wieder errettet, oder mich durch sie an seiner Hand zum Anschauen

(*) Er war, wie ein merkwürdiges neues Buch den Titel führt, un Homme de desir.

schauen der seligen Ruhe geführt. Denn die Sehnsucht nach dem Guten, wie sie auch immer in eines Menschen Herzen sey, ist allzeit ein Bächlein, das aus der Quelle alles Guten, Gott, herfließt, immer an sich selbst gut, und hat einen guten Zweck, wenn wir sie zu gebrauchen wissen. Die Schuld liegt an uns, wenn wir ihr nicht bis zu ihrer Quelle hinauf, oder bis zu ihrem Ausfluß in das Meer, wo die Fülle und Sättigung alles Guten ist, nachgehn. Doch, Dank sey der göttlichen Güte! sie führt uns durch die manchen Irrgänge unserer Labyrinthe mit dem geheimen Leitseil seiner Weisheit immer endlich wieder zu Ihm, der Quelle und dem Meer alles Guten, zurück. Auch mir ist dies wiederfahren, und ich freue mich, an mir zu merken, daß ich nach so unzähligen seither gehabten Begierden nach bessern Dingen, deren Zahl ich nicht weiß, immer näher dem Ziele all meines Verlangens zugeführt werde, indem ich erkenne, daß all mein Thun bisher entweder ein bloßes Hin- und Wiederlaufen einer geschäftigen Martha, (doch aus Liebe zu dem Herrn und seinen Jüngern!) — oder nur Abwechslungen des Laufens und der Ruhe gewesen seyen: nun endlich aber liege ich mit Maria zu den Füssen Jesu, und sage mit David: „das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte!“

Ich

Ich habe gesagt, daß ich alle meine Arbeiten um des Herrn Willen und seiner Jünger aus Liebe übernohmen habe; Ein anders ist mir nicht bewußt, und verflucht sey jede Stunde und jeder Augenblick bei irgend einer Verrichtung, die anders angewandt wurde! —

Eine meiner vorzüglichen Bemühungen bezog sich auf die Schulverbesserungen, die ich aus Verlangen, die Jugend in den Schulen aus den beschwerlichen Labyrinthen heraus zu führen, worein sie verwickelt worden war, über mich nahm und viele Jahre fortsetzte. Einige hielten dieses für eine dem Theologen unanständige Sache, als ob Christus diese zwey: „weide meine Schafe und weide meine Lämmer!“ nicht zusammengesetzt, und beide seinem geliebten Petrus empfohlen hätte! Ihm, meiner ewigen Liebe! sage ich ewigen Dank, daß Er solche Liebe zu seinen Lämmern in mein Herz gelegt und Segen gegeben hat, daß die Sache so weit gedieh, wohin sie gediehen ist, wie in dem 4ten Theil meiner didactischen Werke zu sehen ist, vorzüglich aus dem V, VII, VIII Abschnitt, worin ich 1) zeige, wie man nicht länger auf einem Flecke stehen, sondern weiter fortgehen soll? 2) wie die Weisheit nicht auf Papier, sondern in das Gemüth einzudrücken sey? und 3) ein Ideal einer Schule nach dem Vorbild der ersten Schule

im

im Paradiese gebe. Ich hoffe und erwarte es zuversichtlich von meinem Gott, es werde letzteres noch erfüllt werden, wenn einst der Winter der Kirche vergangen, der Regen weg und dahin seyn, und die Blumen im Lande hervorkommen werden; wenn Gott seiner Heerde Hirten nach seinem Herzen, die nicht sich selbst, sondern die Heerde des Herrn weiden, geben, und der Neid, der gegen die Lebendigen gerichtet ist, nach ihrem Tode aufhören wird.

Das andere langwierige und beschwerliche Labyrinth bei mir war die Arbeit zum Frieden, oder mein Verlangen, die über verschiedene Glaubensartikel auf eine höchstschädliche Weise streittigen Christenpartheien, wenn es Gott gefiele, zu vereinigen, welches mich ebenfalls viel Mühe kostete. Ich habe zwar von dem noch nichts in Druck gegeben, vielleicht aber geschieht es noch. Daß ich bisher noch nichts herausgab, geschah wegen der Unversöhnlichkeit gewisser Leute, deren grimmigen Haß auf mich zu laden vertraute Freunde mir mißrathen haben. Aber ich werde es wohl noch thun, weil man am Ende Gott mehr als die Menschen fürchten muß. *) Unsere Zeit war so, wie einst das Gesicht des Elias auf dem Horeb, da er sich nicht aus der

Höle

*) Es unterblieb wegen seinem bald nach diesem erfolgten Tode.

Höle heraus zu gehen wagte, indem der Sturmwind, das Feuer und das Erdbeben vor dem Herrn hergiengen. Allein es wird auch der Zeitpunct kommen, wo Elias ein sanftes Sausen und in demselben die Stimme des Herrn hören wird. Izt ist einem jeden sein Babel schön, und er glaubt, es sey Jerusalem selber, welchem niemand, ihm aber alles weichen müßte. Diese hartnäckige Wuth der Christen gegen einander, und das vergebliche Bemühen verschiedener Personen sie zu vereinigen, brachte mich auf den Gedanken, es müsse nicht blos mit diesem und jenem Theile, sondern mit dem ganzen Körper eine allgemeine Cur unternohmen werden. Ich fieng an, auf Mittel hiezu zu denken, und Gott schenkte mir schon vor 30 Jahren einen Anschein des glücklichen Fortgangs, da einige Freunde ohne mein Wissen einige Bruchstücke meiner Arbeit über diesen Gegenstand unter dem Titel: *Prodromus conaminis pansophici*, drucken liessen, um die Urtheile der Gelehrten über mein großes Vorhaben zu erfahren. Die meisten derselben waren damit zufrieden, andere schrieen, als wenn Himmel und Erde bewegt würden, oder nannten es wenigstens eine unleidliche Vermessenheit, daß ein einziger Mann sich unterstühnde, den andern allen Rath zu geben. Aus dieser Ursache hielt ich das übrige dieses Werkes seither verborgen,

und obgleich viele etwas davon wissen, so weiß doch fast niemand, ob und was ich wirklich ausgearbeitet habe? und viele glauben, ich hätte mein Vorhaben gänzlich fallen lassen, wenige warten noch in Geheim auf dasselbe; ob vergeblich? das weiß Gott! Nur so viel noch: Man nennt es mit Unrecht eine Verwegenheit, wenn jemand im Vertrauen auf Gott und seine gute Sache die ganze Welt anreden, und zur Besserung ermahnen will: sind wir ja doch alle auf dem großen Schauplatz der Welt beisammen, und was da oder dort geschieht, geht alle an; mit dem gleichen Rechte, womit ein Hausgenosse dem andern, ein Glied dem andern zu Hülfe kömmt, dürfen wir Menschen unsern Mitmenschen behülflich seyn, wie selbst die gesunde Vernunft es uns räth. Socrates wollte lieber sterben, als das Gute nicht lehren, und Seneca sagt: „Wenn ihm die Weisheit nur für sich gegeben würde, und er sie niemand mittheilen dürfte, so begehre er sie lieber gar nicht.“ . . . . . .

Ausser diesem bin ich, aber nach Gottes Willen! noch in einen andern ungewöhnlichen Labyrinth gerathen, indem ich die göttlichen Offenbahrungen, die zu unserer Zeit geschehen sind, unter dem Titel: *Lux in tenebris*, oder *é tenebris* (das Licht in, oder aus der Finsterniß) herausgab. Viel Mühe und Arbeit, aber auch

viel

viel Furcht, Neid und Gefahr verursachte mir diese Sache: da man mich theils wegen meiner Leichtgläubigkeit verlachte, theils wegen des Verzuges der Erfüllung bedrohte. Ich sah zwar viele, die ihnen hartnäckig widersprachen, zu Grunde gehen, aber auch andere, die, ungeachtet sie sie willig annahmen, dennoch vom Verderben weggerissen wurden: und es mithin nicht so leicht war oder noch ist, aus diesem Labyrinthe loszukommen. Was soll ich thun? Ich weiß nichts anders, als die ganze Sache Gott befehlen. Mir sey mit dem Jeremias genug, die geweissagten Plagen Babels aufgezeichnet, und sie nach Babel selbst zu lesen, geschickt zu haben. Wenn etliche Weissagungen nicht in Erfüllung gehen, so will ich mich hüten, darüber zornig zu werden, welches dem Jonas nicht wohl gelungen ist. Denn vielleicht hat Gott seine Ursachen, seine Urtheile oder wenigstens die Offenbarungen derselben zu ändern! Vielleicht wollte Er hier zuerst zeigen, was die Menschen ohne Ihn nicht können; vielleicht wird Ers in künftigen Zeiten zeigen, was er ohne diese Menschen, oder durch sie, wenn Er sie einmal zu seinem Willen gebracht hat, thun könne? Es steht denen frey, welche die alte Art Gottes: „nichts zu „thun, er offenbare denn sein Geheimniß den „Propheten, seinen Knechten;“ ihm nicht ferner

zulassen

zulassen wollen, seinen Knechten, und ihren Worten und Werken zu widersprechen: doch wird auch mir erlaubt seyn, mit David zu schweigen, und meinen Mund nicht aufzuthun, so oft ich sehe Gott etwas thun, oder ihn etwas reden höre, das ich nicht verstehe! (Psalm XXXIX, 11.)

Was soll ich denn nun anfangen nach so vielen Labyrinthen und Sisyphischen Steinen, womit ich mich meine ganze Lebenszeit geplaget habe? Soll ich mit Elias sagen: „So „nimm nun, Herr, meine Seele von mir, denn „ich bin nicht besser, als meine Väter!“ Oder mit David: „Verlaß mich nicht, Gott, im Al„ter . . . bis ich deinen Arm verkündige allen, „die noch kommen sollen?“ — Keines von beiden! damit ich nicht durch ängstliches Verlangen des einen oder andern beunruhigt werde; sondern ich will die Wahl meines Lebens und Todes, meiner Ruhe und Arbeit Gott überlassen, und mit verschloßnen Augen Ihm folgen, wohin Er mich führen wird, bittend mit David voll Zuversicht und Demuth: „Leite mich nach „deinem Rath, und nimm mich endlich mit Ehren an!“ Und was ich hinfort thun werde, soll nicht anders geschehen, als wäre es mir von Christo selbst aufgegeben. Damit ich je länger je mehr, mit dem einigen Nothwendigen zufrieden, alles unnöthige wegschaffe und verbrenne.

Warum

warum sollt' ich dies itzt nicht thun, da ich vielleicht bald in das himmlische Vaterland abgehen, und alles Irrdische hinter mir lassen muß? Ja, alles was ich von irrdischen Sorgen noch auf mir habe, will ich verlassen, und lieber mit Feuer verbrennen, als mich ferner damit schleppen.

Soll ich diesen meinen Vorsatz noch deutlicher erklären, so sage ich: Eine geringe Hütte, sie sey, wie sie wolle, soll mir statt eines Pallastes seyn, oder, wo ich keine eigene haben kann, da ich mein Haupt hinlege, so will ich, nachdem Beispiel meines Herrn zufrieden seyn, so mich jemand unter sein Dach aufnimmt; oder ich will unter dem Dach des Himmels bleiben, wie Er die letzten Nächte auf dem Oelberg, bis mich die Engel, wie den Bettler Lazarus in ihre Gesellschaft holen. Statt eines kostbaren Kleides, will ich mich, wie Johannes, an einem rauhen Gewand begnügen. Brod und Wasser sollen die Stelle eines köstlichen Tisches vertreten, und kömmt noch ein kleines Zugemüse dazu, so will ich die Güte Gottes dafür loben. Meine Bibliothek soll aus drey Büchern bestehen: meine Philosophie soll seyn, daß ich mit David die Himmel und die Werke Gottes betrachte, und mich verwundre, daß Gott, der Herr so großer Dinge, sich herabläßt, auf mich armen Wurm zu se-

hen. Meine Medicin soll wenige Kost und öfteres Fasten seyn. Meine Rechtsgelehrsamkeit, daß ich andern thue, was ich will, daß sie mir thun. Will jemand meine Theologie wissen, so will ich wie der sterbende Thomas von Aquino, da ich auch bald sterben werde, die Bibel nehmen, und mit Herz und Mund sagen: „Ich glaube, was in diesem Buch geschrieben steht.“ Frägt jemand nach meinem Glaubensbekenntniß, so will ich ihm das apostolische nennen, da ich kein kürzeres, einfältigeres, und nachdrücklicheres weiß, das alle Streitfragen entscheidet. Frägt er nach meiner Gebetsformel, so will ich ihm das Gebet des Herrn weisen, da niemand einen bessern Schlüssel geben konnte, das Herz des Vaters aufzuschliessen als der Sohn, der aus des Vaters Schooße kam. Frägt man nach meinen Lebensregeln, so sind es die zehn Gebote, weil ich glaube, daß niemand, was Gott gefalle, besser sagen konnte, als Gott selbst. Will man meine Kasuistick wissen, so will ich antworten: Alles Meinige sey mir verdächtig, daher fürchte ich mich, auch wenn ich recht thue, und müsse demüthig ausrufen: Ich bin ein unnützer Knecht! habe Geduld mit mir!

Aber was werden die Anbeter der menschlichen Weisheit hiezu sagen? Sie werden wohl den alten Narren auslachen, der von dem Gipfel

seiner Ehre zu dem tiefsten Grad der Selbsterniedrigung herabsteigt! Lachen sie, wenns ihnen beliebt! mein Herz wird gleichfalls lachen, daß es dem Irrsall entronnen ist. Inveni portum! fors & fortuna valete! (*) Inveni Christum, vos numina vana valete! (**) Er ist mir alles. Sein Fußschemel soll mir mehr als alle Thronen der Welt, und seine Niedrigkeit mehr als alle Hohheit seyn. Mir deucht, ich habe den Himmel unter dem Himmel gefunden, seit ich die Fußstapfen dieses Führers zum Himmel deutlicher vor Augen sehe, weder sonst jemals. Da will ich bleiben! Davon will ich nicht abweichen! Mein ganzes Leben war nicht mein Vaterland, sondern eine Wanderschaft, wo meine Herberge immerzu verändert und nirgends eine bleibende Wohnung war. Nunmehr sehe ich mein himmlisches Vaterland schon nahe, zu dessen Pforte mich mein Führer, mein Licht, mein Erlöser gebracht hat, der vorangegangen ist, mir eine Stätte zu bereiten.

Ja, Herr, ich danke dir, du Anfänger und Vollender meines Glaubens! der du mich unvorsichtigen Wanderer, da ich mich von dem Ziel

(*) Ich habe den Hafen gefunden! Schicksal und Zufall lebt wohl!

(**) Ich habe Christum gefunden, weg mit euch, ihr eiteln Götzen!

meiner Reise auf tausend Abwege verirrte, in tausend Nebenwerke zerstreute und aufhielt, doch so weit gebracht hast, daß ich nunmehr die Gränzen des verheissenen Landes vor mir sehe, und nichts als den Jordan des Todes noch zu durchwaten habe, um zu seinen Lieblichkeiten selbst zu gelangen. Ich lobe deine heilige Vorsicht, daß du mir auf dieser Erde kein Vaterland und Wohnung gegeben hast, sondern sie mir ein Ort des Elends und der Pilgerschaft hat seyn müssen, daß ich mit David sagen könne: „ich bin dein Pilger, aber doch dein Bürger.“ Ich kann nicht sagen, wie Jacob: „meiner Tage sind wenig, und sie langen nicht an die Tage meiner Väter.“ Denn du hast gemacht, daß die meinigen die Tage meines Vaters und Großvaters und vieler tausenden, welche mit mir durch die Wüste dieses Lebens giengen, übertreffen. Warum du dieses gethan hast, das weissest du — ich überlasse mich beständig deinen Händen. Du hast mir allezeit, wie dem Elias, einen Engel zugesandt mit einem Bissen Brodes und Trunk Wassers, daß ich nicht vor Durst und Hunger stürbe. Du hast mich vor der gemeinen Thorheit der Menschen bewahrt, die allerley Zufälliges für das wesentliche Gut, den Weg für das Ziel, das Streben für die Ruhe, die Herberg für die Wohnung, die Wanderschaft für das Vaterland shalten; mich aber hast du zum Berge

deiner Wohnung nicht blos geführt, sondern getrieben. Gelobet sey dein heiliger Name! . .“

Hierauf fügt Comenius noch einige kurze Ermahnungen an seine Kinder, Enkel, Freunde und Landesleute bei, das einige Nothwendige zu suchen; dankt den Böhmen, Mähren, Schlesiern, Ungarn und Polen für das Gute, das er während seines Aufenthalts bei ihnen genossen, wünscht, daß ihnen Gott dafür Erkenntniß dessen schenken möge, was für sie das wichtigste sey, und vorzüglich, daß sie die Einkünfte ihrer gesegneten Länder mit Weisheit und Mässigkeit gebrauchen lernen. „Der Ueberfluß, sagte ein weiser König aus Norden, (Gustaph Adolph) der ein Feind der Verschwendung war, hat die Böhmen zu Grunde gerichtet. Dies wird man auch in kurzem auch von dir, o Pohlen! sagen, wo du nicht wieder Sparsamkeit lernest; denn der Anfang der Sünden Sodoms war (Ezechiel 16, 49.), Hoffarth, alles Vollauf und guter Friede.“

„Mein letzter Aufenthalt ist seit zwölf Jahren die Hauptstadt von Holland, die größte Handelsstadt der Welt, wo ich besser als noch nie Gelegenheit habe, einzusehen, wie viel es sey, daß wir entbehren können; und was allen Menschen einzig nothwendig sey; so daß mich herzlich verlangt, unter tausend Labyrinthen den Labyrinthen

rinthen zu entgehen, und endlich durch Gottes Gnade gelernet habe, nach so vielen von mir gewältzten Sisyphischen Steinen um fort an keine mehr zu wälzen, sondern sie festzusetzen, und unter dem Haufen so vieler unersättlich hungrigen und durstigen Tantalen nicht eben so zu hungern und zu dürsten. Dies soll mir nun meine übrige Lebenszeit hindurch statt des größten Schatzes und aller Ergötzlichkeiten seyn. Ich erinnere mich, daß, als ich anfangs hieher kam, die Vornehmsten mich mit Ehren aufnahmen, in Hofnung, eine besondere Gelehrsamkeit an mir zu finden: ich wünsche aber, daß ich nach dem Beispiel meines Herrn, der auf der Hochzeit zu Cana den besten Wein bis auf das Ende behielt, so handeln könne, daß auch meine letzten Dinge besser seyn, als die zuerst gehoften, ich hoffe auch, es werde geschehen, wenn nur kluge Speisemeister zugegen sind, welche von dem Wasser, das zu Wein geworden, ein gesundes Urtheil zu fällen wissen. . . . . "

Ludwig von Holberg.

Oeffentlicher Lehrer der Geschichte bei der Academie zu Coppenhagen, Quästor derselben, und Consistorial-Assessor. Geboren 1685, gestorben 1754. Er hat seine Lebensgeschichte in drey Briefen beschrieben, die unter dem Titel: epistolæ ad virum perilluſtrem, in seinen Opuſculis latinis, 1737 und 1743 in 8 gedruckt erschienen. Folgender Auszug enthält das Wichtigste und Lehrreichste derselben:

Sie fodern, M. H. eine Nachricht von meinen Lebensumständen von mir, da ich doch niemals etwas gethan, welches aufgezeichnet zu werden verdiente .... Ich werde ihnen nicht, wie man sonst zu thun pflegt, mit Hererzählung einer langen Reihe von Ahnen beschwerlich fallen, und könnte dieses auch nicht thun, da meine Vaterstadt, Bergen in Norwegen, der Arche Noah ähnlich ist, worin alle Arten von Geschöpfen aus und eingehen. Es kommen aus den nächsten und

ent-

ferntesten Ländern allerley Menschen zusammen, welche sich in dieser Stadt niederlassen, mit den Einwohnern durch Heirathen verbinden, und sodann Ein Volk mit ihnen ausmachen. Doch habe ich dies vor vielen meiner Mitbürger voraus, daß mein Aeltervater von der mütterlichen Seite in Bergen selbst gebohren worden. Er hieß Ludwig Munthe, und war Bischof daselbst. Er war von Adel, und der Himmel segnete ihn mit so viel Kindern, daß er mit Recht einen Platz unter den Norwegischen Patriarchen behaupten konnte. Von meinen Voreltern väterlicher Seite weiß ich gar nichts. Mein Vater stieg in Kriegsdiensten von einem gemeinen Soldaten zu der Würde eines Obersten, und hatte diese Ehre nicht seiner Geburt, sondern seinen Verdiensten zu danken. Mir ist es Ehre genug, daß er ein redlicher, kluger, tapferer und frommer Mann war, und von jedermann geliebt wurde.

Ich verlor ihn, da ich noch an meiner Mutter Brust lag. Er hinterließ uns ein ansehnliches Vermögen, wir verloren aber fast alles durch eine Feuersbrunst, welche uns in die armseligsten Umstände versetzte. Es blieben uns nur einige Baurenhöfe übrig, deren Einkünfte aber zu Unterhaltung einer so zahlreichen Familie lange nicht hinreichten. Doch die Sparsamkeit

und vernünftige Wirthschaft unserer Mutter ersetzte diesen Mangel, und sie hinterließ nach zehn Jahren, da noch sechs Kinder lebten, diese kleinen Landgüter frey und ohne Schulden. Wie auch sie gestorben war, erwählte ich in meinem zehnten Jahr die Kriegsdienste, da nach der eingeführten Gewohnheit in Norwegen die Kinder der höhern Kriegsbedienten schon in der Wiege dem Kriegsstand gewiedmet werden. Mein Vormund schickte mich nach Upland, um daselbst in der Kriegswissenschaft unterrichtet zu werden. Weil ich aber von Jugend an die Wissenschaften sehr liebte, so nahm Otto Munthe, ein Verwandter von mütterlicher Seite, der dies bemerkte, sich meiner auf die liebreichste Weise an. Er munterte mich auf, ihnen ferners treu zu bleiben, und übergab mich der Unterweisung eben des Hofmeisters, dem er seine eigenen Kinder anvertraut hatte. Dieser Mensch war aber mehr ein Zuchtmeister, denn sein größtes Vergnügen bestand darin, wenn er uns aufs härteste züchtigen konnte, er hatte auch nicht die mindeste Geschicklichkeit zu seinem Amt. Ich erfuhr nachher, daß er sich eine andere Lebensart gewählt habe, welches mich, hauptsächlich für die lateinische Sprache, sehr freute, deren Untergang er mit äussersten Kräften zu befördern suchte. Und doch wollte sie dieser alberne Mensch

noch

noch verschönern: er befahl uns z. B. die Partikel *non* immer ans Ende des Sazes zu stellen, und anstatt non posſum tibi satisfacere zu sagen: posſum tibi satisfacere non; woraus sein Aberwiz erhellt. Nur von ihm wurde ich gezüchtigt, alle andern öffentlichen und Privatlehrer hatten mich immer lieb. Einmal klopfte mich der Conrector zu Bergen auf die Finger: über diese ungewohnte Behandlung entrüstet, fuhr ich auf, und nannte ihn einen Bock, ein Schimpfname, den man ihm wegen seines langen Bartes zu geben pflegte. Mit spanischer Gravität ertrug er dieses, und nannte mich zur Vergeltung blos ein Böcklein. Der Friede ward bald wieder unter uns hergestellt.

Hierauf wurde ich Corporal; von dieser Zeit weiß ich nichts merkwürdiges zu erzählen, als daß ich nie einen Heller von meiner Besoldung bezogen habe, ohne jemals zu erfahren, wer sie für mich empfangen habe.

Wie ich wieder nach Hause kam, nahm mich meiner Mutter Bruder und Vormund, Peter Lemm, zu sich, bei welchem ich bis zu der unglücklichen Feuersbrunst blieb, welche 1702 die Stadt Bergen verheerte, da verließ ich die Schule, und gieng nach Coppenhagen. Peter Lemm war ein aufgeweckter Kopf und sehr angenehm

genehm im Umgang. Einst machte ich auf eine Anverwandtin seiner Frau, die mich beleidigt hatte, einige stachlichte Verse. Seine Frau wurde gewaltig darüber aufgebracht, und foderte, er sollte mich strafen. Ich wurde vor ihn gefordert. Im Anfang stellte er sich sehr unwillig, wie er aber die Verse selbst untersuchte, so bestand der ganze Verwies darin, ich hätte dieses Gedicht nicht sorgfältig genug ausgearbeitet und den Reim nicht beobachtet. Hierüber entstand ein grammatikalischer Krieg, und nachdem wir uns eine Stunde herumgezankt hatten, so wurde der Friede wieder geschlossen, mit der einzigen Bedingniß, daß ich künftig meine Verse fleissiger machen sollte.

Im Jahr 1702 sandte mich der Rector unserer Schule auf die Academie zu Coppenhagen, obgleich ich das nach den Schulgesetzen erforderliche Alter noch nicht erreicht hatte. Doch, da ohne das Kirchen und Schulen darnieder lagen, sah man nicht so genau darauf. Meine Armuth gestattete mir nicht, mich lange zu Coppenhagen aufzuhalten; sobald ich also das Examen überstanden hatte, gieng ich wieder nach Hause. Bald darauf trug mir der Probst zu Vos die Unterweisung seiner Kinder auf, ob ich gleich selbst noch sehr jung war. Ich mußte mich zu-

gleich verpflichten, für ihn, wenn er krank oder abwesend wäre, zu predigen. Ein ganzes Jahr war ich der Zuchtmeister seiner Kinder, und der Bekehrer seiner Bauren. Doch das Predigen gelang mir besser, denn da ich den jüngsten Sohn, den die Mutter zärtlich liebte, mit mehrerm Ernst zu guten Sitten und dem Lernen anhalten wollte, bekam ich meinen Abschied, und mußte wieder nach Bergen reisen, ohne etwas mit mir zu nehmen, als die Lobsprüche der Bauren über meine Predigertalente. Ich war mit meinem Abschied wohl zufrieden, da einem cholerischen Temperamente nichts mehr zuwieder ist, als Kinder zu unterrichten, weil das Gemüth, wenn es ohne das durch widrige Zufälle niedergeschlagen ist, dadurch nur immer verdrießlicher wird. Ich war damals mit der Krankheit behaftet, die man den Alp nennt, wo man des Nachts immer eine schwere drückende Last auf sich zu haben glaubt. In alten Zeiten schrieb man sie den Gespenstern zu, in unsern Zeiten aber, wo man klüger geworden, den Hexen. Ich fürchtete, nie dieser Plage los zu werden, bis ich den Ort verließe, wo diese bösen Geister regierten. Ich brauchte alle in dergleichen Fällen gewöhnliche Mittel, setzte alle Abende meine Pantoffeln umgekehrt vors Bette, legte Stahl unter mein Kopfküssen, und sang

die

die Lieder, die man zu Peter Paarsens (*) Zeiten gegen solche Unholden zu singen pflegte. Aber alles vergebens, deswegen gerieth ich auf die Vermuthung, es müsse ein Hausgeist an diesem Orte seyn, der vorzüglich die Hofmeister zu plagen pflege, und verließ also dieses Haus mit Freuden.

Von Bergen begab ich mich abermals nach Coppenhagen, um mich zu dem höhern theologischen Examen vorzubereiten. Ich suchte mir die Theologie nebst der französischen und italiänischen Sprache noch mehr bekannt zu machen, und brachte es den Winter über so weit, daß ich mein Examen mit Ruhm bestand, und *Laudabilis* genennt wurde. Mit diesem Titel und einem leeren Beutel gieng ich wieder in mein Vaterland zurück, und mußte abermal eine Hofmeisterstelle bei dem Vicebischof von Bergen annehmen, die mir aber nach wenig Monaten als ein Sclavendienst wieder völlig erleidete. Der Vicebischof (Nic. Schmidt) hatte in seinen jüngern Jahren große Reisen gemacht, und das Merkwürdigste, was er gesehen, in ein Tagebuch verzeichnet. Dieses las ich begierigst, und der Wunsch entstand in mir, ebenfalls fremde Län-

(*) Ein komisches Heldengedicht des Verfassers unter diesem Namen, worin er dergleichen Aberglauben lächerlich macht.

Länder zu sehen. Obgleich meine Lage sehr dürftig war, so wurde ich doch durch die vielen Mühseligkeiten, die mir allenthalben aufstiessen, noch mehr gereitzt, und begehrte meinen Abschied. Weder der Zorn meiner Anverwandten, noch die Vorstellungen des Bischofs vermochten meinen Entschluß zu ändern.

Ich war nun wieder mein eigner Herr, und das erste, was ich that, war, daß ich all meine beweglichen und unbeweglichen Güter, Rechte, Ansprachen u. dgl. verkaufte und alles was ich hatte, zu Geld zu machen suchte. Die ganze Summe, die ich am Ende heraus brachte, war nicht mehr, als 60 Thaler. Dem ungeachtet blieb ich bei meinem Vorhaben, und schifte mich nach Holland ein, weniger im Vertrauen auf mein Geld, als auf das, was ich erlernet hatte, hauptsächlich auf meine Kenntniß der französischen und italiänischen Sprache — denn überhaupt ändere ich nicht leicht etwas, was ich mir einmal fest vorgenohmen habe.

Vierzehn Tage war ich zu Amsterdam, und besah alle Merkwürdigkeiten der Stadt. Hierauf hielt ich Rechnung mit meinem Geld, und fand, daß es fast alle war. Nun fieng ich an, mein Unternehmen zu bereuen, da ich kein Mittel vor mir sah, meiner Noth abzuhelfen. Ich kannte bald die Gemüthsart der Holländer, wo ein

Schif=

Schiffer weit mehr gilt, als alle Grotiusse und Saumaise's. Meine Landsleute führten mich oft in vornehme Häuser, aber da galt mein Titel: Laudabilis, sehr wenig, man ließ mich stehen, wo die mit Pech beschmierten Bootsleute und Schiffer stahnden, und oft mußte ich die Ermahnungen der Kaufleute, wie ich mich betragen sollte, mit Eckel und Aerger anhören: denn ich glaubte, obgleich ich noch jung war, so viel gelernt zu haben, daß ich allenfalls diesen Sittenlehrern eben so gute Predigten, als sie mir, halten könnte. Nach Hause zurück zu gehen, hinderte mich die Schaam; hier zu bleiben, meine Armuth. Zugleich wurde ich kränklich, und ein immerwährendes Fieber raubte mir je mehr und mehr alle meine Kräfte. Diese Umstände giengen mir so sehr zu Herzen, daß ich nun im Ernst auf meine Rückkehr denken mußte. Bereits wollte ich abreisen, als mir mein Arzt die Bäder zu Aachen, als das beste Mittel gegen meine Kränklichkeit, rieth. Es brauchte wenig Mühe mich zu überreden, ich unternahm die Reise in blinder Hofnung eines guten Erfolges, aber sie kostete mich wider mein Vermuthen so viel, daß ich gar nicht wußte, wie wieder zurückkommen? Bei meiner Ankunft in Aachen hatte ich noch 6 Reichsthaler übrig.

Meine

Meine Reisegefährten machten meine Jugend zum Gegenstand ihres Spottes, und stellten einst im Wirthshause zu Aachen einen Prediger an, der mich examiniren sollte, in Hofnung, es würde etwas zu lachen geben. Gebieterisch befahl er mir, vor ihn zu treten, und schnarchte mich an: „Hör, Junge! wann hast du deine „Studien absolvirt?“ Aufgebracht über diese Frage grif ich ihn mit einem solchen Heere lateinischer Phrasen an, daß der arme Mann kein Wort darauf antworten konnte, und blos, indem er hastig aufstand, sagte: „Der Herr ist ein „Theologant — ich gratulire ihm!“ Mehrmals wurde ich für jünger gehalten, als ich war, und deswegen verachtet. Noch als ich Professor war, sagte zu Frankfurt in einem Gasthof ein Pariser, den man fragte, wie alt er mich schäze? „c'est un Garçon de dixhuit ans!“

In Aachen lebte ich äusserst kärglich, und doch trieb mich die Noth, eine That zu begehen, die ich weder vorher noch nachher niemals mehr begangen habe. Ich machte mich nemlich eines Morgens mit meinen Sachen heimlich davon, ohne meinen Wirth bezahlt zu haben, wurde aber, weil dieser zu wachsam, und ich zu unerfahren war, von ihm wieder eingeholt, und mußte alles bis auf den lezten Heller bezahlen.

Lange Zeit schwebte mir diese Begebenheit vor Augen, und kam mir sogar in Träumen vor.

Ich mußte nun zu Fuß nach Holland zurück gehen, war aber dabei sehr aufgeräumt, und meine Gesundheit hatte gewonnen. In Amsterdam durchsuchte ich alle Gassen und Winkel, wandte alle meine Beredsamkeit an, von den Wechslern Geld zu erpressen, und versprach ihnen so viel Zinse, als sie nur wollten: aber vergeblich. Endlich ließ sich einer erbitten, und streckte mir das Nöthige zur Reise in mein Vaterland vor. Nach Bergen zu gehen hatte ich keine Lust, weil ich den Spott meiner Verwandten fürchtete, und landete daher in Christiansand. Durch Hülfe eines Studenten von Drontheim wurde ich bald in der Stadt bekannt, und erhielt eine Menge Kinder zum Unterricht in den Sprachen, besonders der französischen.

Damals las ich eine Schrift, worin der Verfasser mit 60 Gründen zu erweisen sucht, daß die Weiber keine Menschen seyen. Das Paradoxe dieses Satzes gefiel mir so sehr, daß ich bei jeder Gelegenheit davon sprach, und meine Ketzerey in der ganzen Stadt auszubreiten suchte; anfangs zwar nur im Scherz, nachher aber, da man mir widersprach, mit immer grösserem Eifer. Endlich aber, da ich erfuhr, alle Leute reden übel von mir, und die Mägde auf den

Strassen mit Fingern auf mich wiesen, so ließ ich meinen Irrthum fahren, rühmte bei jeder Gelegenheit die Vorzüge des weiblichen Geschlechtes, und fand, da ich noch etwas von der Musik verstand, zuletzt Gnade sogar bei den vornehmsten Frauenzimmern der Stadt.

Den Winter über nahm mich ein Prediger zu sich in sein Haus, den ich die Englische Sprache lehren mußte. Mein Name war groß in Christiansand, und ich hörte einst zween Knaben auf der Strasse, bei denen ich vorbeigieng, zu einander sagen: „Siehe! das ist der Mann, der „so viele Sprachen versteht, und französisch, ita„liänisch, russisch, polnisch und türkisch reden „kann!“ Ich hatte die Ehre, Personen vom ersten Rang zu meinen Schülern zu haben, z. B. den Commandanten der Stadt, Hrn. von Nostitz, der nachher in russische Dienste gieng, und einer der größten Generale unserer Zeit wurde. Ich rettete mich aus allen meinen Schulden, und hatte im Anfang des Frühjahrs noch 12 Reichsthaler übrig. Mein Verdienst wurde aber bald durch die Ankunft eines bankerutten holländischen Kaufmanns verringert, der sich anbot, für einen geringen Preis die französische Sprache zu lehren. Wie ich hörte, daß er nicht eben sehr stark darin sey, so foderte ich ihn zu einem Wettstreit in Gegenwart unse-

rer

rer Schüler heraus. Er erschien. Ich brachte ihm norwegischfranzösische Stösse bei, die er mit holländischfranzösischen ausparirte, so daß wohl die französische Sprache kaum jemals so sehr als in diesem Gefechte mißhandelt worden seyn mag: wir redeten beide ohnehin sehr schlecht, und die Hitze des Kampfes verstellte die arme Sprache noch mehr. Das Gefecht blieb unentschieden, wir machten Friede, und theilten wie Cäsar und Pompejus die Welt unter uns. Auf den heranahenden Frühling nahm ich mir wieder eine Reise nach England vor, und erwählte obigen Studenten, Christian Brix, der allenfalls in der Noth von seiner Mutter Hülfe erwarten konnte, zu meinem Reisegesellschafter.

Nach einer viertägigen Schiffarth landeten wir zu Gravesand an der Themse, von da wir zu Fuß nach London giengen. Auf dem Wege traf ich einen Engländer aus den innern Provinzen an, der mich allerhand über mein Vaterland fragte, und Norwegen für eine Stadt in Schweden hielt. Oft nachher habe ich ähnliche Fragen in England gehört, und bei Engländern, Franzosen und Italiänern die tiefste Unwissenheit über die Nordischen Länder wahrgenohmen. In Paris wollte mir ein Priester durchaus nicht glauben, daß die Nordischen Völker getauft würden. Ein Sachwalter bei dem höchsten Gericht

daselbst verlangte von mir zu wissen, ob nicht der nächste Weg nach Dänemark durch die Türkei gienge? Ein anderer glaubte, man könnte sich nirgends anders dahin einschiffen, als zu Marseille. In Rom wollte mir ein junger Mensch aus Piemont durchaus nicht glauben, daß ich aus Norwegen wäre; denn, sagte er, er habe in einer Reisebeschreibung gelesen: die Leute daselbst wären ganz ungestalt, hätten Schweinsaugen, und Mäuler, die ihnen bis an die Ohren reichten. So bekümmern sich diese Völker blos um die Dinge, die bei ihnen vorgehen, wir hingegen verachten was einheimisch ist, und nur das Fremde scheint uns schön und wichtig.

In London hielten wir uns nicht lange auf, und gingen gerade nach Oxford, wo wir, so arm wir waren, uns gegen Erlegung einiger Kronen, den Zutritt zu der berühmten Bodleianischen Bibliothek verschaften. Vorher mußten wir einen Eid ablegen, und wurden unter die Mitglieder der Academie eingeschrieben. Es war uns weniger angelegen, die Manuscripte zu untersuchen und etwas daraus aufzuzeichnen, als wie wir unserer dringenden Geldnoth vorbeugen wollten? Wir lebten sehr sparsam, assen nur am vierten Tage Fleisch und an den übrigen trokene Speisen, doch blieb mein Gemüth munter, und meine Kräfte nahmen zu. Mein Gefährte hingegen wurde

täg-

täglich schwächer, und bereute, so oft er hungrig war, seine Thorheit, ausser Landes gegangen zu seyn. Ich that alles ihn zu ermuntern, und hielt ihm oft das Wort des Bions vor: „Es „ist thöricht, sich aus Gram die Haare auszu„reissen; als wenn durch eine kahle Platte der „Schmerz gelindert würde!“ Endlich mußten wir wieder nach London: ein Wechsler strekte ihm auf Bürgschaft eines Drontheimischen Kaufmanns Geld vor, und nun dachte er blos darauf, seines Leibs zu pflegen, so daß er bald mit einem fetten Leib und ganz munter mit mir nach Oxfort zurückkehren konnte, welches er vor kurzem mager und abgezehrt verlassen hatte. Wir kamen bald in die Bekanntschaft vieler Studenten, und hatten Gelegenheit, die vortrefliche Zucht, Eingezogenheit und Achtung vor den Obern, die auf dieser Academie herrscht, zu bewundern. Nach 10 Uhr Abends trift man keinen Menschen mehr auf der Strasse an, als nur die Polizeibedienten, die alle Winkel untersuchen; treffen sie einen Studenten in einem Wirthshaus an, so wird er scharf gestraft. Hingegen den Doctoren und Magistern ist alles erlaubt, als erhielten sie mit ihren Würden zugleich die Freiheit zu disputiren und zu trinken, denn oft trift man sie noch am lichten Morgen beim Glase an. Daher bemühen sich alle die, die Freunde von Zechen

chen sind, je eher je lieber den Gradum zu erhalten, weil so ansehnliche Freiheiten damit verknüpft sind. Auch die, die in Gesellschaft und unter Anführung eines Magisters zechen, bleiben ungestraft.

Wir waren ungefehr einen Monat in Oxford, als mein Gefährte einen Brief von seiner Mutter, mit dem Befehl erhielt, nach London zu gehen, und daselbst unter der Aufsicht des Dänischen Predigers zu studiren. Er verließ mich also, und gieng nach London. Zwar wurde ich dadurch wieder in neuen Kummer versezt, weil ich aber viele Studenten kannte, und diese von meinen grossen Kenntnissen in den Sprachen und der Musik allenthalben erzählten, so übergaben mir viele ihre Söhne zum Unterricht. Die Klügsten meiner Schüler sahen zwar bald meine Schwäche in beiden ein, waren aber so edelmüthig, mich nicht zu verrathen. Am beßten kam mir die Unbeständigkeit meiner Lehrlinge zu statten, die kaum einen Monat blieben, die ersten Anfangsgründe hörten, und dann wieder fortgingen: so blieb mein Ruhm unverlezt. Ueberdas wurde ich nach der Landesgewohnheit für den ersten Monat doppelt bezahlt. In der Musik nahm ich am meisten zu, so daß ich für den größten Flötenspieler in der Stadt gehalten, und in den musikalischen Clubb aufgenohmen wurde.

Ich

Ich blieb noch 15 Wochen in Oxford, und wurde täglich von den Studenten zu ihrer Tafel geladen. Ueberhaupt erfuhr ich viel Güte und Freundschaft von den Einwohnern dieser Stadt, und sie unterstützten mich aufs großmüthigste. Zwar bilden sich die Engländer im Ganzen sehr viel auf ihre Tugenden ein, aber man muß dagegen die herrlichen Eigenschaften, die auf der andern Wagschaale liegen, nicht aus den Augen setzen.

Endlich verließ ich Oxford und gieng nach London, besah da alles, was sich ohne Geld sehen läßt, und reisete bald auf einem schwedischen Schiffe wieder ab, welches nach 5 Tagen zu Helsingör landete, von wo ich nach Coppenhagen gieng. Meine Casse war leer; ein Schulmeister zu werden, war ich zu stolz; ich fiel daher auf den Gedanken, öffentliche Vorlesungen über die Merkwürdigkeiten fremder Länder zu halten, wozu ich durch lateinische Anschlagzettel einlud. Sie wurden häufig besucht, da es aber ans bezahlen kam, machten sich meine Schüler unsichtbar, ich erhielt nichts, suchte mich aber mit der Philosophie zu trösten. Nothgedrungen mußte ich also doch wieder Schulmeister werden. Doch zum Glück daurte es nicht lange. Der Staatsrath **Winding** erwählte mich zum Gefehrten seines Sohns auf eine Reise durch Deutschland.

Wir giengen gerades Wegs nach Dresden zu: hier blieb der junge Winding bei dem Baron von Löwendal, dem er empfohlen war, und ich erhielt meinen Abschied.

Auf der Rückreise traf ich in Leipzig einen Landsmann, Fleischer, an, der nachher Probst zu Altona wurde. Er war ein munterer wiziger Gesellschafter, und ich ließ mich darum nicht lange bitten, einige Zeit bei ihm zu bleiben. Zu den vornehmsten Gelehrten hatte ich Zutritt. In Halle sah ich den berühmten Thomasius, dessen Umgang mich aber nicht sonderlich erbaute, da er bloß von der rauhen Witterung und andern allgemeinen Dingen mit mir zu reden geruhete. Nach allerlei Abentheuren kam ich wieder nach Coppenhagen.

Die vielen Kenntnisse und Erfahrungen, die ich mir auf meinen Reisen gesammelt hatte, machten mich nun so beliebt, daß mir der geh. Rath und Admiral Friedr. Gedde die Hofmeisterstelle bei seinen Söhnen antragen ließ. Ungern nahm ich sie an, aber die Noth trieb mich dazu, und weil sie überdas mit vieler Ehre verbunden war, so schmeichelte sie auch meinem Hochmuth. Im ersten halben Jahr gings gut, nachher aber wurde durch die viele Arbeit mein Körper so geschwächt, daß ich zu ohnmächtig war, das gehörige Ansehen bei meinen Lehrlingen,

gen, die sich beständig unter einander rauften, behaupten zu können. Nach einem Jahre dankte ich ab und wurde in das medicinische Collegium aufgenohmen. (*)

Hier arbeitete ich zwo Schriften aus: Eine Einleitung in die Europäische Geschichte nach Puffendorfs Lehrart, die ich schon auf der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford angefangen hatte; und kurz nachher einen Anhang dazu. Ich that mir viel darauf zu gut, in diesen Jahren schon Schriftsteller geworden zu seyn wo:

Barba resecta mihi bisve semelve fuit. (**)

Bald darauf (1714) wurde ich von unserm König zum ausserordentlichen Lehrer bei der Academie zu Coppenhagen ernennt, und nun mußte ich alle vorigen Beschäftigungen auf die Seite legen, um mich zu meinem Amte zu bereiten. Den Weg zu dieser Stelle hatte ich mir durch ein in Folio geschriebenes Buch gebahnt, was ich dem König zueignete. Es enthielt die Thaten Christians IV. und Friedrichs III. aus den glaubwürdigsten Quellen, und sollte eine Einleitung in die Dänische Geschichte des vorigen Jahrhunderts

seyn

(*) Ein Collegium, welches Olaus Borrichius aufrichtete, worin eine gewisse Anzahl Dänen und Norweger fünf Jahre reichlich erhalten werden.

(**) Wo nur ein oder zweimal mir der Bart war abgeschnitten worden.

seyn. Alles dieß brachte ich zu Stande, während ich ein Mitglied des mediciniſchen Collegiums war, und doch wurde ich als ein Müſſiggänger ausgeſchrieen, denn ich diſputirte nie, und hielt keine öffentlichen Reden. Von meiner Gelehrſamkeit hatte man ſehr mittelmäſſige Begriffe, und allerdings bin ich noch itzt in dem, was man gewöhnlich Gelehrſamkeit nennt, ſehr unerfahren, und würde ſchlecht beſtanden ſeyn, wenn ich mich der Prüfung der Philoſophen hätte unterwerfen müſſen. Ich konnte zwar wohl einen Syllogiſmus formiren, aber nur aufs gerathewohl, ohne ſagen zu können, wie man eigentlich dabey verfahren müßte, oder ob er in Barbara oder Eliſabeth wäre? Ich habe gleichfalls gehört, daß etwas in der Welt ſey, welches man die Inſtrumentalphiloſophie nennt, wohin man dem Berichte nach, die Logik und Metaphyſik zieht; aber ich habe nie etwas mit ihr zu ſchaffen gehabt, und bekenne aufrichtig, daß ich noch nicht weiß, wie viel Prädicamenta und Prädikabilia die Logik zu Kriegszeiten ins Feld ſtellen kann? Durch welche Künſte und Maſchinen man einen Catheder ſtürmen ſoll? u. d. gl. Ich habe mir öfters vorgenohmen, einige Zeit darauf zu wenden, war aber nie ſo glücklich, welche zu erübrigen.

Ich

Ich erhielt bald darauf das Roseneranzische Stipendium von 100 Reichsthalern, welches mir gut zu Statten kam, da ich sonst blos von der Hofnung zu leben gewohnt war, und weil es überdas die, die es erhalten, zur Besuchung anderer lutherischer Universitäten verpflichtet, so kam es meiner Reiselust gerade recht. Ich reisete demnach wieder nach Holland. In Rotterdam sah ich mit Aerger, wie muthwillige Knaben zum Zeitvertreib mit Steinen nach der Bildsäule des unsterblichen Erasmus warfen, wunderte mich aber weniger über den Muthwillen der Knaben, als über die Nachläßigkeit derer, welche die Aufsicht über sie haben sollten. Ueber Antwerpen gieng ich nach Brüssel, von hier setzte ich aus Sparsamkeit die Reise zu Fuße fort, bis nach Paris, wo ich eine ganze Stunde in der Stadt herumlief, um ein Quartier zu suchen, und keines fand. Denn weil ich das Wort logis nicht recht aussprechen konnte, so verstand mich kein Mensch, und es war eine empfindliche Demüthigung für mich, der ich kürzlich noch ein Lehrer der französischen Sprache gewesen war, von einer Magd auf der Strasse im Vorbeigang zu hören: „Er redt französisch wie ein deutsches Pferd!“ Ich hätte sagen sollen: chambre garnie, nun aber verstanden die Leute das Wort Logis für Lucie, und einer gab mir

zur

zur Antwort: „Ie ne la connois point Monsieur!“ Endlich erhielt ich eine Stube in der Vorstadt St. Germain, und lebte einige Monate überaus philosophisch, sprach mit niemand als mit mir selbst und meinen Büchern, kannte ausser dem Wirth sonst keinen Menschen und niemand kannte mich. Täglich besuchte ich die öffentlichen Gärten, wo ich eine unzählige Menge Menschen antraf, und einige öffentliche Bibliotheken. Es fiel mir sehr auf, so wenig Leute hier anzutreffen; im ganzen folgenden Winter sah ich gar niemand darauf, als einen deutschen Studirenden, der aber blos die Landcarten begafte. Die Mazarinische Bibliothek wurde am meisten besucht; man stritt sich bei der Thüre, wenn der Bibliothekar sie öfnete, wer zuerst hineingehen sollte? denn Bayle Dictionnaire, worin alle gern lesen wollten, ward demjenigen zu Theil, der sich seiner zuerst bemächtigen konnte.

Zween Monate besuchte ich keinen Menschen, und mein Wirth war mein einziger Gesellschafter. Da er ein grosser Liebhaber von Geschichten war, so erzählte ich ihm bisweilen Stücke aus der alten Historie. Einst fragte er mich, „wer Jerusalem zerstört habe?“ Der Kaiser Titus, sagte ich. Er fragte ferners: „ob er ein Römer oder Grieche gewesen?“ Ein Parlamentsrath, der zugegen war, antwortete an meiner Statt: „Er

war

war ein Römer, und hieß Titus Livius.“ Eine Antwort, die man unter die responsa prudentum setzen kann. Ich gieng auch mehreremal an die Orte, wo Gericht gehegt wird, um die Manier der Franzosen in Rechtssachen kennen zu lernen, und konnte mich nicht genug verwundern, theils über die ausserordentliche Beredsamkeit der Advocaten, theils aber und noch mehr über den ungeheuren Lerm der Zuschauer, und über die abscheuliche Unordnung der Richter selbst beym Votiren und Urtheilsprechen. Sie stehen auf, gehen umher, plaudern, als ob sie auf dem Markt und nicht im Gerichte wären. Ich lernte nach und nach mehrere berühmte Männer kennen, unter andern meinen Landsmann, den berühmten Anatomiker, **Winslow**. Er hatte zwar seine väterliche Religion abgeschworen, doch war ihm nichts angenehmer, als Landsleute zu sehen, und ihnen gefällig zu seyn. Er war ein bescheidener, aufrichtiger und dienstfertiger Mann, hatte aber die beschwerliche Unart an sich, mit allen Fremden theologische Streitigkeiten anzufangen, welche man um so mehr wegwünschte, da er sonst ungemein viel Sittenfalt besaß.

Ich bemerkte, daß Paris, ungeachtet der ungeheuren Menge von Gelehrten eben kein Paradis für sie sey, denn ich sah geschickte Leute,

wo ich zweifelhaft war, ob sie ärmer oder gelehrter wären? Nach dem Urtheil der Pariser ist der der gelehrteste, der am meisten gepuzt ist. In meinem Hause wohnte ein Zahnarzt, welcher mit seiner Kunst fast nichts verdiente, weil er höchst sparsam lebte; wie er aber endlich den Character dieser Nation kennen gelernt hatte, so schafte er sich prächtige Kleider, und einen kostbaren Wagen an, worauf er in kurzer Zeit eine Menge Kunden bekam. Die Pariser haben das eigene, daß, obgleich ihre Stadt täglich unzählichen Veränderungen und Abwechslungen, mehr als man sichs vorstellen kann, unterworfen ist, sie doch der nichtswürdigste Umstand in Bewegung zu setzen vermag. Nicht das allergeringste kann vorgehen, das nicht sogleich die ganze Stadt erführe, und alles läuft sodann mit der größten Hastigkeit unter seine Hausthüre, um etwas zu sehen, wofür unsre Bauren kaum einen Fuß aus der Thüre setzen würden. Die Obrigkeit, die das Naturell ihrer Bürger genau kennt, kann sie daher durch allerlei lächerliche Auftritte zu allem, was sie wünscht, bewegen und in Gehorsam erhalten. Selbst in ihren Aufruhren ist immer etwas Lächerliches; man kann unmöglich die Geschichte des Schleuderkriegs ohne Lachen lesen, wo sie allem, selbst ihrem Brod, die Form von Schleudern gaben. Eben

so

so unterschieden sich zur Zeit des Constitutionskrieges die gegenseitigen Partheien durch verschiedene Bänder à la Constitution oder à la Regence von einander. Der Cardinal Retz, (*) kannte diese Pariserflüchtigkeit gar wohl; wenn alles einen Aufstand drohte, so blieb er gelassen, und sagte: „Sie werden schon aus einander gehen, wenn die Stunde zum Essen und Spazieren kömmt!“ denn diese versäumen die Pariser nie.

Anderthalb Jahre lebte ich mit Nutzen und Vergnügen in Paris, da wandelte mich die Lust an, weiter zu reisen. Ein französischer Studirender erzählte mir, er sey von Paris nach Rom mit 20 Reichsthl. gekommen: dies war mir überaus angenehm zu hören, und ich konnte mich des Gedankens nicht entschlagen, das gleiche zu versuchen. Lust und Vernunft kämpften in mir: Mein schwacher Körper, meine Armuth, Banditen, Seeräuber, Staub und Hitze riethen mirs ab: Ehrsucht und Neugierde lokten mich, endlich ward die Vernunft von der Lust besiegt, und ich beschloß die Reise. Ich gieng bald zu Wagen, bald zu Fuß, meist in der schlechten Gesellschaft einiger junger Pariser, denen kein wahres Wort aus dem Maule gieng; ihre Gespräche han-

(*) Aus dessen interessanten Memoires in dieser Sammlung künftig Auszüge gegeben werden sollen.

handelten entweder von ihren Liebschaften oder von neuen Flüchen, die in den Provinzen noch nicht gebräuchlich wären u. s. w. Sie spotteten oft über die Lehren ihrer Kirche: doch fielen sie alle Abend ehe sie zu Bete giengen auf die Knice, und beteten sehr andächtig.

Ueber Auxerre und Chalons kam ich nach Lion, von hier die Rhone hinunter in zween Tagen nach Avignon, und so dann zu Fuß durch die herrliche Provence, die wegen der schönen Abwechslung von Feldern, und Wiesen, Wäldern und Weinbergen durchaus dem schönsten Garten gleicht, nach Marseille, wo ich mich an neuen Wundern nicht satt sehen konnte, besonders an den vielen Orientalern, die den Hafen besuchen; doch schienen mir die Einwohner nicht so umgänglich und gesittet zu seyn wie die übrigen Franzosen. Ich fuhr auf dem mittelländischen Meer nach Genua, wurde aber unterwegs von einem Fieber befallen, das man dem vielen Trauben essen in Marseille zuschrieb, und welches sich zu Genua in ein Quartanfieber verwandelte. Ich hatte hier einen barbarischen Wirth, der nicht nur die Nächte, sondern sogar die Stunden zählte, da ich in seinem Hause schlief. Die Genueser nennen die Wirthe Raben, aber die Fremden dürfen sie sicher Wölfe nennen. Endlich grif mich die Krankheit so sehr an, daß ich an meinem Auf-

kommen

kommen zweifelte. Ich lag ohne alle menschliche Hilfe, hatte keinen Arzt, keinen Freund, und war gezwungen, sogar meine Noth zu verheelen, um mir nicht den Besuch der Mönche zuzuziehen, deren ungereimtes Geschwäz mich vollends würde hingerichtet haben. Ich überließ mich Gott, sprach mir Muth zu, und widerstand dem Kummer, so gut ich konnte. Einst sah ich aus dem Fenster einen vorbeigehenden Franzosen, den ich etwas kannte, rufte ihn zu mir, und erzählte ihm meine Noth. Er wurde erweicht, und sagte dem Wirth derbe Wahrheiten: Hierüber kamen sie zu Schlägen, welches alles ich durch eine Rize der Thüre ansah; der Franzose brachte mich darauf in ein anderes Haus, und erlöfete mich aus diesem Raubnest. In kurzem wurde ich wieder soweit hergestellt, daß ich ausgehen konnte. Nachher erfuhr ich, daß mein Erretter nicht ein Franzose, wofür ich ihn gehalten hatte, sondern ein Däne, **Carl Montfort**, gewesen sey.

Ich fuhr zu Wasser nach Rom, noch nicht befreit von meinem Fieber, und in beständiger Furcht vor den Seeräubern. Wegen wiedrigen Winden mußten wir in Porto Verde anlegen, und neun lange Tage daselbst verharren. Es waren zehn Mönche auf dem Schif, welche vorschlugen, jeder von den 40 Reisenden sollte etwas Geld hergeben, damit wir zum Grabe

eines in dieser Gegend liegenden Heiligen wallfahrten, und ihm opfern könnten, um guten Wind zu erhalten. Die Spanier und Italiäner ließen sichs gefallen, weil sie glaubten, Gott liesse sich durch das Gebet allein nicht versöhnen. Die Franzosen aber machten allerhand Einwendungen, doch willigten sie endlich mit der Bedingniß ein, daß das Geld an einen sichern Ort hinterlegt werden sollte, damit ein jeder seinen Antheil wieder zurücknehmen könnte, wenn wir unsern Zweck nicht erreichten. Die Mönche sahen, daß sie verspottet wurden, beklagten sich, und prophezeyten, die wahre Religion würde einst noch gewiß in Frankreich gänzlich untergehen. Wir landeten endlich zu Civita Vecchia. Zwischen Livorno und dieser Stadt kam uns ein Seeräuberschif entgegen; das war ein erbärmlicher Anblick! Die Laternen wurden angebrannt, die Canonen geladen, jeder auf dem Schif bewafnet, und an seinen Posten gewiesen. Die Weiber liefen mit fliegenden Haaren und den Tod im Gesicht aus der Kajüte heraus, und machten das entsetzlichste Geschrei, das man weit herum auf dem Meere hören konnte. Die Mönche, die beständig sonst vom Tode predigten, lagen auf der Erde, rauften sich die Haare aus, schrieen eine Menge von Heiligen um Hülfe an, und es hielt noch weit schwerer, ihr Geheul, als das der

Weiber zu stillen. Mir überlief im ersten Schrecken ein kalter Schauder, bald aber erholte ich mich wieder, und stellte mich mit dem Degen in der Faust in die Schlachtordnung. Der Seeräuber grif unsere Convoy an, wir aber kamen mit einem glücklichen Winde davon.

Von Civita Vecchia gieng ich zu Fuß nach Rom, und traf auf dem ganzen Weg eine solche Menge Schlangen an, daß ich nirgends weder stillstehen, noch mich niedersetzen durfte. Beym ersten Eingang in die Stadt fiel mir zuerst das Wundergebäude der Peterskirche in die Augen, bei dessen Anblick ich alle Widerwärtigkeiten meiner Reise vergaß. Mein erstes war, daß ich durch Arzneien mein Fieber zu vertreiben suchte, fand aber bald, daß Enthaltsamkeit das beßte Mittel wäre. Doch verließ es mich nie ganz, so lang ich in Rom war. Ungeachtet dessen gieng ich täglich aus, sah alle Merkwürdigkeiten, und besuchte besonders die öffentlichen Bibliotheken, wo ich die Dienstfertigkeit der Bibliothekare nicht genug rühmen kann. Nur ist das äusserst beschwerlich, daß so viele Bücher verboten sind, und fast jedesmal, wenn ich ein etwas seltenes Buch begehrte, wurde es mir unter diesem Vorwand abgeschlagen. Den Bayle z. B. konnte ich nie erhalten.

Ich brachte den ganzen Winter in Rom sehr nützlich zu. Im Frühling aber rieth mir meine Casse, wieder auf den Heimweg zu denken. Auf das Meer zu gehen, schreckten mich meine vorigen Erfahrungen ab, ich beschloß also die Reise über Land und zu Fuß zu machen, welches zwar mühsamer und beschwerlicher, aber doch sicherer und wohlfeiler war; zudem hofte ich durch die beständige Bewegung meines Fiebers los zu kommen. Glücklich erreichte ich diesen Zweck, und als ich in Florenz ankam, war ich ganz wieder hergestellt. Von hier gieng ich nach Bologna, und durch die Lombardey nach Turin, die schönste Stadt, die ich jemals gesehen; durch Savoien, das noch allenthalben die traurigsten Spuren von der Grausamkeit der Franzosen zeigte, welche fast alle Städte zerstört hatten, und durch Dauphine über Lyon, endlich wieder nach Paris, wo mich meine Wirthin und meine Freunde lange nicht mehr erkennen wollten, da ich auf der Reise ganz braun geworden war, und am Leibe sehr zugenohmen hatte.

Aber ganz hatte mich mein Fieber noch nicht verlassen, alle Hülfe der Aerzte war vergebens. Wie sie also einen ganzen Monat durch ihre Künste vergeblich an mir versucht hatten, mußte ich im Ernst auf die Rückreise nach meinem Vaterland denken. Ich gieng nach Amsterdam, und

Hier wurde ich desselben auf eine sonderbare Weise los: einer meiner Freunde und Landsleute Adrian Geelmeyden, der nun Bürger zu Amsterdam war, bat mich, zu ihm zu kommen, und versicherte mich, er hätte in seinem Hause einen Arzt, der mich ohne Geld curieren würde. Wie ich kam, so fand ich statt desselben einige Musikanten, mit denen ich ehmals Concerte zu halten pflegte, ehe ich nach Frankreich reisete. Sie boten mir ein Instrument an, wir musicierten den ganzen Abend bis tief in die Nacht. Vergnügt gieng ich nach Hause, des folgenden Tags erwartete ich mein Fieber, es kam nicht, und niemals wieder, nur empfand ich eine Zeitlang an den Tagen wo es zu kommen pflegte, eine gewisse Mattigkeit. Gleich darauf gieng ich zu Schif nach Hamburg, und von da zu Lande nach Kopenhagen.

Hier mußte ich nun zwey Jahre abermals in grosser Dürftigkeit leben, weil keiner meiner alten Collegen mir Plaz machen wollte. Ich schrieb eine Einleitung in das Natur- und Völkerrecht, nach den Grundsätzen Grotius, Puffendorfs und Thomasius; erhielt aber wenig Beifall, obwohl in Dänemark, wo der Gesetze so wenig sind, daß ein Richter öfters zweifelhaft seyn muß, was er für einen Spruch fällen soll? die Kenntniß des Rechts der Natur weit nöthiger ist als in

vielen andern Ländern. Von 1000 Exemplarien, die gedruckt wurden, konnten in zehn bis zwölf Jahren kaum 300 abgesetzt werden. Es hält (zu meiner Zeit) überhaupt schwer, in Dänemark als Schriftsteller sein Glück zu machen. Die Vornehmen lieben mehr ausländische, besonders französische Schriften, der gemeine Mann begnügt sich an geistlichen Büchern. Endlich nach zwei Jahren erhielt ich ein ordentliches Gehalt, wodurch meiner fast unerträglichen Armuth abgeholfen wurde. Man trug mir, so sehr es meiner Neigung zuwider war, das Lehramt der Metaphysik auf. Viele, die mich kannten, fürchteten für ihren Untergang, und allerdings stand sie in Dänemark wohl nie in grösserer Gefahr, als unter meiner Vormundschaft. Zwey Jahre mußte sie in meiner Dienstbarkeit aushalten, darauf wurde sie wieder auf freien Fuß gesetzt. Durch die Beförderung oder den Tod verschiedener Lehrer wurde ich Beisitzer im Consistorium, und erhielt einen grössern Rang und ein höheres Gehalt, so daß ich endlich von den schweren Sorgen befreit wurde, die mir meine seitherige Lebenszeit so sauer gemacht hatten. (1720.) Ich war nunmehr einzig darauf bedacht, meine durch Reisen, Sorgen und Krankheiten geschwächten Kräfte wieder herzustellen.

Bisher hatte ich alle meine Zeit der Rechtsgelehrsamkeit, den Sprachen und der Geschichte gewiedmet, und alles andere, besonders die Dichtkunst, die nicht den mindesten Reitz für mich hatte, auf die Seite gesetzt. Ich las wohl bisweilen lateinische Gedichte, aber blos wegen der Sprache, und nie anders, als mit äusserstem Widerwillen. Bald aber bemerkte ich, daß diese Stadt ganz poetisch und so viel Dichter in derselben wären, als Fliegen im Herbstmonat. Um nicht immer blos Zuhörer zu bleiben, machte ich endlich selbst einen Versuch, und schrieb eine Satyre, worin ich die sechste des Juvenals nachahmte; kurz darauf noch einige andere, und endlich, nachdem mich ein Freund in den Regeln der dänischen Dichtkunst unterrichtet hatte, das bekannte comische Heldengedicht, (*) welches noch itzt von Schweden und Deutschen, die blos zu diesem Zweck die dänische Sprache lernen, mit Vergnügen gelesen wird. Es machte sehr verschiedene Eindrücke; einige hielten es für eine unnütze Arbeit, andere zogen es auf sich, andere auf ihre Feinde, einige klagten, auf diese Weise würde die Dichtkunst ein Geschwätz, andere behaupteten, sie höre damit auf, ein solches zu seyn. Wie endlich mein Name bekannt wurde, erhielt ich von vielen Danksagung, arbeitete es

(*) Peter Paars Reisebeschreibung.

darauf noch einmal aus, und ließ es in 4 Theilen drucken. In anderthalb Jahren erlebte es, welches noch keinem dänischen Buche widerfahren war, drey Auflagen, und erhielt auch in Deutschland Beifall.

Nach diesem gab ich eine Sammlung von Satyren heraus. Lächerlich war der Eindruck derselben auf die Leute. Ein nicht ungelehrter Mann bat mich einmal auf seinen Bruder eine Satyre zu machen, der etwas unordentlich lebte. Ich antwortete ihm mit dem Plinius, man müsse das Laster und nicht die Menschen verfolgen. Andere glaubten, in jedem meiner Worte stecke ein heimliches Gift, meine vertheidigenden Auslegungen seyen blos eine Folge der Furcht, und wenn ich auch nur von der Witterung rede, so habe dies Bezug auf jemand, wo man mir doch mehr den Vorwurf machen könnte, ich sey gar zu offenherzig, besonders wenn ich in Hitze gerathe, welches bald geschieht, als daß ich zu sehr heuchle.

Endlich wurde ich dieser Arbeit überdrüssig, welche mir einen so schlechten Lohn, und so wenig Nutzen brachte, und nahm meine vorigen historischen Untersuchungen wieder vor, ließ aber bald auch diese wieder liegen, und schrieb, damit mein Vaterland doch auch etwas von dieser Art aufzuweisen hätte, und hauptsächlich auf die

drin-

dringenden Bitten einiger vornehmer Freunde — Schauspiele. Das erste war: der politische Kannengiesser, welches 1722 mit dem größten Beifall aufgeführt wurde; das zweite Lucretia, u. s. w. zwanzig an der Zahl, wovon fünfzehn gedruckt wurden.

Durch die unausgesetzte Arbeit wurde meine Gesundheit geschwächt, so daß ich 1725 in die Bäder nach Aachen reisete. Auf der Ueberfahrt über den kleinen Belt büßte ich beinahe durch einen Sturm mein Leben ein. In Amsterdam brachten mich meine Freunde auf andere Gedanken, und anstatt nach Aachen gieng ich nach Paris. Ueber Rotterdam fuhr ich nach Antwerpen; welch ein Unterschied zwischen diesen zwo Städten! In der erstern, nach Amsterdam der vornehmsten Handelsstadt in Holland, war alles lebhaft und in Bewegung; in Antwerpen alles tod und still. Rotterdam hat lauter Reiche, Antwerpen lauter Bettler, dort ist man wohlgesittet und artig, hier grob und unhöflich. Dort trift man alle Religionen an, hier ist alles streng katholisch, wie überhaupt das ganze Land. Städte, Vorstädte, Dörfer, Landstrassen sind dergestalt mit Clöstern und Heiligen angefüllt, daß man eher einen Heiligen, als einen Menschen antrift. In Mecheln führte mich ein gutmüthiger Franziskaner in allen Winkeln seines Clo-

sters herum, und erzählte mir die ganze Lebensgeschichte des heil. Franziscus nach verschiedenen Gemählden, wo er unter anderm bei einem sagte: „Hier kann man sehen, wie der heil. Franziscus Busse thut, und den calviniſchen Glauben abschwört, dem er ergeben war," u. s. f.

Ungeachtet vieler Beschwerlichkeiten lebte ich in Paris sehr vergnügt. Zweimal besuchte ich den berühmten Montfaucon, und fand ihn, ungeachtet er unter Haufen von Büchern begraben lag, so munter und freundlich, als wenn er ganz müssig gewesen wäre. Der Pater Harduin war das nicht, und ließ selten jemand vor sich kommen, der ihm nicht die Hofnung gab, er würde ihn in irgend einer schweren und dunkeln Sache um Rath fragen, und diese auf seine Entscheidung ankommen lassen. Ich besann mich lang, was ich für einen Knoten knüpfen wollte, um mir den Weg zu seiner Zelle zu bahnen? Endlich fiel mir eine gewisse Stelle in Victors Chronik ein, wo von dem Kaiser Anastasius die Rede ist. Dadurch gewann ich meinen Zwek, er erklärte mir die Stelle, und ich ließ es gut seyn. Wie er aber fortfuhr zu sagen, es sollte ihm gar leicht seyn zu beweisen, daß der Kaiser Anastasius gar nie in der Welt gewesen, so konnte ich mich kaum enthalten, überlaut zu lachen. Er war schon sehr alt, und die Zweifeley hatte so

tie-

tiefe Wurzel in ihm geschlagen, daß er immer wieder auf seine vorigen Irrthümer zurückkam, obgleich er sie längst widerrufen hatte. Pater Tournemine war ein angenehmer, beredter und liebenswürdiger Mann, der ganz die Sitten eines Hofmanns hatte. Fontenelle war schon sehr alt, aber immer noch lebhaft und geschäftig. Kurz ich besuchte, was von Gelehrten und Bibliotheken berühmt war. Fast alle Gelehrten gestanden mir selbst, daß die Wissenschaften in diesem Reich im Sinken wären. P. Tournemine gab drei Ursachen an: Erstlich die schlechte Erziehung, welche seit kurzem die Priester fast ganz an sich gezogen hätten. Diese seyen Feinde aller menschlichen Wissenschaften, und hielten dafür, ein junger Geistlicher sey gelehrt genug, wenn er nur wisse, auf eine graziöse Art die Kniee zu beugen, die Hostie herum zu tragen u. dgl. Zweitens das immer mehr überhand nehmende Sittenverderben der Jugend. Drittens die Abnahme der Stipendien und Gnadengelder, die seit dem Tode Ludwig XIV gar sehr geschmälert wurden.

Darin fand ich unter anderm die Pariser seit zehn Jahren verändert, daß das Sittenverderben, besonders aber das Laster der Trunkenheit sehr unter ihnen zu = ihr Religionseifer aber um ein merkliches abgenohmen hatte, denn ich wurde bei weitem nicht mehr so sehr wie das

erste=

erstemal von Religionsdispüten verfolgt und geplagt. Ein einzigesmal machte sich ein alter Mann an mich, und begehrte zu disputiren; ich fragte ihn, ob er neue Gründe für seinen Glauben wüßte, als die in den gedruckten Büchern stühnden? wäre dieses nicht, so sollte er mich in Ruhe lassen, da die tapfersten und klügsten Streiter bisher mit den letzten nichts ausgerichtet hätten. Wie er aber durchaus nicht von mir lassen wollte, so grif ich ihn auf eine ganz neue Art an, indem ich behauptete: Sollten auch die Protestanten irren, da man die heil. Schrift auf so verschiedene Weise erklärt, so könnten ihre Irrthümer unmöglich Gott mißfällig seyn. Die Zuhörer staunten, und ich fuhr fort: die Katholiken glauben, man könne durch gute Werke etwas bei Gott verdienen. Vielleicht haben sie recht. Wir aber glauben weit sicherer das Gegentheil. Denn ein König wird doch nicht böse werden auf einen Unterthan, der, wenn er seine Pflicht treulich thut, nichts weiter damit verdient zu haben glaubt, und wenn ihm der König eine Vergeltung giebt, dieselbe nicht als Verdienst, sondern als eine Gnade ansieht und verdankt. Die Katholiken glauben ein Fegfeuer. Vielleicht haben sie recht. Wir glauben es nicht, sondern daß die Menschen gleich nach dem Tode Rechenschaft von ihrem Leben ablegen müssen,

da-

dadurch werden sie desto mehr zur Tugend ermuntert, wenn ihnen keine Hofnung der Sünde Vergebung nach dem Tode mehr übrig bleibt. Wenn wir irren, daß wir die Heiligen nicht anbeten, so kann dieser Irrthum weder ihnen selbst noch Gott mißfällig seyn, denn wir gehen gerade zur Quelle, wie es Gott uns selbst befohlen, und wenn jene darüber zürnen, so sind sie keine Heilige mehr. Wenn wir in unserer Lehre irren, daß die ungetauften Kinder nicht verdammt werden, so wird uns dies nicht verurtheilen, da wir mit dem Gott die Ehre geben, daß Er keine Unschuldigen strafe. Ists ein Irrthum, daß wir das Abendmal unter beider Gestalt geniessen, so haben wir doch wenigstens das Beispiel dessen, der es eingesetzt hat, vor uns. Wenn wir irren, daß wir das Lesen der heil. Schrift allgemein erlauben, so handeln wir doch sicherer in so fern, daß es weit besser ist, einen irrigen Glauben als gar keinen zu haben, und schwerlich wird sich der Richter der Welt mit dem Bekenntniß zufrieden stellen: „Ich habe aufs allergenaueste geglaubt, was diejenigen glaubten, die mit mir in einer Gasse wohnten. Das Buch, worin mein Glaube enthalten ist, habe ich zwar nie gesehen, sondern mich begnügt, daß es einigen meiner Landsleute zu Gesichte gekommen —“ das hingegen wird ihm besser gefallen: „diese und diese Punk-

te habe ich nach langer und sorgfältiger Untersuchung der Quelle selbst als richtig befunden und geglaubt.“ u. s. w.

Auf dieses schwieg mein Gegner stille, ich aber fuhr fort, die Gegenseite zu beleuchten: Wenn diese unsere Irrthümer mithin unschädlich seyen, wie gefährlich hingegen die der Katholiken so eben angeführte Lehren! Mein Gegner wollte zwar immer aus dem Gleise weichen, ich aber hielt ihn darin fest, und erreichte meine Absicht, daß man mich von nun an unangetastet ließ. Nur einmal noch widerfuhr es mir auf dem Postwagen, da ich von Paris abreisete. Ein geschwäziger Officier erzählte nemlich, wie einige protestantische Soldaten seines Regiments durch ein Wunderwerk zum katholischen Glauben bekehrt worden seyen. Ich schüttelte stillschweigend den Kopf, er nahm dieses für Unglauben, hielt mich für einen Protestanten und fieng ohne Verzug ein Religionsgefechte mit mir an. Ich bat inständigst um Friede, und entschuldigte mich mit Kopfschmerzen, konnte ihn aber nicht erhalten. Um seiner los zu werden, wandte ich mich an eine neben mir sitzende alte Frau, und sprach mit ihr vom Wetter. Sie aber, da sie meinen Unwillen aus allen Zügen las, glaubte, der Officier hätte mich bereits überzeugt, und wollte nun gutmüthig

auch ihr Schärflein zu meiner völligen Bekehrung beitragen; daher fieng sie an, erzählte mir ein ganzes Duzend Wunderwerke, die sie selbst angesehen hätte, und rief den Officier zum Zeugen darüber auf, der sie mit tausend Flüchen bekräftigte, und wiederum neue Mirackel aus seiner eignen Erfahrung hinzufügte, um die Materie vollständig zu machen. Um endlich dieses höchst verdrießliche Geschwäz abzukürzen, erdachte ich auf der Stelle selbst auch einige Mirakel, die seit kurzem in meinem Vaterland geschehen seyn sollten: ich erzählte, daß alle Jahre einige vom Engel Gabriel geschriebene Briefe vom Himmel fielen, wodurch die Lutheraner gewarnet würden, die katholische Religion nicht anzunehmen. Eine schwangere Frau, die dies thun wollte, habe ein Kind mit zwei Köpfen zur Welt gebracht; eine andere sey in dem Augenblick, da sie das Lutherthum abschwören wollte, in einen Flintenstein verwandelt worden. Wie sie nun sahen, daß ich über sie spotte, so wurden sie böse, und ich dadurch auf einmal von allen Wunderwerken befreit.

Während meinem Aufenthalt zu Paris übersetzte ich zwey von meinen Lustspielen ins Französische, und schickte den politischen Kannengiesser an die italiänische Bande nach Fontainebleau. Er hatte zwar ihren ganzen Beyfall,

aber

aber sie wagten es nicht, ihn aufzuführen, aus Furcht, es möchten sich gewisse Herren am Hofe darin getroffen finden. Ueberdas ist der Neid der Pariser gegen alle Dichter, Schauspieler und Schriftsteller, die nicht aus ihrer Stadt gebürtig sind, so groß, daß sie nichts Fremdes neben sich aufkommen lassen, und der Geschmak war überhaupt im Verfall. Die liederlichsten Dinger, die anderwärts nur den niedrigsten Pöbel amüsiren, fanden auf ihrer Bühne den meisten Beyfall, und die alten Comödien Moliere's u. a. durften gar nicht mehr aufgeführt werden.

Endlich mußte ich wieder abreisen, und kam nach einer beschwerlichen Reise und mancherlei Abentheuren glücklich wieder in Coppenhagen an. Hier vollendete ich ein anderes, schon vor meiner Abreise angefangenes satyrisches Gedicht: Metamorphosen, worin, anstatt wie bei Ovidius Menschen in Thiere, allerlei Thiere in Menschen verwandelt werden, Sonnenblumen in Hofdamen, Elstern in Barbierer, Ziegenböcke in Philosophen u. dgl.

Endlich gab ich alle Arbeiten dieser Art auf, da ich mir nur Verdruß damit zuzog, und obgleich meine Freunde öfters neue Lustspiele von mir haben wollten, blieb ich doch bei meinem Entschluß. Bald darauf mußte ich eine Schutzschrift für unsere Ostindische Handlungsgesell-

gesellschaft verfertigen, die damals im grösten Verfall war, und noch dazu von Auswärtigen aus Neid verleumdet wurde. Sie wurde ungemein gut aufgenohmen.

Der 20 October des J. 1728 war der entsetzliche Tag, wo bei einem heftigen Sturme in Copenhagen ein Feuer aufgieng, welches zween Tage wütete, und fast die ganze Stadt mit allen öffentlichen Gebäuden verheerte67 : Strassen, 5 Kirchen, die academische Bibliothek, das Observatorium mit den Instrumenten und der Himmelskugel des Tycho Brahe, das Rathhaus, die ganze Academie, vier Collegia, das Waisenhaus, und überhaupt 3785 Wohnhäuser giengen im Rauch auf. Das Elend unter Vornehmen und Geringen war unbeschreiblich, auch meine Wohnung, Vermögen und Bibliothek gieng zu Grunde, aber mein Gemüth war deswegen nicht niedergeschlagen, weil ich mich von Jugend an zur Enthaltsamkeit und Zufriedenheit mit wenigem gewöhnt hatte. Drey Wochen lang daurte die Angst, da täglich wieder neue Brunsten, und oft mehrere auf einmal in verschiedenen Gegenden der Stadt entstanden.

Wie endlich alle aus diesem Unglück entstandene Verwirrungen zu Ende waren, gieng ich wieder an meine Arbeit und gab 1729 meine Beschreibung der Königreiche Dänemark

und Norwegen heraus, die in zwei Jahren dreymal aufgelegt werden mußte. Die gute Aufnahme derselben ermunterte mich, die Geschichte des Dänischen Reichs bis auf unsere Zeiten zu beschreiben, um so mehr, da noch niemand eine solche versucht hatte, und ich mich also dadurch desto mehr um mein Vaterland verdient machen konnte. Der erste Theil kam 1732 heraus, der zweite 1733 und der dritte 1735. Unzählige Urkunden sind dabei zu Rathe gezogen worden, die ich aus allen Archiven des Reichs und einzelner Provinzen zusammentrieb. Auch meine frühern Schriften kamen dadurch in Ansehen, und mußten wieder neu aufgelegt werden, besonders mein System des Natur- und Völkerrechtes.

1737 folgte ich dem sel. Etatsrath Thom. Bartholin in dem Amt eines Rentmeisters der Academie, welches mir fast alle Zeit wegnahm. Da ich also selbst nicht mehr viel ausarbeiten konnte, so suchte ich andere dazu aufzumuntern, und setzte Preise auf die besten Ausarbeitungen aus, von denen nach und nach fünf Sammlungen gedruckt erschienen. Auf lange aber konnte ich mich von den Wissenschaften unmöglich trennen, und theilte also meine Stunden zwischen dem Mercur und der Minerva; einen Theil derselben wiedmete ich dem ersten aus Pflicht, den

andern der letztern aus Neigung, und nie bin ich dieser so sehr ergeben, als wenn jener mir alle meine Zeit raubt. 1738 kam meine allgemeine Kirchenhistorie heraus, die gleich im folgenden Jahr wieder neu aufgelegt wurde. Ich habe mich in derselben der strengsten Unpartheilichkeit befliessen, die Fehler der Kirchenväter nicht verschwiegen, selbst Ketzer und Päpste gelobt, wenn sie es verdienten, und allenthalben die politische Geschichte damit verbunden. Und so nach und nach mehrere Werke.

Schon vor mehrern Jahren hatte ich ein Buch geschrieben, unter dem Titel: Nicolaus Klims unterirrdische Reise; weil ich aber zu satyrischen Schriften gar keine Lust mehr in mir fand, so blieb es in meinem Pulte verschlossen, und kam blos einigen Freunden zu Gesichte. Ungeachtet ihres öftern Anhaltens, es heraus zu geben, geschah es nicht, bis endlich ein Buchhändler etwas davon erfuhr, und da er hofte, sein Glück damit zu machen, nicht ruhte, bis ich's ihm gab, doch mit Bedingniß, daß er es in die Censur geben und meinen Namen verschweigen sollte, damit ich nicht von den Leuten, welche alle scherzhafte Schriften für sündlich halten, Verdruß erfahren müßte. Das erste und einzige Exemplar, welches aus Deutschland hergebracht wurde, setzte die ganze Stadt in Be-

wegung; diejenigen machten am meisten Auslegungen darüber, die es noch nie gesehen hatten; und erzählten so sonderbare Dinge vom Inhalt desselben, daß ich endlich selbst glaubte, es sey nicht von meinem Buch, sondern von einem ganz andern eines fremden Schriftstellers die Rede. Endlich kamen mehrere Exemplare und vernünftigere Richter, worauf sich der Sturm legte. Ich bin in dieser Satyre, die übrigens auf keine Individuen einen besondern Bezug hat, theils wegen der scharfen Censur, theils wegen dem mißtrauischen Charakter meiner Landsleute, die alles sogleich auf sich deuten, fast nur zu furchtsam gewesen. Hauptsächlich habe ich mich gehütet, gewissen Geistlichen nicht zu nahe zu treten, da ich aus der Erfahrung weiß: Animis quantae cælestibus irae! (*) Dennoch fiengen sogleich einige an, sich gegen mich zu rüsten, und in der ganzen Stadt Feuer zu rufen; wie sie aber merkten, daß sie nur bei wenigen Glauben fünden, so hörten sie von selbst auf. Dieses Buch wurde in kurzer Zeit in sieben Sprachen übersetzt. Ich schrieb es in der lateinischen, hauptsächlich damit es dem gemeinen Mann, der solche Schriften nicht immer recht zu beurtheilen weiß, nicht unter die Hände käme. Was Aufgeklärtere mit Nutzen lesen und verstehen, das

(*) Welches Zornes himmlische Geister fähig sind.

das kann er meist kaum durch die Brille sehen. Ich will es in einer Fabel sagen: Ein Maulwurf hörte, daß die Menschen Brillen brauchten, und bat seine Mutter, ihm ebenfalls eine solche zu kaufen. Die Mutter aber gab ihm zur Antwort: mein Sohn! begehre solche Dinge nicht, die deine Natur nicht bedarf, denn die Brillen, welche für die Menschen sehr dienlich sind, haben für die Maulwürfe nicht den allermindesten Nutzen.

Mit diesem Buche gab ich der Satyre auf immer den Abschied, und verwandte meine Zeit wieder auf die Geschichte; 1742 gab ich die Geschichte des jüdischen Volkes, in 2 Quartbänden heraus. Den Wissenschaften opferte ich jede Stunde auf, die mir von meinem beschwerlichen Rentmeister-Amt übrig blieben, und schrieb entweder oder las, meistens aber alte Bücher. Ueberhaupt sind nicht viel Bücher nach meinem Geschmack, mittelmässige mag ich nur gar nicht leiden, und lese lieber die elendesten Mährchen, als solche. Daher kommt es, daß ich oft an Lectur auskomme, und schon oft gelesene wieder vornehmen muß. Eines meiner Lieblingsbücher, welches mir für jedesmal wieder ganz neu scheint, ist: Grotius de jure belli & pacis, dem ich unter den neuern Schriften dieses Fachs nichts an die Seite zu setzen weiß.

Jedes Wort ist eine Regel, jede Regel ein Orakel, und die Schreibart so schön und reizend, daß man glaubt, einen der besten Alten zu lesen. Unter den römischen Schriftstellern halte ich den Petronius für den größten Meister. Seine historische Schreibart macht selbst dem Livius den Rang streitig, seine Verse sind im Virgilianischen Geiste geschrieben, und sein reicher munterer Witz übertrift alle andern Komiker, hauptsächlich wo er gemeine Redensarten anführt, und die thörigte Schwatzhaftigkeit mit lebendigen Farben ausmahlt. Freilich, für die Jugend ist er nicht. Unter den Dichtern gefällt mir Ovidius am beßten. Er mag hoch oder niedrig, ernsthaft oder munter schreiben, so ist er vollkommen. Seine Metamorphosen sind bei ihrem prachtvollen Schwung so fliessend, leicht und angenehm geschrieben, daß man sie auch Anfängern in die Hände geben kann. Bei allen andern Dichtern merkt man die Kunst, beim Ovid fließt alles aufs natürlichste, und selbst in den feurigsten und lebhaftesten Stellen schweift er niemals aus, und seine Gedichte verlieren nichts von ihrem Geiste, wenn man sie auch in Prosa auflößt. Mit einem Wort: er war allein von der Natur gebildet, und von den Musen genährt und erzogen. Juvenals Satyren kann ich beinahe alle auswendig, ich ziehe ihn dem Horaz vor; dieser

ist munterer, Juvenal aber gründlicher und tiefer dringend. Horaz greift nur einzelne Laster an, bleibt sich nicht immer gleich, und wiederholt sich oft: Juvenal ist weit reicher und fruchtbarer, führt seinen Satz ganz durch und schweift niemals aus; auch seine Moral ist reiner, und er hat Stellen, die ein Christ könnte geschrieben haben. Ebenfalls ziehe ich dem Terenz den Plautus vor; jener mag weniger oder gar keine Fehler haben, aber er ist weit gemeiner als der letztere, dem er an Erfindung, Ausführung, Munterkeit und Witz (vis comica) weit nachsteht. Keiner kam ihm je bei als Moliere. Die Briefe des jüngern Plinius werde ich nie satt zu lesen, und sie gefallen mir weit besser als die des Cicero.

Von den griechischen Schriftstellern habe ich, obgleich ich zu wenig mit der Grammatik bekannt bin, doch ungefehr zwölfe gelesen, einige Comödien des Aristophanes, und mehreremale die Ilias; gestehe aber frey, daß ich an Homer nicht finde, was andere gefunden haben. Ich bewundre seine Schreibart und seinen Geist; aber den Schatz von Weisheit, aus welchem nach dem Urtheil seiner Verehrer Staatsleute, Redner und Krieger schöpfen können, den bin ich nicht so glücklich zu sehen. Nestors Reden haben mir oft den Schweiß ausgetrieben u. s. w. Doch

ich dringe mein Urtheil niemand auf: hanc veniam petimusque damusque. Den Plutarch werde ich nie müde zu lesen, denn er ist ein wahrer Schatz der Weisheit der Alten.

Von neuern Schriftstellern lese ich wenige, einige Geschichtschreiber, als Prideaux, Burnet, P. Daniel und Rapin Thoyras, ausgenohmen, diese aber mit größtem Fleiß und sorgfältiger Prüfung. Soweit Rymers Acta gehen, ist Rapin vortreflich: wo dieser aufhört, greift er wie ein Schiffbrüchiger nach dem ersten beßten, was ihm in die Hände fällt. Doch ist seine Beurtheilungskraft und Wahrheitsliebe groß und ruhmwürdig.

Bei allen meinen Wissenschaften vergesse ich nie den letzten Zweck — Glückseligkeit durch Tugend, und ein ruhiges stilles Leben. Was ich nützliches und nothwendiges zu erinnern habe, das suche ich so munter wie möglich vorzutragen. Ich spotte nicht über Irrthümer und Thorheiten, sondern suche sie blos, als solche, zu entdecken und vor Augen zu legen. Ich bediene mich hierin der socratischen Lehrart mit größtem Vortheil, und greife die Festung nie mit offenbarer Gewalt an, sondern trachte blos, sie zu untergraben, oder den Gegner durch Erdichtungen und Gleichnisse dahin zu bringen, daß er die Wahrheit selbst erkennt. Dennoch

hält

hält man mich für keinen Philosophen, weil ich mich nicht der philosophischen Sprache bediene, und was ich vortrage, so deutlich und verständlich wie möglich zu machen suche. Den Montagne liebe ich sehr wegen seiner Aufrichtigkeit, und würde ihn noch höher schätzen, wenn er weniger von sich selbst redte. Paradoxe Sätze, dergleichen auch er hat, gefallen mir wohl, wofern sie auf Verstand und kräftigen, wenigstens wahrscheinlichen, Gründen beruhen; sind sie aber blos Spiegelfechterei, so hasse ich sie aufs äusserste.

Man hält mich für einen Feind der Metaphysik, und ich bin es, sofern man darunter jene anmassende Wissenschaft versteht, die über die innere Natur Gottes und der Geister mit der größten Zuversicht abspricht, und durch Kunstwörter und unendliche Distinctionen den Gegner im Disputiren zu berücken sucht; nimmt man sie aber in einem bessern Sinn, so halte ich sie für eine sehr edle Wissenschaft. Ich wünschte, daß man sich in derselben aller Demonstrationen a priori über die Natur der Geister und unserer Seele enthielte, einzig auf ihre Wirkungen sähe, die uns vor Augen liegen, und sein Unvermögen in Auflösung jener verborgenen Dinge erkennen lernte, so wie der Dichter sagt:

O uti-

O utinam nobis non fordida veſtis adeſſet,
Vidiſſem propius mea numina. — —

Um die ſyſtematiſche Theologie habe ich mich ebenfalls wenig bekümmert, deſto mehr aber um die chriſtliche Religion, deren Grundſätze ich oft mit der größten Sorgfalt unterſuchte. Hauptſächlich habe ich die Schriften einiger Engländer gegen ſie aufs genauſte geprüft, und unſtatthaft gefunden. Ich glaube nichts, was gegen die Sinne und die allgemeinen Begriffe ſtreitet; ich unterſchreibe keinen Lehrſatz, der den Grundſätzen der Kirche zuwider iſt, zu welcher ich mich bekenne; ich verwerfe alles, was den göttlichen Eigenſchaften zu nahe tritt, oder ihre Vollkommenheit ſchwächt. Daher mißbillige ich die Lehre von der Brodverwandlung, die religioſe Unduldſamkeit, das abſolute Decret Gottes, die Verdammung der Heiden, und die Lehre derer, die jedes unſchuldige Vergnügen verdammen; weil dieſe theils dem Menſchenverſtand zuwider ſind, theils das höchſte Weſen, das ein Freund der Menſchen iſt, zu ihrem Feinde, und anſtatt zu einem gnädigen und gütigen Vater zu einem ſtrengen und neidiſchen Herrn machen. Wahre Frömmigkeit nenne ich nicht die Furcht vor Gott, ſondern die Liebe zu Ihm, die mit Ehrerbietung verbunden iſt. Die mechaniſche Andacht haſſe ich, und

sehe auf die Thaten und den Gehorsam des Menschen, u. s. f.

Mein gegenwärtiges Amt unterbricht öfters mein Studiren, und ich muß manchen Tag blos damit zubringen, Quittungen oder Geschäftsbriefe zu schreiben und Rechnungen einzutragen. Auch nimmt mir mein Landgut in Seeland, Brorup, viel Zeit weg, denn bald muß ich die Klagen der Bauren anhören, bald mit meinen Nachbarn zanken, doch hüte ich mich vor Processen, die mir äusserst zuwider sind, und suche alles in Güte beizulegen. Nicht immer gelingt mir dieses, besonders im Anfang glaubten meine Nachbarn, mit mir, als einem Gelehrten, dürften sie machen, was sie wollten; wie sie aber meine Geduld mißbrauchten, so zeigte ich ihnen, daß ich auch nicht unbewafnet wäre, und nun haben wir Frieden. Mein Landgut war, da ich es kaufte, im elendesten Zustand; nun aber, da es wieder eine bessere Gestalt gewonnen, der Wohlstand meiner Leute verbessert, und ihr unerträgliches Joch erleichtert worden, so fühle ich darüber die innige Zufriedenheit, welche eine Frucht der Ueberzeugung ist, die Pflicht eines rechtschaffenen Bürgers einigermaßen erfüllt zu haben.

Hier würde ich nun diesen Brief schliessen, wenn ich nicht noch zum Beschluß etwas von

mei-

meinen Neigungen und Sitten beifügen müßte.

Von meiner ersten Jugend an fand ich für meine Gesundheit nichts zuträglicher, als die strengste Mäßigkeit: ja ich übertrieb sie sogar bisweilen. Meine Krankheit ist erblich, ich kann sie nicht vertilgen, und brauche auch keine Arzneien dagegen, weil mir ihre Quelle unbekannt ist. Die scharfen und bösen Säfte, die sie verursachen mögen, fahren in meinem Körper herum, und erregen mancherlei, oft schnell abwechselnde Gemüthsbewegungen. Ziehen sie sich nach der Gegend des Herzens, so entdecke ich an allen Menschen Fehler, und fühle überaus grosse Lust, sie mit Satyren zu bestrafen, ja ich lehne mich gegen die ganze Welt auf; ziehen sie sich wieder an einen andern Ort, so ist niemand sanftmüthiger und verträglicher als ich. So oft mich also der Trieb zu reformiren befällt, so halte ich für's rathsamste, zuerst mich selbst zu reformiren, denn ich habe erfahren, daß sich dieser Eifer durch einige abführende Pillen heben läßt. Sobald ich dieses thue, sehe ich das Menschengeschlecht wieder mit bessern Augen an.

Mein Vergnügen ist die Einsamkeit, denn nur wenige Menschen gefallen mir im Umgang ganz, der ist mir zu leise, jener zu laut, der schwatzt mir zu viel, am andern gefallen mir

seine Gebehrden nicht. Deswegen aber hasse ich sie nicht, wie man mir Schuld giebt, sondern weiche sie blos aus. In meinen Schriften ist mehr Scherz als Bitterkeit, und ich greife nicht die Menschen, sondern die Laster an. Viele hal-ten mich für einen Feind der Religion, weil ich in meinen Schriften den Lucian nachgeahmt ha-be: aber so sehr ich dem Aberglauben feind bin, so bin ich es den Spöttern über die Religion noch weit mehr. Am Daseyn Gottes habe ich nie gezweifelt, doch gestehe ich aufrichtig, daß sich vor einigen Jahren durch das Lesen gewisser Bücher verschiedene Zweifel gegen die Offenba-rung bei mir eingeschlichen; denn da ich die Untersuchung der Religion für eine meiner er-sten Pflichten hielt, so habe ich alle Bücher ge-lesen, welche sie bestreiten, die ich nur auftreiben konnte. Die größte Unruhe verursachten mir einige katholische Schriftsteller, die das Ansehen der Bibel zu schwächen suchen, um die Macht der Kirche desto kräftiger behaupten zu können; sie thun das nur verborgener und feiner, was die sogenannten Freigeister öffentlich. Doch ich wurde von meinen Zweifeln wieder geheilt, hauptsächlich durch das unvergleichliche Buch des Abbadie von der Wahrheit der christlichen Reli-gion.

In den Wissenschaften hätte ich es übrigens leicht weiter bringen können, wenn mich nicht öftere Krankheiten in meinem Laufe aufgehalten hätten. Sie sind und bleiben aber in Schmerz, Unmuth und allen Widerwärtigkeiten meine beßte Zuflucht, und ich bin zufrieden, einigermassen wenigstens gezeigt zu haben, daß ich nicht müssig war, daß ich mir bei meinen Mitbürgern ein Angedenken gestiftet, und mich um meine, im Vaterland selbst so verachtete Muttersprache verdient gemacht habe.

Ich werde von vielen des Geitzes beschuldigt, weil ich so sehr eingeschränkt lebe; doch gebe ich den Armen jährlich so viel, als ich zur Unterhaltung eines müssigen Lakaien anwenden müßte, bewohne ein schönes Haus, kleide mich sauber, kaufe Bücher, und habe, um mich von allem Verdachte zu befreien, mein ganzes Vermögen dem gemeinen Wesen vermacht.

Mit dem Alter kommen auch seine Schwachheiten zu mir; meine Stirne wird runzlicht, und meine Gesundheit nimmt ab; ich werde leicht furchtsam und verdrüßlich; ehmals liebte ich die Gesellschaft, nun die Einsamkeit; ehmals war meine größte Freude die Musik, nun kann ich oft das schönste Conzert kaltsinnig anhören; ehmals liebte ich gelehrte oder politische Unterredungen, nun sind mir die geringfügigsten Erzählungen

lungen meiner Bauren oder der Bürgersleute von Stadtneuigkeiten oft weit angenehmer. Insonderheit wollen meine Freunde merken, daß widrige Nachrichten oder Drohungen mich gar zu leicht niederschlagen, und daß ich vor jeder unerwarteten Begegniß, wie viele Leute vor einem Cometen, zittere. Diesen Fehler hatte ich schon in meinen jungen und männlichen Jahren, und bekenne aufrichtig, daß ich der praktischen Philosophie noch nicht so Meister bin, um jede Aufwallung und Uebereilung meines Gemüthes in ihrer Geburt ersticken zu können. Ich muß den ersten Sturm in mir vorübergehen lassen: dann wirken erst die Heilmittel, welche die Philosophen, besonders Cicero und Seneka mir anbieten, und hindern, daß die Wunde nicht wieder aufbricht. Dann lache ich meist selbst am ersten über meine Thorheit. Von meiner ehmaligen Standhaftigkeit ist mir vieles geblieben, und wenn ich von meinen Gegnern angegriffen werde, so vertheidige ich mich aus allen Kräften. Nur allein die fürchte ich, die mich unter dem Schilde der Religion angreifen; sobald ich diese anrücken sehe, so werfe ich ohne Verzug die Waffen von mir, und ergreife die Flucht. Denn ich weiß aus Erfahrung, wie heftig der Eifer heiliger Gemüther zu seyn pflegt, wie unversöhnlich sie sind, und mit welchem Glück sie ihre Kriege führen:

Fausti hirsuta cohors minor est mihi
Castoris ira,
Jnjuste patiens me puto jure pati!

Weil ich mich immer am liebsten der unterdrückten Parthei annehme, so habe ich auch in all meinen Schriften das weibliche Geschlecht in Schutz genohmen, da die meisten Fehler, die man ihm zuschreibt, mehr eine Folge seiner vernachlässigten Erziehung, als ein Mangel seiner Natur sind. Dem unerachtet habe ich mich, auch auf das Zureden meiner Freunde hin, nie verheirathet. Bis in mein vierzigstes Jahr konnte ich aus Armuth keine Frau ernähren, nachher hielten mich noch andere Ursachen davon ab; vielleicht war ich auch über geringe Schwierigkeiten gar zu ängstlich sorgsam.

Es sind noch andere Dinge, welche meine Freunde an mir tadeln, kennten sie mich aber ganz, so würden sie sehen, daß ich mit Bedacht so handle. Bin ich niedergeschlagen, so schreibe ich muntere und scherzhafte Schriften, welche mir für eine Arznei dienen. Ich versage mir eine Menge sinnlicher Vergnügungen, weil ohne Enthaltsamkeit meine Gesundheit nicht bestehen könnte. Ich lebe einsam, weil ich nie weniger allein bin, als wenn ich ohne Gesellschaft bin. Einen Lakaien brauche ich nicht, weil ein solcher für mich ein unnützes Hausgeräth und ein Haus-

kreutz wäre. Ich gehe zu Fuß, um gesund zu seyn. Ich bin lieber in der Stadt als auf dem Lande, nicht daß ich die Landluft nicht vorzöge, sondern weil man in einer grossen Stadt einsamer und weniger gehemmt leben kann, als auf dem Lande. Ich habe vieles geschrieben, weil mir die Zeit verloren schien, die ich nicht den Studien widmen konnte; überzähle ich aber meine Schriften, so scheine ich mir wenig gethan, und meine Zeit halb im Schlafe zugebracht zu haben. Meine Krankheiten hinderten mich oft, besonders die Kopfschmerzen, die ich in einem hohen Grade und oft lange Zeit hatte. Habe ich mich je einigermassen um die Wissenschaften verdient gemacht, so besteht mein Verdienst blos darin, daß ich gesucht habe, den pedantischen Geschmack zu dämpfen, der zu meiner Zeit fast allgemein herrschend war, und ich darf, ohne die mindeste Prahlerei behaupten, daß ich fast der erste unter meinen Landesleuten gewesen bin, den guten Geschmack in der Geschichte, und besonders der Moral, die im Norden gleichsam begraben war, wieder herzustellen. Selbst meine Kränklichkeit beförderte, indem sie mich zwang mancherlei Geschäften zu entsagen, meine Lust zu den Wissenschaften. Die Pallåste der Grossen besuche ich niemals, weil ich mit meinem Zustand vergnügt bin, und keine Ehrentitel begehre.

Man sagt, ich habe überhaupt in meinem Charakter viel von dem der Englischen Nation. Die Engländer selbst sagten oft von mir: „He looks as au Englishman.“ (Er sieht aus wie ein Engländer.) Meine Neigungen aber gleichen ihnen noch weit mehr. Mir hat dieses Volk immer vorzüglich gefallen, und auch ich bin ihm nicht unangenehm gewesen. Man hat mich ausgelacht, daß ich Geld sammle, da ich doch keine Erben hätte. Ich lache deswegen oft selbst über mich. Wie ich noch gar nichts hatte, war ich frey von Sorgen: mit meinem Vermögen aber sind auch Furcht und Sorgen in mein Haus gekommen, und da ich meinem Leibe nicht gütlich thun darf, so habe ich blos die Beschwerden des Reichthums, nicht seine Freuden. Es scheint also, man spotte mit Recht über mich; würde ich aber einen meiner Spötter zum Erben einsetzen, so dürfte derselbe sich doch nicht weigern, mit meinem Reichthum auch die dadurch verursachten Sorgen und Bekümmernisse zu übernehmen — und überhaupt kann man doch nicht sagen, daß derjenige ohne Kinder sterbe, der den Staat zu seinem Erben einsetzt. Indessen so ganz entsetzlich reich, wie die Leute glauben, bin ich doch auch nicht: ich habe blos, was ich mir wünschte, so viel Vermögen, daß ich ohne Sor-

gen und gemächlicher als vorher leben kann. (*) Vor dem Geiz bewahre mich Gott! was ich besitze, habe ich mir durch Fleiß und Arbeit erworben, und durch Mäßigkeit erhalten. Es ist ein Kennzeichen eines vernünftigen Menschen und die Pflicht eines guten Bürgers, zeitliche Mittel auf eine anständige Art zu sammeln, und das Erworbene zu erhalten. Einen Theil meines Vermögens verwende ich zu meiner Nothdurft, einen andern auf die Verbesserung meines Landgutes, den dritten gebe ich, wie gesagt, durch ein Testament dem Staat, damit die Nachkommen mich nicht so wohl für den Besitzer, als für den Verwalter desselben halten.

Die Bücher sind noch immer meine angenehmste Gesellschaft, aber da mein Gedächtnis schwach ist, so vergesse ich alles gleich wieder, oft wollen mir die allerbekanntesten Namen nicht beifallen, und es giebt Augenblicke, wo ich mich selbst auf meinen eigenen besinnen muß. Sollten Sie mich fragen, warum ich denn doch studiere? so würde ich antworten, was jener Professor, der seine Vorlesungen hielt, wenn auch kein einziger Zuhörer vorhanden war: „Ich lese um Gottes und meines Amtes willen:“ oder vielmehr mit dem Dichter:

(*) Er erwarb sich sein grosses Vermögen dadurch, daß er seine Bücher selbst verkaufte.

——— Causa studendi

Ipsis in studiis: ut studeam, studeo.

Nun glaube ich Ihren Willen erfüllt zu haben, da Sie eine Nachricht von meinem Leben, meinen Sitten, Beschäftigungen, Fehlern und Tugenden von mir verlangten. Bin ich zu weitläufig gewesen, so werden Sie dies einem alten Manne verzeihen, da alte Leute insgemein die Weitschweifigkeit lieben. Sie finden hier, was an mir gelobt, und was getadelt zu werden verdient. Die Zeit ist nun da, daß ich mich auf meinen Abschied bereite, und die wenigen Tage meines Lebens, die ich noch übrig habe, für die Besorgung meines Leibes, und die Besserung meiner Seele anwende. Letztere ist das nothwendigste, weil ich im Begriffe stehe, die grosse Reise anzutreten, jene aber darf ich deswegen nicht versäumen: denn die Kräfte des Körpers werden durch das Alter leicht verzehrt, wo man sie nicht, wie die Flamme durch das Oel beständig stärkt und unterhält.

Was Holberg gegen das Ende dieses Aufsatzes von dem Vermächtnis seines Vermögens zum Besten des gemeinen Wesens verspricht, das hielt er. 1747 schenkte er zur Herstellung der Ritteracademie zu Sorôe 70, 000 Thaler, wofür ihn König Friedrich V in den Baronenstand

stand erhob, und seine zwey Güter in Seeland in eine Baronie verwandelte. Auch diese vermachte Holberg der Ritteracademie mit einem neuen Capital von 12000 Thalern, zur Erziehung sechs bürgerlicher Jünglinge. Ein Vermächtnis von 16000 Thalern stiftete er zu Copenhagen zur Ausstattung armer und tugendhafter Mädchen. Seinem Bruder vermachte er eine Leibrente von 300 Thalern, und seiner Schwägerin seine Mobilien, überdas hatten seine Verwandten noch 12000 Thaler zu theilen. Er starb am 28 Jenner 1754.

Gottfried

Gottfried Wilhelm,

Freyherr von Leibnitz.

Aus allen vorhandenen Lebensbeschreibungen und den sieben Quartbänden aller Werke des grossen Mannes sammle ich hier blos theils einige Geständnisse von sich selbst, theils individuelle Züge seines Characters — als eine Beilage zu diesem Band.

Gebohren den 23 Junius 1646 zu Leipzig.

Sobald er die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache ein wenig gefaßt hatte, schritt er sogleich zur Lesung der beßten classischen Autoren. Mit dem ersten Buch der Geschichte des Livius machte er gegen den Rath seines Lehrers, den Anfang, und studirte es mit allem Fleisse durch. Doch hatte er weit mehr Neigung zur Poesie, und las den Virgilius so fleissig, daß er ihn auch im Alter noch von Wort zu Wort in unverrückter Ordnung hersagen konnte.

„ Noch ehe ich völlig vierzehn Jahre alt war,
„ verfertigte ich einst in einem Tage ein Gedicht
„ auf das Pfingstfest in lateinischen Hexametern,
„ 300 Zeilen lang, welches meinen Lehrern nicht
„ übel gefiel. Ein anderer Schüler hätte es ma-
„ chen sollen, damit es über das Fest in der Schule
„ vorgelesen werden könnte, brachte es aber nicht
„ zu Stande, und es wurde mir aufgetragen. "
(Opp. Vol. V, p. 303 u. 304.) (Er schrieb dies an Korthold, der dem Baillet Beiträge zur Ge-schichte gelehrter Kinder lieferte; und fügt bei:)
„ Obschon ich im 17ten Jahr m. Alters bereits
„ Bücher heraus gab, und im 15ten schon gelehrte
„ Aufsätze verfertigte, so suche ich doch eine grös-
„ sere Ehre darin, unter die Greise, die noch
„ Schüler sind, als unter die Kinder, die Ge-
„ lehrte waren, gezählt zu werden. Ich bin,
„ wie Socrates, immer geneigt, zu lernen. "
(ib.)

Er zeigte als Knabe keinen entschiedenen Hang für irgend eine Art von Studien, sondern versuchte alle mit gleicher Lebhaftigkeit. Sein Vater (Professor zu Leipzig) hinterließ eine grosse Bibliothek von seltenen Büchern aus allen Fächern. Leibniz nahm sich vor, alle diese Bücher der Reihe nach zu durchlesen. Da zuerst einige Scholastiker, alte Mathematiker und Des Cartes Schriften ihm in die Hände fielen, so bat er

sich

sich von seinem Lehrer Jacob Thomasius (Vater des berühmten Christian Thomasius) einige Erläuterungen darüber aus, und brachte es in kurzem so weit, daß er diese Bücher alle verstand. Er fieng an, die alten Griechischen Philosophen zu studieren, und nahm sich vor, die Platonische und Aristoteliche Philosophie zu vereinigen.

„Als Knabe schon lernte ich Aristoteles „kennen, und selbst die Scholastiker schreckten „mich nicht ab, damals so wenig als izt. Pla„to und Plotinus ergözten mich; von andern „Alten nichts zu reden. Nachdem ich die Trivi„alschule verlassen hatte, studirte ich die Neuern. „Ich erinnere mich gar wohl, daß ich als ein „Jüngling von 15 Jahren oft ganze Tage in „einem Wäldchen bei Leipzig, Rosenthal ge„nannt, einsam spazieren gieng, um mich mit „mir selber zu berathen, ob ich die substantiellen „Formen annehmen wollte oder nicht?“ (au Remond de Montmort, Opp. V, 8.)

„Vor meinem siebzehnten Jahre gab ich „schon meditationes philosophicas, und vor dem „2osten quaestiones de jure philosophicas, tract. „de Conditionibus, Artem combinatoriam u. a. „heraus. Nichts zu reden von vielen andern „tiefsinnigen Betrachtungen, die ich blos schrift„lich entwarf.“ (an Kortholt, V, 303.) Ein hoher Ton herrscht in diesen ersten Producten

feines Geistes, wie wir ihn gewöhnlich in den Jugendschriften vorzüglicher Köpfe finden, die dunkel die Kräfte ahnden, die in ihnen liegen, und bereits etwas erfunden zu haben sich bewußt sind: „Mehreres fällt mir jetzt über diesen Gegenstand nicht bei," (sagt er in seiner neuen Methode der Jurisprudenz, 1668.) „ich behalte mir aber noch etwas zurück. Ich habe „bereits mehr geoffenbart, als ich mir vorgenohmen hatte, und kein Paragraph dieses Büchleins ist, der nicht eine neue Entdeckung oder „Speculation enthielte. Weil ich nicht Ruhm, „sondern den Nutzen des gemeinen Wesens suche, „habe ich nur die Anfangsbuchstaben meines „Namens vorgesetzt. Meinen Verächtern ist „ihre Unwissenheit Strafe genug. Vielleicht „kömmt eine andere, meiner würdigere Zeit, wo „der Neid besiegt seyn, und die Wahrheit triumphiren wird." Der Schwung seines umfassenden Geistes, der lieber entwarf als ausführte, verräth sich auch in dem dieser Schrift, nach Bacons Manier, beigefügten Catalogus von 31 desideratis, die Verbesserung der Jurisprudenz betreffend. (Opp. III, 3, 230.)

Und ein solcher Mann wurde von der Juristenfacultät zurückgewiesen, da er den Doctorgrad von ihr begehrte! warum? weil die Frau des Dechanten einen Zahn auf ihn hatte! —

Doch

Doch auch Mosheim konnte eine unbeträchtliche Pfarrstelle in seiner Vaterstadt Lübeck, der grosse Haller das Stadtphysicat zu Bern nicht erhalten, und Winkelmann ein Conrectorat in einem elenden brandenburgischen Städtchen nur kümmerlich erbetteln. Perfer & obdura, möchte man jedem aufstrebenden Jüngling mit ähnlichen Erfahrungen zurufen: dolor hic tibi proderit olim! Non si male nunc, & olim sic erit.... Nil desperandum. Teucro duce & auspice Teucro! — — — Leibnitz gieng also nach Altorf, und erhielt den Doctorgrad mit aller Bereitwilligkeit.

In Nürnberg hörte er von einer Gesellschaft, die den Stein der Weisen suchte. Seine Wißbegierde trieb ihn an, auch diese kennen zu lernen. Um ihre Geheimnisse zu erfahren, studierte er alchymistische Bücher, bemerkte sich die dunkelsten Redensarten, schrieb hierauf an den Vorsteher einen Brief, den er selbst nicht verstand, und bat um den Zutritt, den er erhielt; doch, obwohl ihm bald alle Schriften der Gesellschaft übergeben wurden, ohne die geringste Aufklärung dabei zu gewinnen.

In seinem 21sten Jahr 1667. („noch ehe ich nach dem römischen Rechte majorenn war“ Op. V, 304.) wurde er Rath bei der Revisionskammer des Churfürsten von Mainz. 1672 reiseter

er nach Paris, 1673 nach London, und machte sich an beiden Orten mit den gelehrtesten Männern bekannt. In diesem Jahr, da eben sein Gönner, der Churfürst von Mainz gestorben war, und er damit sein ansehnliches Gehalt verlohr, erhielt er einen Ruf nach Hannover, dem er auch folgte, nachdem er vorher eine zweite Reise nach England gemacht hatte.

1691 gieng sein Briefwechsel mit Pelisson über die Grundsätze des Katholicismus an. Man hat seine Mässigung darin auf eine geheime Neigung zum Katholicismus gedeutet, und Herr von Murr thut in seiner Vorrede zu J. G. Eckarts Lebensbeschr. Leibnitzens (Journal zur Kunstgeschichte und Litteratur, VII Th.) einer Handschrift von ihm Meldung, die sich auf der Bibliothek zu Hannover befinden soll, *Systema theologicum* betitelt, die ungefehr um 1680. oder nachher geschrieben seyn möchte, worin Leibnitz die katholische Religion, und selbst die Grundsätze derselben, die von den Protestanten am meisten bestritten werden, sehr ernsthaft, sehr scharfsinnig, aber bescheiden und mit einer edeln Simplicität vertheidige. Seine eigentliche Meinung hierüber wird am beßten von ihm selbst zu vernehmen seyn:

An Madame Brinon, Gesellschafterin der Aebtissin von Maubuisson (Schwester der

Chur-

Churfürstin Sophie) schreibt er, den 19 Jul. 1691.

„Sie haben Recht, mich im Herzen für „einen Katholiken zu halten: ich bin es sogar „öffentlich, denn nur die Hartnäckigkeit (l'opiniatreté) macht den Häretiker, und dieser beschuldigt „mich mein Gewissen, Gott sey Dank, nicht. Das „Wesen des Katholicismus besteht nicht in der „äusserlichen Verbindung mit Rom, denn sonst „müßten die, die ungerechter Weise in den Bann „gethan werden, gegen ihren Willen und ohne „ihre Schuld, aufhören, Katholiken zu seyn. „Die wahre und wesentliche Gemeinschaft, wel„che uns mit dem Leib Jesu Christi vereinigt, „ist die Liebe: alle die, welche die Spaltung „durch ihre Schuld fortsetzen, dadurch, daß sie „der Kirchenvereinigung Hindernisse in den Weg „legen, welche der Liebe zuwider sind, diese sind „die wahren Schismatiker. Die hingegen, wel„che alles was in ihren Kräften steht, thun, „um auch die äusserliche Gemeinschaft zu erhal„ten, sind wahre Katholiken. Sie werden mir, „Madame, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, „zu glauben, daß ich mich vor nichts scheue, wenn „von der Sache Gottes die Rede ist, und ich „werde mich auch nie durch Bedenklichkeiten ab„halten lassen, das vor den Menschen zu beken„nen, was ich für mein und anderer Heil wich-

tig

„tig halte. Ich bin nicht der Mann, der die „Wahrheit für irgend einen zeitlichen Vortheil „verrathen wollte, und habe zu viel Zutrauen zu „der Vorsicht, um mich vor den Folgen eines „aufrichtigen Bekenntnisses meiner Gesinnungen „zu fürchten: zumal da unsere Fürsten gegen „ehrliche Leute, sie mögen seyn von welcher Re„ligion sie wollen, sich gütig bezeigen. &c. (Opp, V. 550.)

So fein er hier seiner Correspondentin aus-schlüpft, und dem Wort Katholicismus einen Sinn unterlegt, nach welchem wohl jeder vernünftige Mann katholisch würde seyn wollen, so sagt er ihr, mein' ich, doch deutlich genug, daß er sich zu dem, was man gewöhnlich Katholisch nennt, weder halten könne noch wolle.

Deutlicher aber drückt er sich in einem spätern Briefe an Burnet, zwar einen Protestanten, aus, vom Jahr 1705 oder 1706. (Der Unterschied von 14 — 15 Jahren ist nicht unwichtig;) Er erzählt ihm, daß auch Grotius beschuldiget wurde, er habe sich nach seiner Rückkunft aus Schweden öffentlich zum katholischen Glauben bekennen wollen, und fährt fort: „Ohne mich „mit Grotius vergleichen zu wollen, darf ich „Ihnen sagen, daß man das gleiche schon mehre„remale von mir gesagt hat, weil ich einige „Lehrsätze der katholischen Kirche gegen die über-

„trie-

„triebenen Beschuldigungen der Protestanten in „Schutz nahm, und günstiger auslegte.“ (Wie sich die Menschen doch immer gleich bleiben, 1690 wie 1790!) „Als man aber weiter gieng, und „sogar von mir foderte, daß ich mich öffentlich „auf jene Seite stellen solle; habe ich mich deut„lich genug erklärt, wie sehr weit ich davon ent„fernt sey. Der Jesuite P. Verjus schrieb mir, „bei Gelegenheit meines chinesischen Briefwechsels, „einen sehr höflichen Brief, worin er bezeugte, „daß er, wenn er könnte, meine Bekehrung ger„ne mit dem ganzen übrigen Rest seines Lebens „erkaufen wollte, und Hr. Pelisson habe ihm „wirklich Hofnung dazu gemacht. Aber Hr. „Pelisson und ich behandelten die Sache mit „vieler Delicatesse, und unterhielten uns blos „von solchen Materien, worin wir beide einig „seyn konnten. Nach seinem Tode wollte Bos„suet den Briefwechsel fortsetzen, nahm aber „einen so absprechenden Ton an, und trieb die „Sachen, dadurch daß er Lehren vorbrachte, die „ich, ohne mein Gewissen und die Wahrheit zu „verrathen, unmöglich zugeben konnte, so weit, „daß ich ihm eben so muthig und fest und in „einem gleich hohen Ton antwortete, um ihm „zu zeigen, so ein gewaltiger Controversist er „wäre, so kennte ich doch seine Feinheiten allzu

„gut,

»gut, um mich davon hintergehen zu lassen.“ (Opp. VI, I. 271.)

Er starb den 14. Nov. 1716 an einer zurückgetretenen Gicht, wogegen er sich durch ein Decoct, das ihm ein Jesuit zu Wien gegeben hatte, helfen wollte. Dies blieb im Leibe zurück, und verursachte ihm in wenigen Stunden den Tod. Seine letzte Arbeit war ein (unvollendeter) Aufsaz über die Sprache der Engel.

Sein Wahlspruch war: „Pars vitae, quo„ties perditur hora, perit.“ „Mit jeder verlor„nen Stunde geht ein Theil des Lebens verlo„ren.“ Und in der That war er ihm treu, und so ängstlich geizig mit der Zeit, daß er sich unaufhörlich mit etwas beschäftigte, und selbst auf Reisen bis in sein hohes Alter entweder die Compendia las, nach welchen er in der Jugend studiert hatte, oder Plane zu Büchern entwarf; jeden neuen Gedanken, der ihm während der Arbeit auffiel, schrieb er auf, und man hat in der Hannöverschen Bibliothek noch einige Millionen solcher kleiner Zeddel von seiner Handschrift, von denen viele kaum eines Fingers lang und breit sind.

„Ich muß mich hier, schreibt er 1706 von „Berlin an Joh. Fabricius, bei den Schau„spielen und andern königlichen Freuden einfin„den, mehr, um nicht ein Sonderling zu schei-

„nen,

„nen, als daß ich wirklich eine Freude daran „hätte. Aber mit dem verfliegt die Zeit, das „kostbarste, unter allem was die Sterblichen „haben, und nichts von alle dem geschieht, was „unendlich wichtiger wäre zu thun.“

Er sprach in Gesellschaften von jedermann Gutes, legte alles aufs Beßte aus, und schonte sogar seiner Feinde, auch wo er Gelegenheit hatte, ihrem Credit zu schaden. Auch in seinem litterarischen Leben fühlte er hierüber sehr zart, und hatte einen Grundsaz, den sich jeder Kritiker nicht sorgfältig genug merken kann: „Ich bin „immer mehr geneigt zu loben, und heraus zu „heben, was ich in den Schriften anderer Gu„tes finde, als das Fehlerhafte zu kritisiren.“ Auch haßte er die nicht, gegen welche er schrieb, und drückte sich bei Baile's Tode so aus: „Ich „hoffe, Baile wird nun in einem höhern Lichte „leben, als uns auf dieser Erde vergönnt ist, da „es ihm sehr wahrscheinlich am guten Willen „niemals mangelte:

„Candidus ignoti miratur limen Olympi
Sub pedibusque videt nubes & sidera Daphnis,
— — — Illic, postquam se lumine vero
Implevit, stellasque vagas miratur & astra
Fixa polis, vidit quanta sub nocte jaceret
Nostra Dies — “

Virgil. & *Lucan.*

Und

Und als Locke starb, wollte er sich nicht mehr bereden lassen, seine Anmerkungen zu dessen Buch vom menschlichen Verstande herauszugeben, wenigstens nicht in Form einer Widerlegung der Lehrsätze eines Verstorbenen. (Disc. de conform. fid. c. rat. §. 87. Opp. V, 65. VI, 273.)

Er ist des Geitzes beschuldigt worden, und selbst seine frugale Lebensart suchte man daraus zu erklären. Doch verwendete er ungemein viel Geld auf seine Erfindungen, besonders auf Vervollkommnung seiner berühmten Rechen-Maschiene, und daß sein Herz nicht so sehr an seinem Reichthum hieng, wie seine Feinde vorgeben wollten, ist ein Beweis, daß er die Besorgung seines Hauswesens seinen Bedienten überließ, deren Eigennutz und Unachtsamkeit er oft sehr theuer bezahlen mußte. Ein Mann, der 230 Pf. Sterling wegschenkt, ist doch wahrlich nicht geitzig zu nennen, sagt Hr. von Murr am a. O. S. 200, und führt dafür das Zeugnis eines Hrn. Kers an, dem Leibnitz ohne sein Wissen eine Schuld von dieser Summe, die er nothgedrungen in Deutschland machen mußte, bezahlte. (Ker erzählt dies in seinen Memoires selbst, wo er sehr bedaurt, daß er auf seiner Reise gerade an dem Tag in Hannover eintraf, an welchem sein Gutthäter gestorben war. „Was mich aber noch mehr betrübte, fährt er fort, war die schlechte

Ehre, welche ihm die Hannoveraner nach seinem Tode erwiesen, denn er wurde mehr wie ein Strassenräuber, denn als ein Mann, der die Zierde seines Vaterlandes war, begraben.“ Ekard besorgte sein Leichenbegängniß. Der ganze Hof war dazu eingeladen, aber es erschien kein Mensch dabey ausser ihm. Denn wenige von den gemeinen Leuten liebten ihn, weil sie seine Verdienste nicht kannten, und ihn für einen Atheisten hielten, wozu noch mag gekommen seyn — daß er höchst selten zur Kirche gieng, darüber von den Predigern öffentlich gescholten wurde, und keinen Geistlichen bei seinem Sterben haben wollte, „indem er niemand etwas zu leide gethan, und nichts zu beichten hätte.“ Seine Erbschaft betrug, ungeachtet seines grossen Einkommens nur 12000 Thaler, die einem Landpfarrer bei Leipzig Friedrich Löffler, zufielen, der ihm nicht einmal einen Grabstein dafür errichtete, und dessen Frau vor Freuden über dieses unerwartete Glück plötzlich den Geist aufgab. Der Pfarrer verlohr darüber seine ganze Gemüthsruhe, weil er sich beständig fürchtete, er möchte darum betrogen, oder gar deswegen ermordet werden.

Paradoxe Schriften las er vorzüglich gern, und besaß ihrer eine große Menge. „Ich liebe „die Paradoxeten, weil ich oft unter ihren Irr-

thü-

„thümern die vortreflichsten Ideen finde.“ — „Ich bin so gebildet, daß ich in allen Schriften „mehr auf das ziele, was ich loben, als was „ich tadeln könne. Darum rühme ich auch „Helmont und Knorr, nicht wegen ihren kaba„listischen Subtilitäten, sondern wegen andern „scharfsinnigen und, wie mir scheint, höchst rich„tigen Ideen;“ schreibt er an Placius, der die Lehren dieser beiden Männer verwarf, ohne auch nur etwas von ihnen hören zu wollen. (Opp. VI, 72.)

Möchten sich doch viele unreife Kritiker unserer Tage merken, was ein Mann wie Leibnitz von sich sagte: „Einen schlechtern Kritiker als „ich bin, giebt es wohl nicht! Ich billige das „meiste, was ich lese. Denn da ich aus Erfah„rung weiß, wie leicht ein Autor mißverstanden „werden kann, so fallen mir während dem Le„sen, auch bei dem, was ich nicht billige, man„cherlei Ausflüchte bei, welche den Verfasser „entschuldigen oder vertheidigen können. Und „so gefällt mir fast alles, nur das eine mehr, „das andere weniger.“ — „Ich habe aus Er„fahrung gelernt, daß man weit sicherer geht, „die Meinungen anderer auf eine günstige Weise „zu deuten, als sie zu widerlegen, und weit „mehr darauf denken müsse, die Gränzen der „Wissenschaften auszudehnen, als die schon da

„sind, zu zerstören.“ — „Polemische Schriften „lese ich daher selten, und entscheide mich über „manche geringfügige theologische Streitigkeiten „gar nie.“ — „Nicht leicht verachte ich etwas, „ausser die Wahrsagerkünste, die pur lauterer „Betrug sind; selbst bei Lullus habe ich schä„tzenswerthe Sachen gefunden.“ [Opp. V, 16. 569. VI, 72. &c.]

„Er that, wie Leßing sagt: (zur Gesch. und Litt. I, 216.) was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freylich unsere neusten Philosophen viel zu träge geworden sind. Er setzte willig sein System bey Seite, und suchte jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.“

„Ich entschließe nichts über wichtige Mei„nungen, bis ich sie mehr als zehnmal überdacht „und auch des Gegners Gründe geprüft habe. „Dieß gewährt mir den Nutzen, daß ich über „solche Materien, die blos ein Gegenstand der „Meditation sind, immer sehr gut zubereitet bin. „Ueber die meisten meiner Meinungen schloß ich „erst noch einer zwanzigjährigen Berathung ab. „Denn früh fieng ich zu denken an, und hatte „noch nicht 15 Jahre, als ich ganze Tage in

„ei-

„einem Walde einsam spazieren gieng, um zwi-
„schen Aristoteles und Democrit zu entschei-
„den. Indessen habe ich, je nachdem meine
„Aufklärung zunahm, meine Grundsäze geändert
„und wieder geändert, und es ist nur ungefehr
„seit 12 Jahren, (Er schrieb dieß 1697.) daß
„ich mich beruhiget finde, und sogar solche Mate-
„rien demonstrieren kann, die vorher keiner De-
„monstration fähig schienen.“ (Opp. VI, 253)

Auch er zweifelte in seiner Jugend an den wichtigsten Wahrheiten. „Nachdem durch die
„Physik und Mathematik viele vorher unerklär-
„liche Gesetze der Körperwelt deutlich gemacht
„wurden, fielen andere darauf, es könnten viel-
„leicht auf diese Weise alle Phänomene der Na-
„tur, ohne daß eine Mitwirkung der Gottheit
„angenohmen würde, durch gewisse ewige Geseze
„erklärt werden u. s. w. Hieraus entstand end-
„lich ein völliger Atheismus. — Ich fieng also
„an, mich im Ernste der Untersuchung der Wahr-
„heit zu wiedmen, um so eifriger, je mehr es
„mich schmerzte, daß ich durch die Sophistereien
„einiger Neulinge des größten Glückes meines
„Lebens, nemlich der Gewißheit einer Unsterb-
„lichkeit nach dem Tode des Körpers, und der
„Hofnung der göttlichen Gnade, die sich einst
„über die Guten und Unschuldigen offenbaren

„wird,

„wird, beraubt werden sollte, u. s. f.“ (Confessio naturae contra Atheistas, Opp. I, p. 5.)

„Es giebt zweierlei Arten von Witz oder „Erfindungskraft, wie zwei Arten des Gedächt„nisses. Eine ist schnell, und hängt vom Genie „ab, eine andere solide, und entsteht aus Beur„theilung. Jene müssen die Redner haben; „diese gehört den langsamern Köpfen zu, die „aber darum zu Geschäften nicht weniger ge„schickt sind. Einige sind in gewissen Zeiten und „Orten ausserordentlich behend, andere ausseror„dentlich langsam. Unter leztere zähle ich mich „selbst, und fühle, daß wenige mir hierin gleich „sind, indem alles Leichte mir schwer, alles „Schwere hingegen leicht ist.“ (Otium Hannov. p. 160.) (*)

Leibnitz war nicht zum ordentlichen Geschäfts- sondern blos zum Gelehrten-Leben, und trug jedes Band unwillig, das ihn an ein bestimmtes Berufsgeschäft fesselte. Selbst die Geschichte von Braunschweig, welche zu schreiben er besol-

det

(*) So sagte auch der bekannte preussische Dichter, Simon Dach, von sich selbst: „Oft sey das poetische „Feuer in ihm so aufgelodert, daß ihm die Adern „hätten zerspringen mögen; anderemale habe er gar „kein Blut in sich gefühlt.“ Erläut. Preussen. „I Band.

det war, kam nicht zu Stande, und in 30 Jahren sammelte er blos die Collectanea dazu. Erst am Ende seines Lebens, da der Hof deswegen Unwillen gegen ihn äußerte, fieng er die Ausarbeitung an. Hannover war ihm zu enge. „Was „mich am meisten verdrießt, ist, daß ich nicht „in einer grossen Stadt, wie Paris oder London „wohnen kann, wo ein Ueberfluß von gelehrten „Männern ist, deren Hülfe und Umgang ich „benutzen könnte. Denn viele Untersuchungen „können nicht durch einen allein betrieben wer„den. Hier aber findet man kaum jemand, mit „dem man sich davon unterhalten könnte, oder „vielmehr, es gehört nicht zu einem Hofmann „dieses Landes, über gelehrte Sachen zu reden, „und ohne die Churfürstin würde noch viel we„niger geredt werden.“ [Opp. V, 232. an Burnet.]

Brucker sagt (vita Leibn. im Anfang): Leibnitz habe an Pelisson historiam vitae, laborum, morum & cogitationum überschickt. Diese scheint verlohren zu seyn. Eckharts Lebensbeschreibung, [in v. Murrs Journal, Th. VII] ist die Quelle aller andern. Feller hat dem Otio Hannoverano einige Supplemente zu Leibnitz Leben vorgesetzt, aber beide werden von einem dritten, der die deutsche Uebersetzung von Fon-

tenel-

tenelle's Eloge mit Anmerkungen herausgab, der Lügen beschuldigt. Feller besonders tadelt Leibnitzen wegen seiner übertriebenen Wißbegierde, Ruhmsucht, Nachlässigkeit in seinem Amt als Braunschweigischer Historiograph, Verheelung seines Bücherschatzes, „damit man nicht erfahren könnte, woraus er schöpfte", u. s. f. Die Anekdote, daß Leibnitz einem Freunde, der ihm in seinen letzten Stunden sagte: es stehe gefährlich um sein Leben; geantwortet haben soll: Er wisse es längst, daß alle Menschen sterben müssen — „will er aus christlicher Liebe nicht glauben."

In dem von Herrn Wesenmeier von Ulm herausgegebenen Briefwechsel Leibnitzens mit Joh. Andr. Schmid (Norimbergae 1788. 8.) enthält der XLII Br. die Geschichte, wie Leibnitz von diesem Feller, der sein Amanuensis war, auf die niederträchtigste Weise um Geld und Handschriften betrogen wurde, wie er ihn durch Gutthaten zu bessern gesucht habe, er aber nur immer ärger geworden, und ihm endlich weggelaufen — hinc illae lachrymae!

Und nun noch eine einzige Stelle von Leibnitz, aus seinen Nouv. Essays, pag. 430. welche, obgleich er in derselben nichts von sich redt, ein Beweis ist, daß er ein — Prophet gewesen.

Er

Er redt von der Gefahr einer unbeschränkten Lehr-Freiheit, besonders in Rücksicht auf die Hauptsätze der natürlichen Religion, und fährt sodann fort:

„Ich finde, daß solche Meinungen (nemlich, daß kein Gott und keine Unsterblichkeit sey,) indem sie je mehr und mehr unter Leuten von der grossen Welt, nach welchen sich die übrigen zu richten pflegen, Liebhaber finden, und sich in die Modebücher einschleichen, alles zu der General-Revolution, von welcher Europa bedroht wird, zubereiten, und die Zerstörung alles dessen vollenden helfen, was von den edeln Grundsätzen der Griechen und Römer, welche die Liebe des Vaterlandes, des gemeinen Wesens und die Sorge für die Nachwelt ihrem eignen Glück und selbst dem Leben vorzogen, bis itzt noch übrig geblieben ist. Der Gemeingeist (publik spirit) vermindert sich ausserordentlich, kömmt je mehr und mehr aus der Mode, und wird noch mehr abnehmen, wenn er aufhört von einer guten Moral und der wahren Religion, wie selbst die gesunde Vernunft sie uns lehrt, unterstützt zu werden. Sogar die Bessern von der entgegengesetzten Seite nehmen kein anderes Principium mehr als die Ehre an. Bei ihnen aber heißt ein Mann von Ehre schon der, der nichts thut, was sie für niederträchtig halten. Und wenn sogar einer aus

Laune

Laune oder um seine Ehrsucht zu befriedigen, Ströme Blutes vergiessen und alles über einander werfen würde, so würden sie letzteres für nichts rechnen, und selbst ein Herostrat ein Held bei ihnen seyn. Laut macht man sich über die Liebe des Vaterlandes lustig, laut macht man die lächerlich, die für das allgemeine Beßte sorgen, und zeigt einer in der reinsten Absicht, die traurigen Aussichten, die sich uns für die Zukunft eröfnen, so ist die Antwort: „Laß diese für sich sorgen!“ Leicht aber dürften solche Leute zuerst das Unglück erfahren, welches sie blos für andere aufbewahrt zu seyn glauben. Kömmt man dieser epidemischen Krankheit, deren üble Wirkungen bereits sichtbar zu werden anfangen, noch in Zeiten vor, so lassen sich ihre Folgen vielleicht noch hemmen; nimmt sie aber überhand, so wird die Vorsicht die Menschen gerade durch die Revolution, die daraus entstehen muß, heilen, und was auch kommen mag, am Ende alles zum Wohl des Ganzen leiten, obgleich dieses ohne die Züchtigung derer, die durch ihre bösen Handlungen wider ihren Willen zur Beförderung des Guten beitrugen, weder erreicht werden wird, noch erreicht werden kann.“

Ende des zweiten Bandes.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

82. 90. 104. 108. 110. 127. 131. 134.
190. 316. 326. 328. 350. 351. 358.

Errata.

S. 155. auf dem Titel muß der Punkt hinter Acosta ausgestrichen werden, denn das folgende: Bild des menschlichen Lebens ist der Titel des Buchs, den ihm Acosta selbst gegeben: Exemplar vitae humanae.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Georg, 1759-1819

Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst

Bd.: 2

Winterthur 1793

Bamberg, Staatsbibliothek -- Coll.vit.o.26(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11440235-5
VD18 80212816-001